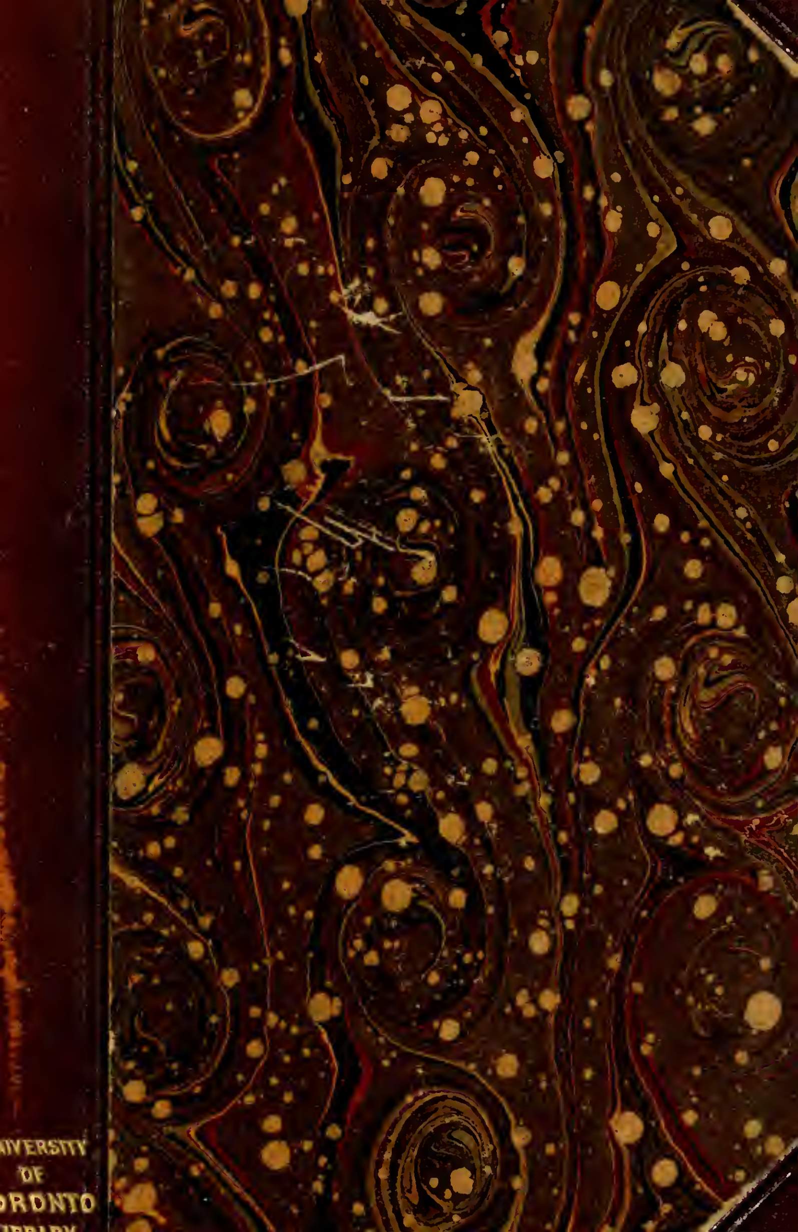

NIVERSITY
OF
ORONTO





Mein Leben

II

Mein Leben

von

Hoffmann von Fallersleben

In verkürzter Form herausgegeben und bis zu des Dichters Tode
fortgeführt von

Dr. H. Gerstenberg

Zweiter Teil



Berlin W
F. Fontane & Co
1894

Mein Leben.

(Band V und VI.)

Fünfter Band.

(1848 bis Frühling 1854).

Zufriedenheit ist ein Vergnügen, V, 1.
Das kann Philistern nur genügen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist Wunsch der stillen
Spießbürger, ohne Kraft und Willen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist nur für Sklaven,
Die glücklich sind nur wenn sie schlafen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist Tod des Strebens
Und Stillstand alles freien Lebens —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Drum will ich bleiben unzufrieden,
Will kämpfen, kämpfen stets hienieden,
Ich kämpfe mit dem Tode noch!*)

So sang ich mich hinein in das Neue Jahr 1848 und ahndete nicht, daß alle Welt unzufrieden mit ihren alten Zuständen sich anschickte, neue bessere zu erkämpfen. Ich lebte die winterliche Zeit

*) Gedruckt in: Deutsches Volksgesangbuch von H. v. F. (Lpz. Engelmann. 1848) Nr. 177 mit der Volksweise eines Liedes, das also beginnt: 'Zufriedenheit ist mein Vergnügen.' H.

jedoch sehr friedlich und sehr zufrieden mit den Verhältnissen, welche mir
durch die gütige Fürsorge meines lieben Freundes Rudolf Müller
V, 2. lieb und werth geworden waren. Ich konnte fleißig arbeiten. Der
Besuch von Verwandten, Freunden und Nachbaren, der auf allen
Gütern üblich ist zu jeder Jahreszeit, hörte auch bei uns nicht auf,
aber er störte mich wenig, mitunter war er mir sogar angenehm.

Das Durchsuchen und Ordnen meiner Bücher machte mir viel
Arbeit und ich konnte damals schon mit Recht darüber anmerken:
'Eine Geschichte meiner Bibliothek wäre zugleich eine Geschichte einer
langen unnützen Quälerei.' Und doch mußte ich einmal wieder ans
Ordnen gehen, wenn ich die vielen Bücher, Flugblätter, schriftlichen
Sammlungen und Musicalien für mich nutzbar machen wollte. Sehr
angenehm war mir die Beschäftigung mit den Volsliedern und
meinen Aphorismen, die ich aus den Acten und Drucksachen der
Zwecklosen Gesellschaft ausschrieb und zusammenstellte. Noch angenehmer
jedoch, daß ich neue Lust am Dichten hatte, ich dichtete aber nur —
Kinderlieder zu schönen Volksweisen. Sie erschienen nachher unter
dem Titel: '37 Lieder für das junge Deutschland. Vom Verfasser
der „Unpolitischen Lieder".' (Leipzig. W. Engelmann. 1848. 8°.
37 SS. mit eingedruckten Melodien).

V, 3. Dr. Zarncke hatte seine Eltern besucht. Wir waren öfter beisammen
und hatten Vieles besprochen. Er reiste den 12. Januar
wieder nach Berlin.

, 3—7. [Dort trat er mit Bettina in Verbindung, welche noch
immer mit dem Plane umging, den Erlös ihres Buches
'Ilius Pamphilius und Ambrosia' dazu zu verwenden, um
die von Hoffmann für seine Bibliothek geforderte Kaufsumme
von 2000 Rℓ. demselben sicher zu stellen. In seinem Briefe
an Hoffmann vom 30. Januar 1848 spricht Zarncke die zuversichtliche
Hoffnung aus, daß Ostern 1849, wenn die Buchhändlerzahlungen
‚eingegangen sind, die 2000 Rℓ. für Hoffmanns
Bibliothek zur Verfügung stehen. In demselben Briefe
theilt Zarncke mit, daß Bettina den zweiten Theil ihres Buches
mit einem Aufsatz über Hoffmann beginnen wolle, und bittet
daher den Dichter um nähere Angaben für diese Arbeit.]

V, 7. Ich suchte nun Alles, was mir für Zarncke's Zwecke geeignet
schien, zusammen und schickte es ihm schon den 3. Februar mit einem

langen Briefe, worin ich auf dieses und jenes noch aufmerksam
machte. Daß ich damals schon damit umging, mein Leben zu
schreiben, erhellt aus folgender Stelle: 'Beifolgende Sammlung theile
ich Ihnen unter der Bedingung mit, daß ich nach nicht zu langer
Zeit, also spätestens Anfang Aprils, Alles wieder erhalte, jedes
Blättchen, jedes Zettelchen. Sie wissen, daß ich seit Jahren damit
umgehe, selbst meine Erlebnisse zu schreiben. Da ich jetzt nicht weiß,
was ich Alles dazu brauche, so muß ich das Gesammelte vollständig
beisammen halten.'

Da in dem Zarnckeschen Anliegen von meiner Poesie gar nicht
die Rede war, so hatte ich mich darüber zunächst ausgesprochen und
zwar also: 'In der ersten Zeit meines dichterischen Auftreten (1821)
haschte ich nach jeder öffentlichen Aeußerung, ohne mich jedoch weiter
dadurch bestimmen zu lassen. Das zeigt die Sammlung meiner Ge- V, 8.
dichte vom Jahre 1827. Da ich mich nie um die Journalistik
kümmerte und früh schon eine amtliche Stellung einnahm, so war
das schon Anlaß genug für die Tagesschriftsteller, mich als einen
Unzünftigen schlecht zu machen und bei jeder Gelegenheit zu necken
und zu zausen. Trotzdem hatte sich nach und nach die Journalistik
zur Anerkennung bequemt und ließ sich im Jahre 1834, als meine
Gedichte in einer neuen zweitheiligen Sammlung erschienen, zu einer
Besprechung und Würdigung herab und beehrte mich sogar hie und
da mit Lob.'

'Meine ganze Poesie mußte damals und muß auch noch jetzt den
Leuten wunderlich erscheinen. Sie ist reine Lyrik und dazu rein
deutsche und will auch weiter nichts sein, unzertrennlich vom Gesang;
sie hat sich allen Beziehungen auf das Ausland und das classische
Alterthum von jeher fern gehalten, und verschmäht allen rhetorischen
Prunk und allen sententiösen Wortschwall; sie knüpft historisch da
an, wo die alte Volkspoesie in ihrer Blüthe war (16. Jahrhundert).*)

*) Niemals habe ich geglaubt, es noch zu erleben, daß ein Litterarhistoriker diese Ansicht oder auch nur eine ähnliche in Bezug auf meine Poesie aussprechen würde. Um so mehr muß es mich überraschen, daß sich jetzt nach vielen Jahren Vilmar, dem die Kritik gründlich selbständige Studien, feinen Blick, geistvolle Auffassung und frische, lebendige Darstellung zugesteht, und den man bei seinem religiösen und politischen Standpuncte doch gewiß nicht einer Parteilichkeit für mich zeihen kann, daß sich derselbe Vilmar in seinem neuesten Buche: 'Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes' (Marburg 1867) S. 81 ff. über meine Landsknechtslieder in diesem Sinne ausspricht.

V, 9. Meine Poesie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hat noch niemand zum Gegenstande besonderer Betrachtung gemacht und daran ist auch wol lange nicht zu denken. Vilmar wäre vielleicht am besten dazu geeignet, wenn ihn nicht seine politische und religiöse Richtung zu befangen machte. Einige Recensenten und Kritiker der neueren Zeit waren auf der rechten Fährte, lenkten aber da ab wo sie weiter gehen sollten, Rosenkranz und Hillebrand z. B. hätten leicht etwas Besseres, Treffenderes sagen können; andere ließen sich durch politische Ansichten gänzlich verblenden.'

10—12. [Schon am 11. Februar meldet Zarncke, daß Bettina im zweiten Theil ihres Buches ausführlich über Hoffmann handeln und das Ganze dann dem König vorlegen will, um seine Theilnahme für den Dichter zu erwecken. Endlich liegt
14—19. im Nachlaß noch ein dritter Brief Zarnckes vom 2. März 1848 über diese Angelegenheit vor. Hier zeigt sich bereits ein Umschwung, Zarncke klagt, daß auf Bettina gar zu wenig Verlaß sei, daß sie lieber in stündlich neuen Entwürfen herumvagiere, als etwas Bestimmtes energisch wolle. Weiter liegt über die Sache im Nachlaß nichts vor, und offenbar ist auch nichts erfolgt. Bei Bettina war vermuthlich das Feuer der Begeisterung schnell verflogen, und ihr Plan, wie so mancher andere, wurde nicht in die That umgesetzt. Vielleicht machte es auch der buchhändlerische Mißerfolg ihres Buches der Bettina unmöglich, Hoffmann in der angedeuteten Weise zu unterstützen.]

, 12. In der Mitte Februars machte ich einen Ausflug nach Wismar auf einige Tage, die ich im Kreise von Freunden und Bekannten sehr angenehm verlebte. Ich wohnte auch einer Sitzung des 'gesellig-wissenschaftlichen Vereines' bei. Dr. Haupt hielt einen Vortrag über die Reformbestrebungen auf dem mekklenburgischen Landtag, worauf denn ein gemeinschaftliches Abendessen mit Trinksprüchen und Liedern folgte. Es ging nun einmal nicht anders: bei solchen Gelegenheiten
, 13. mußte ich singen, einerlei ob gern oder nicht. Meine drei Lieder wurden mit Beifall aufgenommen, daß sie aber je zur Wahrheit werden würden, daran dachte niemand. So sang ich denn auch:

Der Sommer ist gekommen
Für das deutsche Vaterland.

Frisch auf drum, deutscher Michel,
Jetzt nimm die Sens' und die Sichel!
Alle Welt fort ins Feld,
Frisch und froh wie ein Held!
Nimm die Sichel :,: :,: in die Hand,
Und schneide, schneid' und erndte! *)

und es war ein altes Lied, schon vom Jahre 1843, paßte aber als ob es eben frisch gemacht wäre. Denn daß dies harmlose politische Leben seine Endschaft erreicht hatte, war vorauszusehen. Noch in Wismar erfuhr ich aus den Zeitungen schon von den Münchener Studenten-Unruhen und dem Umschwung der Dinge in Neapel.

Den 19. Februar war ich wieder in Holdorf. Mit wachsender Theilnahme verfolgten wir den Gang der Begebenheiten. Schon Ende Februars erfuhren wir von den Unruhen in Paris und den 1. März, daß der König der Franzosen fortgejagt und die Republik ausgerufen sei.

Die politische Aufregung war bei uns sehr groß und wurde V, 20
durch die wichtigen Berichte der Zeitungen täglich gesteigert. Was bisher in Meklenburg geschah, schien uns zu wenig; wir wollten eine raschere, selbst mäßigen Wünschen genügendere Entwickelung. Leider waren damit unsere Freunde nicht einverstanden und einer meinte sogar, man müsse die Bewegung dämpfen. Am 14. März reiste ich nach Hamburg. Zunächst trieb mich dorthin der Wunsch, den politischen Nachrichten näher zu sein und auch die Volksstimmung kennen zu lernen. Ich fand Gelegenheit mit und bei meinen Freunden und Bekannten viel Neues zu erfahren, von Augenzeugen und aus Zeitungen. Am 19. März Mittags hörte ich zuerst von den Berliner Ereignissen und Abends nach 10 Uhr auf dem Bahnhofe die Bestätigung. Am 21. las ich den preußischen Amnestieerlaß und beschloß sofort meine Abreise. Den 22. besuchte ich noch Julius Campe. Er schenkte mir ein Exemplar meiner Unpolitischen Lieder und bemerkte dabei mit jener ihm eigenen unnachahmlichen wohlwollend lächelnden Miene: 'Die Unpolitischen Lieder sind jetzt Maculatur!'

*) Gedichtet zu Mannheim am 25. August 1843; in die Ges. W. nicht aufgenommen; es findet sich u. a. im 'Deutschen Volksgesangbuch von H. v. F.' (Leipzig. 1848. Nr. 35). G.

Ich ging dann über Hagenow und Schwerin nach Holdorf. Ich fand einen Brief von Erk vor, der unter den frischen Eindrücken der Ereignisse vom 18. und 19. März geschrieben war. Darin heißt
, 21. es denn unter anderm: 'Es ist eine schöne Zeit, in der wir leben. Kommen Sie zu uns und helfen mit Ihrem Rath und mit Ihrer Gesinnung, um das Vaterland zu stärken. Die Ruhe in Holdorf ist zwar schön, aber sie wird aufgewogen durch andere und viel wichtigere Rücksichten gegen das Vaterland. In Preußen sitzen jetzt viele Männer am Ruder, die Ihnen wohlwollen. Bedenken Sie, daß Sie noch eine Fülle von Kraft besitzen, die dem Vaterlande geopfert werden muß. Für Männer Ihrer Gesinnung ist es nicht mehr an der Zeit, sich als müßige Zuschauer zu geberden. Vereinigt müssen sie wirken, weil es noch Tag ist. Also heran, werther Freund, und gezeigt, daß Sie noch immer der Alte geblieben sind! Ein 'grimmiges' Vivat steht Ihnen nicht mehr zu erwarten.'

Bald darauf schrieb mir Diesterweg und lud mich ein, an der
, 23. Nationalzeitung mitzuarbeiten. Den Tag nach meinem Geburtstage trat ich meine Reise nach Berlin an und traf am 5. April dort ein. Ich wunderte mich nicht wenig, daß Berlin, welches sonst durch sein
, 24. buntes wühliges Leben und Treiben an eine Weltstadt erinnerte, so still und ruhig war, daß sich nirgend Soldaten, nirgend Polizisten und Gendarmen blicken ließen. Ich war bei Erk eingekehrt. Wir machten einen Spaziergang durch die Stadt. Ich glaubte noch Spuren von dem Straßenkampfe zu finden, es war aber wenig mehr zu sehen, hie und da Kugellöcher in den Wänden der Häuser. Der auch in den Zeitungen besprochene Brunnenpfeiler auf der Breiten Straße stand noch. Oben hatte eine Kanonenkugel eingeschlagen und unter der Oeffnung war aufgeklebt die Ansprache des Königs 'An meine lieben Berliner.'

Ich blieb vier Tage, die mir aber in dem weitläufigen zeitraubenden Berlin wie Ein Tag vergingen. Ich besuchte Nauwerck und die Redacteure der Nationalzeitung Rutenberg und Zabel, und mit Erk Frau Bettina, die uns die lange Verfolgungsgeschichte ihres letzten Buches erzählte. Nachdem ich mit Erk die Herausgabe des Volksgesangbuchs gehörig besprochen und dann beschlossen hatte, reiste ich den 9. April ab und kam den 13. in Breslau an. Abends ging ich in den Löwenkeller. Wie war ich überrascht, als ich unter diese

Kellergäste gerieth! Ich dachte wirklich einen Augenblick, ich wäre in
einen Revolutionsconvent gerathen. Junge und alte Leute von ver- V, 25.
schiedenen Lebensberufen, Bürgerwehrmänner mit Schlepp- und anderen
Säbeln sprachen lärmend und laut ihre politischen Ansichten aus,
keiner ließ den anderen recht zu Worte kommen. War das ein
Lärm, ein Getöse! Ich kannte meine 'guttmittigen' Breslauer nicht
wieder.

Am 15. April kam ich beim Staatsministerium ein um Wieder-
einsetzung in meine Professur, in Folge des königlichen Amnestie-
erlasses vom 20. März, worin es ausdrücklich heißt: '— und weil
Ich die neu anbrechende große Zukunft Unseres Vaterlandes nicht
durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkünde Ich hiermit:
Vergebung allen denen, die wegen politischer oder
durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen
angeklagt oder verurtheilt worden sind.' — Den Tag
über hielt ich mich sehr zurückgezogen, den Abend besuchte ich mit
Resch den Annakeller. Viele in der Gesellschaft, die sich plötzlich zu
tapferen Fortschrittsmännern hinauf geschwindelt hatten, blickten auf
mich in ihrem stolzen Selbstbewußtsein mitleidig herab.

In diesen Tagen sah man in Breslau an mehreren Straßen- V, 27.
ecken einen großen gelben Bogen angeklebt: 'Der Minister in der
Hölle',*) illustriert. Ich war nicht wenig überrascht: das Gedicht
war von mir, ich hatte aber an dieser Art von Veröffentlichung
und noch dazu in jetziger Zeit nicht den mindesten Antheil. In
Berlin hingegen glaubte man, das Gedicht sei jetzt erst von mir ver-
faßt und das Bild dazu von mir veranlaßt. Man konnte sich nicht
denken, daß in einer Zeit, wo Wort und Bild erst wieder frei ge-
worden waren, selbst die harmlosesten Menschen einen Kitzel verspürten,
auch einmal etwas auszuführen was früher sehr strafbar gewesen
wäre. Das Gedicht ist allerdings von mir in Breslau verfaßt, aber
schon im Jahre 1842, und steht zuerst gedruckt in den 'Deutschen
Liedern aus der Schweiz' 1842. S. 146, fällt also unter die Amnestie
vom 20. März 1848. Aus sicherer Quelle habe ich später erfahren,
daß gerade dieser Eckenanschlag ein Hauptgrund gewesen ist, mich
nicht wieder anzustellen. Einem Minister in Amt und Würden sollte

*) Ges. W. Bd. IV. S. 254. 255. G.

es doch gleichgültig sein, ob sein früherer College in der Hölle oder sonstwo ist.

V, 29. Abends besuchte ich den 'demokratischen Club.' Wie sehr Mancher von der Macht und dem Einflusse der Demokraten überzeugt war, das konnte ich aus manchen Aeußerungen abnehmen. So bemerkte mir einer, als ich sagte, ich hätte mich an das Staatsministerium wegen Wiederanstellung gewendet: 'Was? an das Ministerium? wozu? Besteigen Sie morgen das Katheder, lesen Sie, das ist eine vollendete Thatsache, und — Sie sind wieder Professor in Amt und Würden!'

Denselben Abend wurden noch mehrere Katzenmusiken gebracht. Den folgenden Abend begnügte sich das Volk nicht mehr mit diesen zeitgemäßen Kunstleistungen, es tobte lärmend auf den Straßen umher und fing in seinem Uebermuth an, mehrere Bäckerläden zu stürmen und zu plündern. Erst um 12 Uhr ward es ruhig und um 1 wurden erst Soldaten sichtbar. Das was ich bis jetzt gehört und gesehen, war durchaus nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken auf die Fähigkeit derjenigen, welche sich an die Spitze der Volksbewegung gedrängt hatten. Verstimmt über die schon jetzt von mancherlei Seiten gefährdete politische Entwickelung verließ ich Breslau.

V, 30. Am 18. April war ich in Görlitz. Man beabsichtigte mir einen Fackelzug zu bringen. Das unterblieb, weil man erfahren hatte, daß ich dergleichen Kundgebungen, wie gut sie auch gemeint, doch in jetziger Zeit für unpassend hielt. Trotzdem fanden sich einige Sänger vor unserem Hause ein — ich wohnte bei Leopold Haupt — und brachten mir ein Ständchen.

Den andern Tag begab ich mich nach Berlin, kehrte bei Erk wieder ein, besprach mit ihm das Volksgesangbuch und setzte dann am 20. April meine Reise fort. Ich blieb nur wenige Tage in Holdorf, den 6. Mai war ich wieder bei Erk. Wir arbeiteten nun sehr fleißig an dem Volksgesangbuch, ich hatte keine Zeit mich um andere Dinge viel zu bekümmern. Hofrath Feiler, den ich zuweilen sah, gab mir Nachricht über den Stand meiner Anstellungs-Angelegen-
V, 31. heit. Den 11. Mai erzählte er mir, der neue Cultusminister Graf Schwerin habe drei Räthen meine Sache übergeben und gesagt: 'Es versteht sich von selbst, daß er wieder angestellt wird.'

Mit Herrn Jellinghaus von Magdeburg war ich öfter zusammen. Mit ihm ging ich in die Versammlung im Opernhause, wo unter dem Vorsitze von Prutz die Wahlcandidaten für Frankfurt aufgestellt werden sollten. Man bestürmte mich, doch auch aufzutreten, ich würde gewiß gewählt ꝛc. Nachdem ich einige Augenblicke zugehört hatte, war meine Neugier befriedigt und wir gingen weiter.

Unser gemeinschaftlich begonnenes Buch war fertig. Am Tage
der Eröffnung des deutschen Parlaments, 18. Mai, schrieb ich mein
Vorwort. Erk wollte nicht auf dem Titel stehen. Ich konnte aber
doch seinen Antheil nicht verschweigen und suchte seinen Verdiensten
in der Vorrede gerecht zu werden. Das Buch erschien in kleinem V, 32.
Formate unter dem Titel: 'Deutsches Volksgesangbuch von Hoffmann
von Fallersleben. Mit 175 eingedruckten Singweisen, und Nachrichten
über die Dichter und Tonsetzer.' (Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann. 1848. 188 SS.).

Den 20. Mai verließ ich Berlin. Vier Wochen war ich dann wieder in Meklenburg, meist in Holdorf. Schnelle erzählte mir viel vom Vorparlamente und von dem Funfzigerausschuß, dessen Mitglied er gewesen war. Ich kam öfter wieder nach Buchholz, und machte einen mehrtägigen Ausflug nach Hohenfelde. Sonst lebte ich in ländlicher Stille und arbeitete fleißig. Schon lange hatte ich daran gedacht, das deutsche Volksleben in Liedern darzustellen. Jetzt ging ich an die Ausführung. Ich suchte aus meinen gedruckten und handschriftlichen Liedern Alles hervor was in diesen Rahmen paßte. Ich ordnete dann die ganze Ausbeute nach den Jahreszeiten und suchte durch neue Lieder die Lücken auszufüllen. Es war für mich eine wohlthuende Beschäftigung, daß in diesen Tagen der Aufregung und Ermattung, während sich Andere mit der politischen Seite unseres Volkes abmühten, ich mich an seiner poetischen freuen und erquicken konnte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin traf ich am 2. Juli V, 33.
in Fallersleben ein, hocherfreut daß ich endlich unangefochten meine V, 34.
Heimat und mein Geburtshaus wieder betreten durfte. Als ich eben
angekommen war, führte man mich in eine Volksversammlung. Ich
war nicht wenig erstaunt über die völlig verwandelten ehrsamen Spieß-
bürger. Wenn sie sonst zusammen kamen und sich über das Wetter
und ihre Tagesbeschäftigungen ausgesprochen hatten, setzten sie sich

an den Spieltisch und ihre ganze Unterhaltung drehte sich um's Spiel, und wenn das letzte Spiel gemacht, die Pfeife ausgeraucht und das Glas ausgetrunken war, ging jeder sehr befriedigt nach Haus. Jetzt hatte sich eine lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aller Gemüther bemächtigt, man kam zusammen, las Zeitungen und besprach sich über die Tagesfragen und Neuigkeiten, es war eine Bürgerwehr und ein politischer Club entstanden, und der bisherige Gesangverein zu frischem Leben erwacht.

V, 36. Am **15.** Juli ging ich über Braunschweig nach Hannover. Um **10** Uhr brachten mir die Turner mit Fahne und Fackeln ein Ständchen, begleitet von einer großen Volksmenge. Ich freute mich sehr: es war eine öffentliche Antwort des Volkes auf die geheimen Umtriebe der hannoverschen Regierung gegen mich, aber freilich kein Schutzmittel gegen spätere Unbill. Ich dankte mit einem zeitgemäßen Spruche. Ich sprach sehr laut und deutlich, jedes Wort hallte wieder auf dem weiten Platze. Die Ruhe und Stille der vielen Hörer war so groß,
V, 37. daß ich selbst feierlich gestimmt und innig bewegt wurde. — Ich war dann auf einige Tage bei meinen Verwandten in Bothfeld, hierauf in Braunschweig, endlich abermals in Fallersleben. Den nächsten Sonntag (30. Juli) ging ich in die Kirche. Der Pastor nahm in seiner Predigt Bezug auf die Zeitverhältnisse und schloß mit einem alle Herzen sehr ergreifenden Gebete. Als ich heim kam, hatte sich eben die Bürgerwehr vor unserm Hause aufgestellt und begrüßte mich mit einem Hoch. Es war ihr Dank für das Wehrmannslied, das
V, 38. ich für sie gedichtet und gedruckt ihr verehrt hatte.*) Trotz dem vielen Erfreulichen, was ich erlebte, wurde die Erinnerung an meine Ausweisung immer wieder wach, die fünf Jahre der Verbannung aus meiner Heimat konnte ich noch immer nicht vergessen.**)

V, 39. Den **5.** August nahm ich Abschied von den Meinigen. Die nächste Zeit bis zu Anfang Octobers war ich wieder in Meklenburg, meist in Holdorf. Nach so vieler Aufregung und Anstrengung suchte ich Ruhe und Stille, und ich fand beides. Auch glaubte ich hier die Entwickelung meiner Wiederanstellungssache besser abwarten zu können.

*) Ges. W. Bd. V. S. 73. 74. G.

**) Dieser Empfindung entstammt das Lied: „So mußt' ich fliehn aus meiner Heimat." Ges. W. Bd. I. S. 61. 62. G.

Obschon ich der politischen Entwickelung Meklenburgs bisher viele V, 41.
Theilnahme gewidmet hatte, so hielt ich doch jetzt eine weitere Mitwirkung für übrig, meine Freunde nahmen sich der Sache eifrig an und erzielten an den meisten Orten ganz ihren Wünschen entsprechende Erfolge. Ueberdem betrachtete ich mich seit Erlaß der Amnestie wieder als einen Angehörigen des preußischen Staats und mein meklenburgisches Hintersassenrecht als erloschen. Dennoch betheiligte ich mich noch bei den Wahlen der Wahlmänner und der Abgeordneten.

Den 9. October reiste ich nach Berlin, um an Ort und Stelle meine Angelegenheiten besser zu betreiben. Am 10. gehe ich zu Ladenberg; obschon seine Sprechstunde ist, werde ich — nicht angenommen. Daraufhin überreicht am 11. October ein Freund meine V, 42.
Eingabe wegen Wiederanstellung dem Ministerpräsidenten von Pfuel. Noch denselben Abend erzählt mir Feiler aus den ministeriellen Verhandlungen, daß ich Wartegeld, wahrscheinlich mit Abzug von 100 Thlr., bekommen würde.

Am 20. October begab ich mich nun nach Meklenburg. In der V, 44.
Freude, daß ich doch etwas für mich erreicht hatte, kehrte ich nach Holdorf zurück, um es bald für immer zu verlassen. Nach einigen Tagen erhielt ich ein Schreiben des Cultusministers vom 20. October, wonach mir ein Wartegeld von 375 Thlr. zugesichert ward. Weil zur Erhebung dieses Geldes ein fester Wohnsitz in Preußen V, 45.
nothwendig war, so bereitete ich Alles vor zu meiner Uebersiedelung. Nach zehn Tagen hatte ich meine Sachen geordnet und eingepackt und am 30. October nahm ich von Rudolf Abschied.

31. October bis 27. November in Berlin. Auf der Bibliothek bin V, 46.
ich häufig und sehe die Liedersammlungen durch, außerdem vollende V, 47.
ich zu Hause das Verzeichniß der Compositionen meiner Lieder, welches in der 'musikalischen Zeitung' erscheinen soll.

9. November. Große Aufregung in der Stadt. Die National-Versammlung, vom König aufgelöst, tagt weiter. Um 12 Nachts besuche ich in Begleitung einiger Abgeordneten den Saal der National-Versammlung und setze mich auf den Präsidentenstuhl. Ringsum Alles still und leer. Sic transit gloria mundi.

10. November. Ich gehe erst nach 11 Uhr aus, als eben die Bürgerwehr zusammen getrommelt wird. Bald darauf ist von ihr das Schauspielhaus ringsum besetzt. Auf die Kunde: 'die Soldaten

kommen!', eile ich unter die Linden und sehe dann vom Opernplatze aus mir den Einmarsch der Truppen an. Darauf eile ich nach dem
V, 48. Gendarmenmarkt und finde einen Platz unter der Bürgerwehr oben auf der Treppe des Schauspielhauses. Drinnen tagt die National-Versammlung, draußen haben sich neben der Bürgerwehr Soldaten aufgestellt. Ein seltsames Schauspiel! Es finden Verhandlungen statt zwischen Wrangel und Rimpler, dem Bürgerwehr-Commandanten. Ich bleibe bis nach Sonnenuntergang, besuche die National-Zeitung und als ich von da zurückkehre, ist auf dem Gendarmenmarkte keine Bürgerwehr und kein Wrangel mehr.

V, 52. 18. November. Um 10 Uhr Morgens zur Civil-Pensions-Casse in der Hausvogtei. Aus dem Finanzministerium ist noch kein Anweisungs-Rescript eingelaufen. Ich gehe ins Finanzministerium. Soldaten wehren mir den Eingang. Nachdem ich nachgewiesen, was ich will, darf ich eintreten. Nach langem Warten wird mir die Anweisung zugestellt. Ich kehre zur Casse zurück. Man macht mir viele Schwierigkeiten, ich soll z. B. nachweisen, daß ich seit dem 20. März in Preußen gewohnt habe und dergleichen. Nach stundenlangem Hin- und Hergeschicke und Fragen werden mir endlich die 250 Thlr. ausgezahlt.

Es war mir jetzt unheimlich geworden: überall wo man ging,
V, 53. wohin man kam, Soldaten, Constabler und Gendarmen, überall Unmuth, Niedergeschlagenheit, Furcht und Angst. Ich sah mir noch einige Tage die Sache an und reiste ab, zunächst nach Köthen.

Den 27. November ging ich nach Leipzig und verweilte dort einige Tage, wozu ich mancherlei Anlaß hatte. Bussenius wünschte, daß ich eine neue Ausgabe meiner politischen Gedichte veranstaltete unter dem Titel: „Zeitlieder." Ob er den Verlag für sich oder für das Verlagsbureau (Arnold Ruge) übernehmen wollte, weiß ich nicht mehr. Ich ging darauf ein, meinte jedoch, daß ich nur in Holdorf, wo noch meine sämmtlichen Schriften zurückgeblieben wären, ein solches Unternehmen jetzt ausführen könnte.

V, 55. Ueber Köthen begab ich mich nach Braunschweig (5. December). Der Ort hatte damals eine ganz besondere Anziehungskraft für mich. Er war mir freilich immer lieb durch die Erinnerungen an meine Jugend, und in den letzten Jahren lieb geworden durch die freundliche Anerkennung meiner Gesinnung und Dichtung. Was mich aber

jetzt mehr freute als alles das, war meine Nichte Ida zum Berge, die hier lebte. Sie wollte sich zur Clavierspielerin und Lehrerin ausbilden, wohnte in der Pensionsanstalt von Fräulein Luise Grünert und ertheilte dort und in einigen Familien Clavierunterricht, während sie vom Herrn Praun selbst Unterricht empfing. Ida war in diesen Lebensberuf auf eigene Neigung, mehr aber noch auf den innigen Wunsch und durch die Unterstützung der Frau Sturtevant gelangt, die sich durch liebevolle Theilnahme seit Jahren als eine Freundin von Idas Familie bewiesen hatte.

Vor zwei Jahren sah ich hier Ida zuerst. Durch ihr anmuthiges Wesen und ihr treffliches Clavierspiel erregte sie meine Aufmerksamkeit. Sie war ein junges hübsches liebenswürdiges Mädchen, das wie so manches andere mich im Augenblicke freute, dann aber, wenn auch nicht vergessen, doch nicht die Sehnsucht in meinem Herzen hinterließ, sie durchaus wiedersehen zu müssen. Am 1. Juli dieses Jahres sah ich sie wieder. Sie trat in unendlicher Freude mir entgegen, eine Jungfrau in der Fülle der Jugend und mit einer lieblichen Anmuth und Selbstständigkeit in ihrem Wesen, daß ich erstaunt und entzückt war. Kein Wunder, daß ich seitdem eine stille Sehnsucht nach ihr hegte.

Und so kam ich denn jetzt mitten im Winter nach Braunschweig und blieb hier sechs Tage. Wie sehr ich durch gegenseitige Besuche V, 56.
und Einladungen in Anspruch genommen war, so mußte ich doch Ida jeden Tag sehen und sprechen. Ich fühlte, daß sie mir mehr geworden war als meine Nichte und ich schied endlich von ihr in dem frohen Gedanken, daß ich durch sie und mit ihr endlich ein Glück erreichen würde, das ich oft gesucht, aber nie gefunden hatte.

Darum dachte ich denn jetzt ernstlicher als je daran, eine Stellung zu gewinnen, die es mir möglich machte, einen häuslichen Heerd zu gründen. Ich ergriff jede Gelegenheit, welche mir Hoffnung dazu bot. Ich hatte aus guter Quelle vernommen, der Wolfenbütteler Bibliothecar Dr. Schönemann wolle seinen Abschied nehmen, weil er jetzt völlig erblindet seinem Amte nicht mehr vorstehen könne. Ich begab mich deshalb zum Minister von Geyso und bat ihn, mich zu berücksichtigen, wenn es wirklich einmal dazu käme, dem Dr. Schönemann einen Nachfolger zu geben. Wir sprachen wol eine Stunde mit einander. Der Herr Minister war sehr freundlich, er meinte,

wenn einmal die Stelle in Wolfenbüttel erledigt wäre, so würde er meiner gedenken, und sagte zuletzt: 'Ich werde das also, was Sie mir mitgetheilt haben, als amtlich betrachten; es bedarf Ihrerseits weiter keiner Eingabe.'

V. 57. Den 11. December kehrte ich nach Berlin zurück, um dort meinen
V, 58. bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Daselbst erhielt ich aber sofort von der Polizei den Befehl, die Residenz binnen 24 Stunden bei Vermeidung der Verhaftung zu verlassen. So war ich am 14. wieder in Holdorf, ebenso zu meiner wie aller übrigen Ueberraschung. Ich lebte nun sehr still und zurückgezogen, arbeitete fleißig und wurde durch niemanden gestört: Rudolf war meist in Schwerin als Abgeordneter und seine Frau auf Reisen. Zu meinem Leidwesen war das Wetter fast unaufhörlich sehr unfreundlich, kalt und stürmisch und an Spazierengehen in Feld und Wald war wenig zu denken.

V, 59. Im Neuen Jahre (1849) war meine wehmüthige Stimmung eine nachhaltige, denn unsere Zustände wurden täglich trostloser. Obschon ich wenig Hoffnung mir machte, daß meine Ausweisung aus Berlin zurückgenommen würde, so schien es mir doch Pflicht, Alles dafür zu versuchen. Am 5. Januar wendete ich mich mit einem Gesuch an das Ministerium des Innern, ich drang jedoch nicht durch.

V, 61. Ich arbeitete nun ruhig weiter, meist an der 'Wallhalla', den 1000 deutschen Liedern mit Melodien, las Mancherlei, schrieb Brie und dichtete. Nach dem lebendigen, freilich oft mehr auf-, als anregenden Verkehre des vorigen Jahres hatte ich mich nach Ruhe gesehnt, bald aber wurde es mir hier zu ruhig, zu einsam: bei dem steten Wechsel von Kälte, Schneegestöber und Stürmen war ich auf mein Zimmer beschränkt und hatte niemanden, dem ich mich hätte mittheilen können. Wie Ovidius (libr. trist. 3) konnte auch ich sagen:

Nullus in hac terra, recitem si carmina, cuius
Intellecturis auribus utar, adest.

Wie nothwendig ,mir zu meinem Dichten Theilnahme Anderer schien, geht aus meinen damaligen Aufzeichnungen hervor. Den
V, 62. 21. Januar schrieb ich: 'Wie anders, wenn nur ein einziges Wesen um mich, in meiner Nähe, das an meinen Freuden und Leiden, prosaischen wie poetischen, leiblichen Antheil nähme! Ferner ist es ein wahres Bedürfniß für mich, singen zu hören. Es wird mir oft schwer, diesen Mangel zu ersetzen, ich verfalle dann in ein ordentliches

Singefieber, trommle und tanze dazu, daß jemand, der den Grund nicht weiß, und das alles auch nur aus der Ferne anhört, mich für verrückt hält.'

Mit Ida unterhielt ich einen lebhaften Briefwechsel. Ich hatte ihr meinen Wunsch öfter schon mündlich ausgesprochen, sie möchte sich doch jetzt auch mit der Theorie der Musik beschäftigen, damit sie befähigt würde, selbst componieren zu können, auch empfahl ich ihr das Studium der Volksweisen.

Am letzten Januar schrieb ich ihr einen langen Brief und schloß: V, 63.
'Ich entbehre es jetzt schmerzlicher als je, daß ich nicht selbst so viel spielen kann, daß es mir möglich wird, den Werth jeder Melodie V, 64.
sofort zu ermitteln. Meine Studien bringen mich nun einmal fortwährend ins Gebiet der Musik, ohne Musik kann ich nicht mehr leben. Wärst Du nur etwas in der Nähe, ich würde das schlechteste Wetter nicht scheuen, zu Dir eilen und Du müßtest dann mit Deinen langen Virtuosenfingern mir in einer Stunde viele hundert Melodien vorspielen! Ja, ich bin sehr allein und, wie ich gestern einer Freundin schrieb, nur auf eine Person beschränkt, mit deren Verkehr ich mich schon seit vielen Jahren begnügen muß, der ich jedoch immer neue Seiten abzugewinnen weiß, so daß mir meine Einsamkeit erheitert wird. Und diese Person ist meine Wenigkeit.

Die Poesie hat mich unter diesen traurigen Verhältnissen gerettet. Sie hat mich getröstet, erquickt, gestärkt und erhoben, daß ich am Ende doch noch kein Philister geworden. Nun, das wirst Du auch an meinem Briefe sehn.

Ich bin auch durchaus nicht niedergeschlagen durch den Umschwung, den auf Einmal die politische Entwickelung genommen hat. Die Idee der Freiheit wird trotz aller Reaction doch zur Verwirklichung kommen. Die Philister, die ihr bis jetzt noch entgegen sind und durch Masse, Geld und Aemter herrschen, sind doch auch nur von dieser Welt und der Teufel wird schon so gütig sein und sie gelegentlich holen.

Also Muth, meine Geliebte, und Geduld! Unser wird der Sieg und wenn auch nicht heute und morgen, so doch einmal.

Wann schreibst Du nun? Jetzt will ich doch mal sehn, ob Du Deine neue Würde als Dichtergeliebte behaupten, ob Du meine glühende Sehnsucht nach Dir mit wenigstens 8 Seiten erwiedern wirst!'

Den andern Tag packte ich meine Bibliothek ein. Zwölf Kisten

wurden gefüllt, zugenagelt und mit Adresse und Nummern versehen.
V, 65. Erst am 3. Februar war ich mit diesem lästigen Geschäfte fertig. Ich nahm Abschied von Holdorf mit den Worten des Lamennais: 'L'exilé partout est seul.'

Ida war durch meine Briefe in Verlegenheit gekommen und wußte nicht was sie darauf antworten sollte. Sie wendete sich deshalb an ihre ältere Schwester Alwine und diese schrieb ihr am 9. Februar:

V, 66. 'Daß Du Onkels Briefe mitgeschickt hast, hast Du sehr gut gemacht, und wenn er es wüßte, würde er gewiß nichts dagegen haben, daß wir sie auch gelesen, denn sie enthalten weder Sinn noch Worte, die auch nicht für einen Dritten wären. Ich habe Onkels Brief gleich verstanden, und es ist mir auch gar kein anderer Gedanke dabei gekommen, als daß er auf eine sehr liebenswürdige und trauliche Weise nach Dichterart darin scherzt, es liegt durchaus nichts darin was sowol Dein Herz als Dein ferneres Benehmen gegen ihn in Verlegenheit setzen könnte, es ist die Sprache einer reichen und schönen Dichterseele, die einen Gegenstand gefunden hat, wovon sie glaubt mit sich im Einklange zu sein und gleich ihr die zarte Sprache schöner Gefühle empfindet und versteht. Du kannst ihm ganz in einem solchen Tone antworten, wie er an Dich schreibt, schreib Dir das Motto 'Scherz' ins Herz und schreib Alles was Dir Herz, Scherz, Witz und Schmerz eingiebt, hülle Alles in zarte Worte ein und Du wirst gewiß die richtige Antwort treffen.'

Ida war unterdessen von mir benachrichtigt, daß ich sie abholen und mit ihr ihre Eltern besuchen wolle. Den 12. Februar traf ich in Braunschweig ein und den 14. kam ich mit ihr in Bothfeld an. Das Wetter war fortwährend schlecht, bald Regen, bald Sturm, bald Schneegestöber. Wir aber waren frohen Muthes und am Tage vor meiner Abreise war Idas Herz mein Herz geworden, und wenn wir auch nicht vor der Welt Braut und Bräutigam, so waren wir es doch für uns. Ida zu Liebe blieb ich noch zehen Tage in Braunschweig. Wir sahen uns täglich und es war mir erquicklicher bei ihr als sonstwo.

Ueberall wohin ich kam nichts als Politik und wieder Politik.
V, 67. Obschon noch Mancher in Hoffnungen auf eine schöne Entwickelung unserer traurigen Verwickelungen schwelgte, so konnte ich es doch nicht, ich war längst enttäuscht und sprach meine Verstimmung unverholen aus. Wie ich schon voriges Jahr 'Zwölf Zeitlieder' hier

bei F. M. Meinecke hatte drucken lassen, so ließ ich jetzt wieder ein ‚Neues Dutzend'*) nachfolgen. Es waren meist ältere Lieder, die mir aber jetzt erst recht zeitgemäß schienen. Ich war nicht mehr in Zweifel über unsere nächste Zukunft, ich sah schon vorher Alles zu klar, und sprach es am 1. März in meinem ‘Trompeterstückchen'**) V, 68.
aus. Ich dichtete seitdem sehr wenig: wie konnte man auch damals dichten? Vor der grauenhaften Prosa jener Tage mußte alle Poesie, aller Scherz und Humor verstummen.

Den 3. März begab ich mich nach Leipzig. Ich ging gleich nach V, 70.
meiner Ankunft zu Härtel (Firma: Breitkopf und Härtel).***) Ich erschrak nicht wenig, als mir Härtel das Heft meiner Lieder zeigte so ganz in demselben Zustande, wie ich es ihm übergeben hatte vor einigen Monaten. Dreimal, sagte ich, bin ich nun um dieses Heftes wegen hier! und die Sache ist noch nicht weiter gediehen u. s. w. Er versprach mir, er wolle noch heute mit Zöllner sprechen. Den folgenden Tag ging ich zu diesem. Was war da weiter zu sagen? Zöllner hatte auf Härtel und dieser auf Zöllner gewartet und so lag die ganze Arbeit in gutem Frieden. Er versprach, jetzt die Sache in Angriff zu nehmen. Wir einigten uns dann, daß unter dem Titel: ‘Deutschland. Zwölf Lieder von H. v. F.' 2c. 12 Compositionen für den vierstimmigen Männergesang erscheinen sollten: ‘Den drei Männergesang-Vereinen Braunschweigs vom Dichter gewidmet.'

Ich mußte jetzt wegen meines Wartegeldes nach Potsdam. Justiz- V, 71.
rath Pfeiffer in Berlin besorgte es mir. Dann zog es mich wieder nach
Braunschweig. Ich miethete mir eine Wohnung bei einem Bekannten V, 72.
und wartete auf besseres Wetter. Auf einige Tage besuchte ich dann meine Heimat und meinen Freund Grete in dem benachbarten Vorsfelde, und fand mich zu Idas Geburtstage, den 11. April wieder in Braunschweig ein. Wenn auch der meinige dies Jahr ohne Feier vorüber ging, so sollte es doch nicht für mich der ihrige. Sie war auch recht erfreut, als ob sie ahndete, daß wir unsere beiden nächsten Geburtstage nicht mehr heimatlos, sondern glücklich vereint an einem eigenen Heerde feiern würden.

*) Vgl. Ges. W. Bd. V. S. 73—81 und S. 343. Anm. 13. G.
**) Ges. W. Bd. V. S. 77. 78. G.
***) Das Folgende aus einem Briefe an Ida vom 10 März 1849. — Das Liederheft „Deutschland" ist trotz wiederholter Zusagen Härtels überhaupt nicht erschienen. G.

V, 73. Den anderen Tag reiste ich ab. Ich wendete mich dem Rhein zu, um auf seiner preußischen Seite einen Wohnsitz mir zu wählen. In Köln traf ich mit Freiligrath zusammen. Er hatte sich mit seiner Familie hier niedergelassen. Ich verlebte mit ihm hier und in Düsseldorf einige frohe Tage.

Die Rheinische Zeitung war als 'Neue Rheinische Zeitung' wieder ins Leben getreten, sie hatte aber eine Richtung eingeschlagen, die ich unter allen Verhältnissen nicht allein bisher bekämpft hatte, sondern immer zu bekämpfen für Pflicht und Ehre hielt. Ich gerieth mit Engels in heftigen Streit, wie er behauptete: 'Wir sind sehr weit, sind keine Deutsche, wollen keine Deutsche sein, wir sind Franzosen, unsere Arbeiter verstehen alle französisch, wir haben den Code Napoléon, wissen nichts von Feudalismus &c.' Dergleichen lächerlichen, wahnwitzigen Behauptungen konnte man damals leider oft begegnen. Viele die sich berufen fühlten einzugreifen in die Volksbewegung, waren außer Rand und Band gegangen, und statt aufzuklären, verwirrten sie sich und andere, als ob wir nicht schnell genug da wieder ankommen könnten, von wo wir ausgegangen waren.

Noch den letzten Tag war ich bei Freiligrath. Ich las ihm und seiner Frau meine Distichen vor, die unter dem Namen 'Spitzkugeln' erscheinen sollten. Beide waren sehr erfreut und meinten, ich dürfe aber ja keine zurücklassen.

Den 20. April setzte ich meine Reise fort und traf den 22. in Frankfurt ein. Der Zweck meiner Reise war, Itzstein zu sprechen und das Parlament kennen zu lernen. Beides erreichte ich. Der
V, 74. Eindruck, den die ganze Parlamentsgeschichte auf mich machte, war kein erfreulicher: es kam mir immer vor, als ob ein anfangs blühendes Geschäft jetzt in allmählicher Auflösung sich befände und die Firma würde nur noch eine Zeitlang so fortgeführt. Es ist manches schöne, aber mehr noch manches übrige Wort für die deutsche Einheit und Freiheit gesprochen, manches Lied gesungen, manches Seidel und mancher Schoppen darauf getrunken, und es hat doch nichts geholfen.

Am 30. April wanderte ich weiter. Ich hatte an dem achttägigen Stück Parlamentsgeschichte nicht schwerer zu tragen als an meinem Gepäck, nach drei Stunden war ich zu Mannheim in Itzstein's Wohnung. Hier wollte ich es abwarten, bis die National-

versammlung zu Frankfurt und der Landtag zu Carlsruhe geschlossen wären und Itzstein frei würde — er war an beiden Orten Abgeord- V, 75.
neter —, um dann mit ihm auf sein Gut in Hallgarten zu gehen und dort den Frühling zuzubringen. Da trat die Badische Bewegung ein; es fing an unheimlich zu werden. Am 13. Mai spazierte ich V, 76.
bei sehr schönem Wetter in die Rheinschanze. Unterwegs viel Getümmel: Freischärler in wunderlicher Tracht und Bewaffnung, und neugierige Wanderer, Alles bunt durch einander. Ich ging dann in das Hauptquartier und traf die Leiter der kriegerischen Bewegung: Blenker, Diepenbrock, Doll. So ernst der Anlaß zu diesen Rüstungen war und so schrecklich die Folgen sein konnten, so erinnerte mich doch das ganze Thun und Treiben zu sehr an unsere Schützengildenfeste und Carnevalsaufzüge. Ich sah Leute in ärmlicher Ausrüstung mit alten Schleppsäbeln und ausgemusterten Gewehren, aber mit einer Würde einherschreiten, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Die Aufregung war groß, aber keine Klarheit über ein einziges, gemeinsames Ziel. Dieselben Leute, die am Morgen Einheit und Freiheit, Grundrechte, Reichsverfassung schrieen, ließen Mittags das Kaiserreich, Nachmittags den Bundesstaat und Abends die Republik leben. Dennoch galt ich bei denselben für einen ihrer Parteigenossen und auf dem heutigen Spaziergange mußte ich es erleben, daß ich überall, wo man mich erkannte, mit einem Hoch begrüßt wurde.

Am 14. Mai war ganz Baden im Aufstande. Schon den Abend vorher war der Großherzog aus seiner Residenz geflohen, die Regierung beseitigt, das Heer abtrünnig geworden, der Landesausschuß hatte die Regierungsgewalt an sich gerissen und einen Aufruf er- V, 77.
lassen. In Mannheim war große Aufregung. Die Soldaten schlossen sich der Volksbewegung an, und eine Bürgerwehr trat ins Leben.

Ich hatte genug an diesen gewaltigen Anstrengungen aller Parteien, Alles in Verwirrung zu bringen, um schließlich weder für sich noch für das Vaterland etwas zu erreichen. Es wurde ein schreckliches Trauerspiel vorbereitet. Ich mochte nicht als müßiger Zuschauer warten, bis es in Scene gesetzt war, und wie hätte ich mich betheiligen sollen? Meine Waffe war das Lied, und diese Waffe galt bei dem großen Haufen und seinen Führern, die nur mit roher Gewalt noch etwas auszurichten hofften, gar nichts mehr. Den

15. Mai ging ich nach Darmstadt und blieb dort acht Tage. Bei Leske wurden meine Distichen gedruckt. Die Auflage war nur 700 Exemplare. ‘Spitzkugeln. Zeit-Distichen von Hoffmann von Fallersleben’. (Selbst-Verlag des Verfassers. Darmstadt. 1849. In Commission bei C. W. Leske. 8°. 33 SS. 262 Nummern.)*)

V, 78. Vom 25. Mai bis 2. Juli in Geisenheim. Es that mir wohl, nicht mehr in unmittelbarer Nähe den Kriegslärm zu hören und in fortwährender Angst und Aufregung leben zu müssen. Auf den kleinen Kreis lieber Freunde und Bekannten beschränkt, hatte ich wenigstens Ruhe zu arbeiten und es blieb mir auch Zeit, in dem friedlichen schönen Rheingau allein umher zu wandeln und mir wieder gehören zu können. Freilich gab es denn immer noch Stunden, ja Tage, an denen die Aufregung groß war, wenn bedeutende Nachrichten einliefen aus Frankfurt, Stuttgart, Berlin, Wien und vom Kriegsschauplatze. Aber auch außerdem hatte sich meiner eine Unruhe bemächtigt, die wie ein schleichendes Fieber mich quälte und täglich
V, 79. zu wachsen schien. Ich studierte fortwährend die Landkarte, aber ich wußte nicht wohin ich mich wenden sollte, es sah überall trostlos aus. Den 14. Juni schrieb ich an Ida: ‘Ich bin noch immer hier und weiß auch in der That nicht für den Augenblick wohin. In den alten preußischen Provinzen, wo das barbarische Landrecht gilt, ist es jetzt für keinen nur leidlich Freisinnigen geheuer. Das Wenigste was ich zu befürchten habe, wäre ein Preßprozeß. . . . Ich werde also unter solchen Umständen so lange auf dem preußischen Gebiete, wo das rheinische Recht gilt, bleiben und die Entwickelung unserer verworrenen, und sich täglich mehr verwirrenden höchst traurigen Zustände abwarten. . . . . .’

V, 80. Denselben Tag ging ich mit dem Weinhändler Schultz von Rüdesheim hinüber nach Bingerbrück zum Weinhändler Euler, um dort eine Wohnung für mich zu miethen. Euler hatte in seinem Hause noch 28 Zimmer frei und wollte mir um ein Billiges den ganzen Stock ablassen, über den Miethpreis würden wir uns später schon einigen. Acht Tage später besuchte ich den Lehrer Weidenbach in Bingen. Ich las ihm meine neuesten Spitzkugeln vor und wir
V, 81. bestimmten, was davon einer zweiten Auflage einverleibt werden

*) Die „Spitzkugeln“ sind in die Ges. W. noch nicht aufgenommen, sondern für einen beabsichtigten 9. Band zurückgelegt. G.

könnte. Ende Juni war der Miethvertrag mit Euler abgeschlossen. V, 82.
Den 3. Juli verließ ich Geisenheim und hoffte eine Zeitlang bei
Itzstein weilen zu können. Als ich von Oestrich aus schon den halben
Weg nach Hallgarten hinauf zurückgelegt hatte, erfuhr ich, daß Itzstein
noch nicht zurückgekommen sei. Ich ging aber doch hinauf, packte
meine Sachen um, nahm das Nothwendigste mit und fuhr um 7 mit
dem Localboot nach Bingen. Bei aller schönen Gelegenheit, ein an- V, 83.
genehmes Bummlerleben zu führen, fand ich es hier denn doch sehr
bald sehr langweilig. Ich wollte wieder mir ganz gehören und
litterarisch thätig sein. Nachdem meine Wartegeldsquittung amtlich
bescheinigt war, schickte ich sie an einen Freund in Berlin, um für
mich das Geld zu erheben. Den 16. Juli ging ich abermals nach
Hallgarten.

Ich war nun, wie ich es gewünscht hatte, wieder allein. Ich
dichtete, las Mancherlei und machte Auszüge. Ich hegte noch immer V, 84.
die Hoffnung, daß dieser Tage Itzstein heimkehren würde, und seine
Leute konnten es sich auch nicht anders denken, als daß ihr Herr
täglich zu erwarten sei. Leider aber war Itzstein nach Auflösung
der Nationalversammlung geflohen, ganz ohne Noth. Da las ich denn
in der 'Freien Zeitung': 'Itzstein, dessen Geist gebeugt ist unter der
Schmach des Vaterlandes, weilt am Genfersee — das alte weiße
Haupt in der Fremde, von Deutschen vertrieben!'

Erschrocken über diese traurige Nachricht, beschloß ich sofort meine
Abreise. Ich ordnete nun meine Sachen, schrieb noch mehrere Briefe V, 86.
und ging den 26. Juli nach Bingen, blieb die Nacht dort und fuhr
den folgenden Tag mit der Concordia nach Köln. Dort besuchte ich V, 87.
sofort Freiligrath und bewog ihn, mich nach Düsseldorf zu begleiten.
Wir waren den Abend bei Schmitz mit einigen Bekannten und trotz
Belagerungszustand recht vergnügt. Am andern Morgen ging ich
nach Bielefeld und den 29. Juli kam ich in Bothfeld an. Ich trat
in das Pfarrhaus ein mit der festen Absicht, Ida zu heiraten. Ich
war heiter und voll Zuversicht, daß ich mein Ziel erreichen würde.
Die Zustimmung der Eltern schien mir gesichert, nur hatte der Vater
als Geistlicher Bedenken: nach den hannoverschen Kirchengesetzen
durfte er eine eheliche Verbindung zwischen so nahen Verwandten
nicht begünstigen, ja es war vielmehr Pflicht für ihn, dagegen zu

wirken, er mußte deshalb auch das Aufgebot und die Trauung ablehnen.

Es handelte sich also für mich nur noch um Ida. Ich betrachtete
V, 88. sie seit ihrer Zusage im letzten Frühjahre als meine Verlobte. Nach den Erforschungen, die ich jetzt hier anstellte, mußte ich leider schließen, daß sie sich nicht als Verlobte betrachtete und daß es überhaupt noch sehr fraglich sei, ob sie sich je zu einer Heirat mit mir verstehen würde. Ich eilte nun zu ihr selbst nach Braunschweig, und war vom 1.—4. August oft mit ihr zusammen.

Wie der Frühling nie ohne Kampf zu seiner Herrschaft gelangt, so sollte auch der Frühling meiner Liebe erst nach manchem Sturme in mein Herz einziehen. Ida konnte sich nicht finden in ein Verhältniß, das gar nicht mit ihren Jugendträumen und Wünschen übereinstimmte. Kein Wunder! sie noch so jung, ich so alt, sie voll berechtigter Ansprüche an das Leben, ich vielfach enttäuscht und nach dem Glauben der Menschen einer der abgeschlossen haben, schon fertig sein muß mit sich und der Welt. Sie dauerte mich — es war ein heftiger Kampf in ihrem Herzen um Ja und Nein, sie war traurig, aufgeregt und endlich sehr leidend. Noch ehe ich kam, hatte sie schon diesen Kampf begonnen und sich um Rath und Trost an ihre Schwester Alwine gewendet. Diese hatte denn auch versucht sie zu trösten, aber ihr auch zugerufen — und das war noch am 3. August: '— Bedenke deshalb wol, was Du thust, indem Du ein Herz von Dir weisest, dessen ganzes Glück und Streben nur dahin geht, Dich glücklich zu machen. Ich kann nicht ohne Schmerz an Onkel denken. Du bist sein Anker, woran das ganze Glück seines Lebens hangt. Zerreiß ihn nicht so schnell diesen schwachen Faden, der Dein Herz noch an das seine fesselt!'

Auch ich war heftig bewegt, es war mir oft als ob mir das Herz zerspringen wollte. Nachdem ich mich mündlich und schriftlich
V, 89. gegen sie ausgesprochen, und sie mich von einem Tag auf den anderen vertröstet hatte, entschloß ich mich weiter zu reisen. Ich ging nach Fallersleben. Zwei Stunden nach meiner Abreise hatte sich Idas Herz mir wieder ganz zugewendet. Erst am folgenden Tage erhielt ich ihr Schreiben und am 7. August kam sie selbst und begrüßte als glückliche Braut den glücklichen Bräutigam. Im Kreise unserer Familie verlebten wir frohe Tage. Mein Leben war zur

Dichtung*) geworden und Ida 'war mein Taggedanke, war mein Traum.'

Den 17. August verließ ich mit Ida meine Heimat. Wir V, 91.
blieben einen Tag in Braunschweig, packten ihre Sachen ein und fuhren den folgenden Tag nach Hannover. Unsere Sachen wurden auf einen Wagen geladen und wir traten unsere Wanderung zu Fuß an. Wir waren beide sehr heiter. Als mich zwei Handwerksburschen um eine Gabe ansprachen, sagte ich zu ihnen in halbernstem Tone: 'Was! ihr werdet doch von Euresgleichen nichts nehmen?' — Betroffen entschuldigten sie sich: 'Ach nein! ach nein!' — 'Nun, sagte ich lachend, es ist so böse nicht gemeint!' und beschenkte sie reichlich.

Im elterlichen Hause wurden wir froh empfangen und wir fühlten uns wohl und glücklich. Obschon meine Zeit sehr in Anspruch genommen wurde durch den Familienverkehr, durch Spaziergänge und Besuche, so blieb mir doch noch manche Stunde zu ruhigem Arbeiten. Schon lange hatte ich daran gedacht, die vielen Geschichten, Schnurren und Witze, womit ich mich und Andere zu ergötzen pflegte, in eine Form zu bringen, worin sie meinen Freunden und Bekannten wieder lieb und werth würden. Ich dachte mir eine Gesellschaft von Stammgästen, die sich jetzt, nachdem es gefährlich geworden, sich über Politik frei auszusprechen, auf harmlosere Weise
unterhielten. Jedem besonderen Charakter sollten eben die demselben V, 92.
entsprechenden Geschichten in den Mund gelegt werden. Ich vertheilte den Stoff auf eine Woche, also sieben Sitzungen. Die Sache gedieh. So wie eine Sitzung fertig war, las ich sie des Abends vor. Die Theilnahme der Meinigen begünstigte mein Unternehmen und bald waren die sieben Sitzungen vollendet.

Nebenbei machte ich Studien zu einem 'Geburts- und Sterbekalender verdienstvoller Deutschen'. Obschon ich später noch viel Fleiß und Mühe darauf verwendete, so konnte ich doch nie zum Abschlusse damit kommen, weil ich nur ganz sichere Nachrichten aufnehmen wollte. Ferner beschäftigte ich mich mit einem 'Hannoverschen Namenbüchlein', das ich aber erst später vollendete und drucken ließ.

*) Damals entstanden die 'Idalieder'. Ges. W. Bd. II. S. 3—5 und S. 394. Anm. 1. G.

Jede litterarische Arbeit, die ins politische Gebiet hinüberstreifte und nicht mit der reactionären Richtung übereinstimmte, galt damals für regierungsfeindlich und konnte für ihren Verfasser von den schlimmsten Folgen sein. In Bingen wollte ich am 4. Juli mein fertiges Manuscript der 2. Auflage der Spitzkugeln dem Buchdrucker übergeben. Er kam von Rüdesheim herüber, mußte aber unverrichteter Sache heimkehren, denn kurz vor seiner Ankunft hatte ich das neue preußische Preßgesetz vom 20. Juni gelesen.

V, 93. Meine angenehmste Thätigkeit war jedoch das Dichten. Ich suchte meine Liebe in Beziehung zu bringen zu den Jahreszeiten und der Gegend. Als ich zuerst in diesem Jahre wieder hier war, wollte es eben Frühling werden, und die Gegend hatte noch ihr altes Ansehn: überall Heidekraut, hie und da ein Busch, ein Baum. Jetzt war es Herbst und die Verkoppelung eingetreten, Alles war vertheilt und urbar gemacht, kein Busch, kein Baum, keine Heide mehr zu sehen bis an die stadthannoversche Gränze. Unter diesen Wandelungen entstanden meine 'Heidelieder'.*)

V, 95. Auf diese erquickliche Poesie folgte nun eine sehr unerquickliche Prosa. Um allen gesetzlichen Bestimmungen in Betreff meiner Heirat zu genügen, mußte ich mich unterziehen allerlei Schreibereien, Reisen, Besuchen und Verhandlungen. Da meine Braut als Braunschweigerin betrachtet wurde, und auf sie die braunschweigischen Gesetze Anwendung fanden, so war ein Haupthinderniß beseitigt, nämlich daß der Oheim nicht seine Nichte heiraten darf. Nach vielen Wochen Hin- und Herschreibens und Reisens zwischen Braunschweig, Hannover und Bothfeld hatte ich denn endlich eine ganze Sammlung von Scheinen herbeigeschafft, theils für mich, theils für meine Braut, als da waren: Geburts- und Confirmationsschein, Heimatsschein,
V, 96. Aufgebotsschein von Waldalgesheim, elterlicher Zustimmungsschein, Heiratsconsens vom Minister von Ladenberg, und braunschweigischer Magistrats-Erlaubnißschein zur Trauung. Endlich mußte ich auch um Dispens vom kirchlichen Aufgebote einkommen.

V, 97. Den 26. October gingen Ida und ihre Schwester Adele nach Braunschweig, um noch Vorbereitungen zur Trauung zu treffen. Den andern Tag folgte ich nach.

---

*) Ges. W. Bd. II. S. 6—8 und S. 394. Anm. 2. G.

Am 28. October fuhren wir um 11 Uhr in die Martinikirche. Pastor Adolf Klügel hielt die Traurede. Er hatte zum Texte genommen Ruth 1, 16: 'Wo du hingehest, da will auch ich hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.' Er sprach sehr schön, er wußte durch die Beziehungen auf mein Leben, die freilich sehr nahe lagen, aller Herzen zu rühren. In feierlicher und bewegter Stimmung endete für uns die heilige Handlung.

Frau Sturtevant, Idas mütterliche Freundin, empfing uns dann zum Hochzeitsmale, wozu sie noch Georg Fein nebst Frau eingeladen hatte. Wir waren sehr heiter. Zweimal trug ich das Abschiedslied an Frau Sturtevant*) vor.

Unter den Glückwünschen der Hochzeitsgäste nahmen wir Abschied V, 98.
und fuhren auf der Eisenbahn nach Hannover, wo ein Wagen bereit stand, der uns noch denselben Abend nach Bothfeld brachte. Frohe Herzen empfingen uns in dem festlich geschmückten Hause.

Das Wetter war für die Jahreszeit noch recht schön, und so beschlossen wir denn eine Reise nach Meklenburg zu meinen Freunden.
Ida war ganz entzückt und gerührt über die freundliche Aufnahme, V, 99.
die wir dort überall fanden. Sie gewann sich aller Herzen durch V, 100.
ihr offenes, anspruchloses und heiteres Wesen und wußte dadurch und durch ihr Clavierspiel die Stimmung der Gesellschaft zu beleben und zu erheitern.

Am 19. November in Hamburg. Wir wohnten im Alsterhôtel. V, 101.
Obschon es recht unfreundliches Wetter war, so wanderten wir doch viel umher, besahen den Hafen, besuchten meinen Vetter F. Wiede in St. Paul und spazierten um das Alsterbecken. Das Leben und Weben einer Seestadt war neu für Ida und der wundervolle Anblick der Stadt, die sich in der Binnenalster spiegelt, machte einen gewaltigen Eindruck auf sie. Den andern Tag holte uns der Vetter ab. Wir besahen den Jungfernstieg, die Börse, fuhren durch den Hafen und speisten zu Mittag im Elbpavillon. Den dritten Tag waren wir wieder in Bothfeld. Wir dachten nun ernstlich an unsere Uebersiedelung nach Bingerbrück. Da unsere Wohnung dort noch

*) Ges. W. Bd. VI. S. 49. G.

nicht eingerichtet war, so sollte ich vorher das Nöthige besorgen, Ida wollte dann mit ihrer älteren Schwester Alwine später nachkommen.

V, 102. Am 30. November kam ich in Bingerbrück an. Unser Wirth empfing mich sehr freundlich und führte mich in meine Wohnung ein. Ich dankte ihm, daß er mir meine Wünsche erfüllt und den allernöthigsten Hausrath und auch einige Wintervorräthe (Kartoffeln, Obst, Sauerkraut) und Feuerung besorgt hatte. Die nächste Zeit mußte ich nun noch manchen Weg machen für meine häuslichen und litterarischen Bedürfnisse. Ich gelangte wenig zur Ruhe. Als diese sich endlich einstellte, begann ich wieder geistig thätig zu sein. Ich holte mein Büchlein hervor, das ich den letzten Sommer vollendet hatte und arbeitete es um. Bei den vielen Geschichten, Schnurren und Witzen schien es, als ob ich das Unbehagliche meiner Lage vergessen hätte. Allerdings gab es Augenblicke, in denen ich mich recht freuen konnte, wenn ich im warmen Zimmer vor meinem Tische saß und hinausschaute in die schöne großartige Natur. Trotzdem wurde meine Unruhe und Sehnsucht täglich größer. In meiner winterlichen Einsamkeit schrieb ich mehrmals an Ida und bat sie flehentlich, sobald milderes Wetter einträte, sofort herüberzukommen. Während bei uns das Wetter ziemlich milde geworden, konnte ich nicht ahnden, daß bei Hannover die Kälte bis auf 20° gestiegen war.

V, 103. Als die Dampfschiffahrt wieder eröffnet war, ging ich jeden Tag an den Rhein, um Ida zu empfangen. Am 22. December wurde wahr was auf Freiligrath's Petschaft: ein Amor unter Dornen ist mit der Umschrift umgeben: Après la peine le plaisir. Wie sich der Dampfer dem Strande näherte, winkten mir weiße Tücher zu, bald empfing ich freudevoll die Meinigen und führte sie nach Bingerbrück in unsere neue Wohnung.

Sie waren sehr überrascht von der prachtvollen und mannigfaltigen Aussicht aus unseren Fenstern. Da uns der ganze dritte Stock vermiethet war, so hatten wir nach allen Seiten hin etwas zu sehen: vor uns die Nahebrücke, der Scharlachberg, die Klopp, die Kirche mit einem Theil von Bingen, rechts die Straße nach Münster und die weite Ebene bis zum Donnersberge, links der Niederwald mit dem Ehrenfels, der Zusammenfluß des Rheins und der Nahe, und ganz
V, 104. links der Rupertsberg; hinter dem Hause der steile Bergweg nach

Weiler, daneben der Gießbach und rechts die Weinberge mit dem Rondel.

Ida erzählte viel von ihrer Reise, besonders von Köln, wie freundlich und liebenswürdig Freiligrath sich ihrer angenommen und sie zu allen Schönheiten und Merkwürdigkeiten geführt habe 2c. Am zweiten Weihnachtstage machten wir einen Spaziergang zum Rondel. Der Weg führt auf der neuen Straße über den Rupertsberg hinauf. Ida und Alwine waren sehr entzückt über die prachtvolle Aussicht in den ganzen Rheingau bis Eltvill. Mit dem Troste, daß wenigstens die Gegend, die ich mir für unsern Aufenthalt ausgewählt hatte, den Meinigen lieb und werth war, trat ich in das Neue Jahr ein.

Am Neujahrstage 50 besuchte uns Freiherr von Reden. Seine gerade Haltung und der Ernst und die Ruhe in seinem Gesichte erinnerten mich mehr noch an einen Landsmann echt kalenbergischen Schlages als an einen Edelmann im Staatsdienste. Wir unterhielten uns über die Zeitereignisse und kamen dann auf das statistische Gebiet, womit er sich seit Jahren wissenschaftlich beschäftigt. Seine Mittheilungen über die Staatsschulden und die Kosten der stehenden Heere waren für mich sehr lehrreich.

Außer diesem Besuche hatten wir bis zu Ausgang des Frühlings V, 105.
weiter keinen, dessen ich noch besonders gedenken müßte. Wir suchten keinen Verkehr anzuknüpfen, wir waren uns selbst genug und hatten V, 106.
mit uns und unserm Hauswesen genug zu thun. Obschon Ida die ersten Wochen oft sehr leidend war, so suchte sie doch jeden gesunden Augenblick zu benutzen, die Haushaltung in allen ihren einzelnen Theilen unter der schwesterlichen Leitung kennen zu lernen. Es war sehr ergötzlich, sie in der Küche schalten und walten zu sehen, wie sie ihre ersten Versuche in der Kochkunst machte. Durch Lust und Fleiß brachte sie es bald zur Uebung und endlich zur Meisterschaft. Da wir doch nur wenig Hülfe von unserer Stundenfrau hatten, so entließen wir sie den letzten Februar und machten nun Alles selbst. Wir lebten wie die Hinterwäldler: wir holten uns die Milch vom Rupertsberge, trugen uns die Kohlen zu, ich hackte täglich Holz, und seit das Wasser auf dem Hofe schlecht geworden war und da das wilde Wasser im Postgarten sich nicht zum Trinken eignete, so spazierten wir täglich zur Quelle der Hildegard und schöpften uns dort zwei Krüge voll. Dies Wasser war so klar, daß Fremde, die es

schöpfen wollten, gewöhnlich zu tief mit dem Glase hinunter fuhren und sich dann den ganzen Arm benetzten. Auf den Wochenmärkten in Bingen kauften wir Gemüse und Fleisch. Schwarzbrot und Eier holten wir uns oft aus den benachbarten Dörfern. Semmelwecke bereiteten wir uns selbst und trugen sie zum Bäcker. Als ich eines Tages die beiden fertig gewordenen abholen wollte, machte die Frau Bäckerin ein bedenkliches Gesicht: 'Sie wollen sie also selbst tragen?' — 'Allerdings!' — 'Nun, meinte sie, das geniert einen großen Geist nicht.'

So weit es meine Arbeiten erlaubten, nahm auch ich an diesen häuslichen Verrichtungen Theil. Eines Abends, als Ida und Alwine den ganzen Nachmittag gewaschen hatten, schloß ich alle Thüren ab,
V, 107. machte Feuer an, wusch auf, verlas Salat, schnitt Schinken auf, briet Kartoffeln, bereitete Spiegeleier, setzte Maitrank an und deckte den Tisch. Als Alles auf dem Tische stand, schloß ich die Thüren auf und ließ die hungrigen Wartenden ein und erquickte sie. Wir machten den americanischen Grundsatz 'Arbeit schändet nicht' zur deutschen Wahrheit. Bei Anderen wäre gewiß das Sprichwort zur Geltung gekommen: 'Hoffart muß Zwang leiden.'

In den ersten Tagen des Jannars war mein neuestes Buch fertig. Anfangs hatte ich ihm den Titel gegeben: 'Die lustige Gartengesellschaft', dann 'Der Nationalclub', und endlich 'Das Parlament zu Schnappel.' Ich wollte auch einmal Selbstverleger sein und die von Schriftstellern so sehr beneideten und so glänzend geschilderten Erfolge eines Verlags kennen lernen. Ich wendete mich an den Buchdrucker Dettmer in Rüdesheim. Nach kurzer Verhandlung wurden wir einig: für Satz und Druck zahlte ich ihm bei einer Auflage von 1000 Exemplaren 13 Fl., Papier lieferte ich. Schon in der Mitte Jannars begann der Druck und den 29. März (am Charfreitag) war das große Werk vollendet: 'Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Bingerbrück. 1850. Selbstverlag. 8°. 256 SS.).

Freiligrath nahm großen Antheil an diesem meinem neuesten
V, 108. Büchlein. Da es mit dem Selbstverlag nicht recht gehen wollte, so bat ich ihn, doch bei seinem Verleger anzufragen, ob derselbe vielleicht ge=

neigt sei, den Vertrieb zu übernehmen. Im Juli schrieb mir Freiligrath und sendete zugleich ein Brieschen des Herrn W. H. Scheller (Schaub'sche Buchhandlung): 'Die gewöhnlichen Bedingungen sind folgende: Ich erhalte 50 Prozent vom Ladenpreise, dagegen trage ich alle Unkosten, wie Ankündigungen 2c. Der Termin der Abrechnung würde Ostermesse 1851 sein.' Ich war damit einverstanden und schickte ihm in zwei neuen Kisten 1000 Exemplare. Noch ist keine Ostermesse für mich gekommen. Von den 1000 Exemplaren à 1/2 Rℓ. habe ich nie wieder etwas gehört oder gesehen. Das Einzige was ich von den mir zukommenden 333 Rℓ. 10 Sgr. hatte, waren einige Musicalien für Ida im Werthe von 4 Rℓ. 28 Sgr.!

Der Winter dauerte recht lange und schien uns hier fast noch V, 110.
schlimmer als in unserer Heimat: wir hatten Frost, Schnee, Sturm, endlich Thauwetter, Eisgang, Ueberschwemmung und Nachtfröste.
In unserer großen dünnen Wohnung, die mit Thüren und Fenstern V, 111.
nur zu reichlich ausgestattet war, fühlten wir das Ungemach des Winters nur zu sehr und zu lange, so daß unser Humor oft nur unter Null stand. Während ich mich durch Dichten und Lesen zu erheitern wußte, fehlte Ida einer ihrer größten Lebensgenüsse: die Musik. Es hatte sich noch keine Gelegenheit ergeben, ein gutes Instrument zu kaufen, das zum Leihen angebotene entsprach nicht den bescheidensten Ansprüchen. Nun ward es aber Frühling und mit Sang und Klang, mit Duft und Blumen kam die Freude in unsere Herzen. Täglich, wenn es nur leidliches Wetter war, flogen wir ins Freie hinaus, überall fanden wir herrliche Aussichten, auf den Bergen, am Rhein, an der Nahe. Wir brachten immer die schönsten Blumen heim, auf unsern Tischen und vor den Fenstern standen immer frische Sträuße. Als das Wetter beständiger wurde, machten wir weitere Ausflüge nach dem Münsterkäppchen, Scharlachkopf, Niederwald, Rheinstein, Rüdesheim, Hallgarten, Johannisberg, Kreuznach.

Die Aussichten für den Verkauf meiner Bibliothek waren seit V, 112.
Bettinas Bemühungen nicht besser geworden, meine jetzige Lage aber forderte dringender wie damals dies theuere Besitzthum nutzbar zu machen. Den 1. März wendete ich mich an den Minister von Ladenberg mit der Bitte, den Ankauf meiner Bibliothek zu bewerkstelligen, für die Handschriften begehrte ich 1500 Rℓ., und die der Berliner Bibliothek fehlenden Werke wollte ich zu Preisen ablassen,

die ihrem Werthe und ihrer Seltenheit entsprächen. Zu Anfange Mais antwortete der Minister, der Herr Oberbibliothecar Pertz würde mit mir unterhandeln. Am 20. Mai traf dann von diesem ein Brief ein: er bot mir 1000 Rℓ. für die Handschriften und die niederländischen Bücher.

V, 113. Ich war außer mir. Einem wohlhabenden, angesehenen, regierungsbeliebten und in seinen Augen anständigen Manne hätte der Herr Geh. Rath so etwas nie zu bieten gewagt, aber einem gemaßregelten, verfolgten, endlich wieder amnestierten armen Teufel wie mir konnte er mit vergnügter Aussicht auf Erfolg einen solchen Spottpreis bieten. Aergerlich über die vielen bisherigen zeitraubenden und kostspieligen und immer vergeblichen Bemühungen, meine Bibliothek zu verwerthen, entschloß ich mich endlich, dieser Quälerei ein Ende zu machen, zumal nun auch der letzte Versuch gescheitert war, ein höheres Gebot beim Herrn GR. Pertz zu erzielen, und schrieb ihm, daß ich sein Gebot annähme.

Unterdessen war unsere Sehnsucht sehr groß nach unseren Verwandten, und wir beschlossen eine Reise nach Bothfeld. Den 28. Juni gingen wir mit dem Dampfschiffe nach Köln und dann auf der Eisenbahn nach Hannover. Gegen Mittag waren wir in Bothfeld. Ich verweilte vierzehn Tage bei den Meinigen. So wenig die Natur bot, so gingen wir doch viel ins Freie und pflückten Blumen. Wenn
V, 114. wir zu Hause waren, wußten wir uns immer angenehm zu unterhalten: Ida sang und musicierte viel und ich beschäftigte mich mit litterarischen und sprachlichen Studien und dichtete. Oefter machten wir einen Spaziergang nach Hannover. Anlaß dazu gab es mehrmals die Woche: Ida hatte nämlich Unterricht im Generalbaß beim Musikdirector Anton Krollmann. Ich begleitete sie jedesmal und pflegte dann, während sie Unterricht hatte, Besuche zu machen.

Nachdem der Ankauf meiner Handschriften und niederländischen Bücher von Seiten der königlichen Bibliothek zu Berlin erfolgt war, mußte ich von Meklenburg aus die dort aufbewahrten in den Kauf begriffenen Bücher aussuchen, einpacken und nach Berlin senden.

V, 115. Den 15. Juli trat ich meine Reise nach Meklenburg an. Den andern Tag war ich bereits in Holdorf. Meine elf Bücherkisten standen auf dem Kornboden. Ich ließ sie alle öffnen und begann dann meine Arbeit. Sie verursachte mir viel Kopfschmerzen, denn

der Raum war eng, dunkel und dumpfig. Nachdem ich die nach
Berlin verkauften Bücher ausgesucht und wieder eingepackt hatte,
wurden die übrigen neu verzeichnet und nachdem auch dies geschehen,
ebenfalls wieder eingepackt. Den 22. Juli war ich mit diesem lang=
weiligen Geschäfte fertig.

Den 8. August traf ich wieder in Bothfeld ein. Mehrere Tage V, 118.
konnte ich mich von den Strapazen der Reise nicht wieder erholen,
und wurde schließlich noch recht unwohl und verstimmt. Obschon
mich Ida durch Musik und Gesang zu erheitern suchte, so blieb doch
bei mir wie bei den übrigen eine trübe Stimmung vorherrschend,
die täglich durch traurige Nachrichten aus unserer Nachbarschaft ge=
nährt wurde: die Cholera wüthete im Göttingschen und Braunschweig=
schen und forderte noch täglich ihre Opfer. Endlich verstummte
auch die Musik, Ida bekam einen schlimmen Finger und ward sehr
leidend.

Ich suchte mich zu trösten in der Poesie, und so entstand denn V, 119.
in diesen trüben Tagen 'Des Sängers Trost.'*) Wie wenig ich von
der Gegenwart und nächsten Zukunft erwartete, darüber sprach ich
mich klar aus, und mein letztes Lied**) vor der Abreise aus Binger=
brück war ein Zeugniß dafür. Ich dichtete jetzt Kinderlieder, Lieder V, 120.
für ein neues Geschlecht, denn von dem jetzigen erwartete ich
nichts mehr.

Als Ida wieder wohl war und nach lieber langer Zeit zum
ersten Male wieder spielte und sang, waren wir hocherfreut. Sie
spielte mir mehrmals eine wunderschöne Melodie von Friedrich
Burchard Beneken, wozu ich noch denselben Tag einen neuen Text***)
dichtete.

Nachdem wir alle wieder wohl und munter waren und hätten V, 121.
abreisen können, war das Wetter hinderlich. So traten wir denn
erst den **11.** September unsere Heimreise an. In Bingerbrück fühlten V, 122.
wir uns bald wieder heimisch. Hatten wir im Frühling die Wein=
berge nur durchstrichen, um von dort aus neue schöne Aussichten zu
gewinnen, so sollten sie uns jetzt noch andere Genüsse bereiten. Die

*) Ges. W. Bd. I. S. 171. G.
**) „Wie Nachtigallen sangen" — Ges. W. Bd. V. S. 141. 145. G.
***) „Nur ein Wandern ist das Leben" — Ges. W. Bd. I. S. 84. G.

Trauben waren bereits reif und lachten uns überall an. Mit bewunderswerther Freigebigkeit führten uns unsere Nachbaren und guten Bekannten in ihre Weinberge nah und fern. Nicht allein, daß wir uns jedesmal satt aßen, wir wurden auch noch mit den schönsten Trauben beschenkt und brachten jedesmal in Taschen und Körben einen reichen Schatz heim. Dies Vergnügen wiederholte sich sehr oft bis zur Weinlese, wir besuchten wol an die zwanzig Weinberge, und hatten unsern Saal voll Trauben hangen bis in den December hinein.

V, 123. Mitte Decembers war ich mehrere Tage in Wiesbaden. Ich
V, 124. wohnte bei Dr. J. Schenckel. Wir und unsere Familien hatten sich schon im Sommer kennen gelernt und wechselseitig besucht. Schenckel war sehr wissenschaftlich strebsam und in mehreren Gebieten des Wissens gut bewandert und schriftstellerisch thätig. Er hatte seit Jahren an einer Blumenlese aus deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts gearbeitet, und biographische Nachrichten hinzugefügt, die ihm auf sein Ersuchen von mehreren Dichtern mitgetheilt waren. Sein Werk*) erhielt dadurch vor vielen anderen einen besonderen Werth, leidet aber wie alle übrigen in Betreff der Auswahl an großer Einseitigkeit. Schenckel war zum Ernsten und Elegischen sehr geneigt und in dieser Gefühlsrichtung pflegte er auszuwählen. An Geschick und besonders an Fleiß fehlte es ihm nicht, wol aber muß ich bezweifeln, daß er im Besitze der nothwendigsten Hülfsmittel war: ich, der ich doch gar nicht im Besitze einer derartigen Bibliothek war, konnte ihm Manches mittheilen was ihm noch nie zu Gesichte gekommen war. Die meisten Blumenleser haben oft gar keine Sammlung der Gedichte eines einzelnen Dichters gesehen, schaffen sich auch keine an und begnügen sich mit dem was ihre Vorgänger aus Musenalmanachen und Zeitschriften geschöpft haben. Wollten die Blumensammler kaufen, so würden sie den Schaden, den sie den Verlegern der Originalausgaben der Dichter anrichten, reichlich wieder gut machen.

V, 125. Schenckel war sehr gefällig und nahm innigen Antheil an mir und meiner geistigen Thätigkeit. Er wünschte sehr, daß das was ich

*) Es erschien unter dem Titel: 'Deutsche Dichterhalle des neunzehnten Jahrhunderts'. 1—3. Bd. Mainz. Kunze. 1850. 1851. 'Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage, herausgegeben von Dr. F. C. Paldamus' erschien 1855. 56.
H.

eben schrieb, nicht allein erschiene und auch Anderen Freude machte, sondern auch etwas Geld einbrächte. Er führte mich nach Mainz zu Johann Baptist Wirth (Firma: J. G. Wirth Sohn), dem ich V, 126.
meine 'Liebeslieder' antrug. Er machte eine Berechnung und wir einigten uns: 1000 Exemplare und für jede Auflage 100 fl. Der Vertrag wurde doppelt ausgefertigt und unterzeichnet. Am Nachmittag waren wir wieder in Wiesbaden. Später verhandelte ich an Wirth mein V, 127.
Rheinleben, jedes Lied mit der Melodie für 1 fl.

Am 19. December reiste ich mit der Post von Wiesbaden bis Reichardshausen und ging dann zu Fuß nach Hallgarten hinauf. Itzstein freute sich sehr, zumal ich bei so schlechtem Wetter ihm nicht vorbeigegangen war. Ich fand Itzstein viel wohler als das letzte Mal und wieder lebensfroher. Als er mich aber den andern Tag nach Oestrich begleitete, fand ich denn doch, daß sein Geist sehr gestört war, die Unterhaltung wurde für mich sehr peinlich und der Abschied schwerer als jemals.

Seit der Winter begonnen, hatten wir viel schlechtes Wetter, Frost und Schnee, und manchen Tag einen so undurchdringlichen Nebel, daß wir aus unseren Fenstern kaum die Brücke sehen konnten. Wir suchten uns in guter Stimmung zu erhalten. Ida musicierte viel und suchte so sich und uns zu erheitern; seit Anfang Octobers V, 128.
hatten wir ein eigenes Instrument und so war einer ihrer Lieblingswünsche erfüllt. Schlimmer aber als das Wetter wirkte auf unser Gemüth die immer näher rückende Kriegsgefahr. Das Trauerspiel in Kurhessen war noch nicht zu Ende gespielt. Wir hatten viele Durchmärsche und mußten uns, obschon wir nur zur Miethe wohnten, doch mehrmals Einquartierung gefallen lassen. Ob es zum Kriege kommen würde, gegen wen und wofür? wußte eigentlich niemand. Der Wunsch aber, daß unsere Truppen zum Schutze des kurhessischen Volkes aufgeboten wären, war bei uns ziemlich allgemein.

Ich suchte mich geistig und leiblich zu beschäftigen, um jede unangenehme Stimmung zu bewältigen. Den 14. November schrieb ich in mein Tagebuch: 'Diesen Morgen ist ein großes, großes Fuder Wurzelstöcke angelangt. Ich werde nun fleißig Holz hacken und nebenbei dichten. Ich weiß nicht, welche Beschäftigung von beiden die zeitgemäßere ist.'

Das Holzhacken war leider das Zeitgemäßere: denn die Rückwärtserei war wieder oben auf, nach allen Seiten hin thätig, und ließ es an Verdächtigungen, Verläumdungen, geheimen und öffentlichen Angebereien nicht fehlen; sie fand überall Freunde und Helfershelfer; alle Zeitungen, Zeitschriften, Wochen- und Flugblätter dienten bewußt und unbewußt der politischen Umkehr. Auch die Schreiber der Litteraturgeschichten stimmten plötzlich einen andern Ton an, als ob sie jetzt erst für Pflicht erkannt hätten, jeden Dichter schlecht machen zu müssen, der jemals ein freies Wort oder auch nur eine der herrschenden Partei mißliebige Ansicht ausgesprochen hatte. Daß auch ich diesen Herren jetzt ein willkommener Sündenbock war, läßt sich denken. Leute, die noch vor wenigen Jahren mir persönlich
V, 129. Achtung erwiesen, sich mir als meine Gesinnungsgenossen vorstellten, fielen über mich her wie über einen vogelfreien Sträfling.

Ich war oft sehr betrübt über so manche traurige Erscheinung der Gegenwart, dann aber auch wieder hoffnungsvoll und muthbeseelt, zumal wenn ich die vielen Soldaten über unsere Brücke hinüber und herüber ziehen sah. Da rief ich dann auch das Schillersche

Auf der Degenspitze die Welt jetzt liegt —
Drum wohl, wer den Degen jetzt führet!

und es war mir dann, als ob ich mich anschließen und mitmarschieren müßte, zumal eines Morgens, als ich mit Ida zum Fenster hinaus sah und ein ganzes Regiment in dem Augenblicke als es eben die Brücke betrat und gleichsam jenseits in Feindesland eindrang, mein Lied anstimmte: 'Morgen marschieren wir, ade, ade, ade, ade!' Diese kriegerische Stimmung kehrte oft wieder, und so dichtete ich denn Soldatenlieder, wozu ich Volksweisen benutzte oder auch eigene versuchte.

V, 130. So kam das Weihnachtsfest heran und wir feierten es wie wir es seit unserer Kindheit nach heimischer Weise gewohnt waren: ein Weihnachtsbaum mit brennenden Lichtern, Flittern, vergoldeten Aepfeln und Nüssen beleuchtete die kleinen Geschenke, die wir uns einander bescherten, und wir aßen fröhlich zu unserm Kaffee den selbstgebackenen Kuchen.

Am Silvester-Abend sagten die Meinigen: 'Heute haben die Weiber die Herrschaft.' Gut. Da bereitete ich das Essen: ich kochte

Kartoffeln, machte einen schönen Puffer und sott dazu eine Frankfurter Wurst. Dann deckte ich den Tisch, brachte alle Gerichte herein und rief meines Erfolgs bewußt wie ein erfahrener Koch, der nicht erst Rumohr's Geist der Kochkunst zu kennen braucht: 'Es ist angerichtet!' Zum Nachtisch brachte ich noch Apfelschnitte, die ich in Butter, Mehl und Zucker gebraten hatte, und Alles war gut. Zu meiner größten Freude las ich in Idas Tagebuche: 'Silvester, dich habe ich immer sehr fröhlich gefeiert, aber nicht so innig ruhig, meines Glückes bewußt.'

Das Neue Jahr (1851) begann für mich mit der Freude, daß nächstens meine Liebeslieder erscheinen würden. Diese Freude war um so größer als Ida seit Jahr und Tag diese Lieder so lieb gewonnen hatte.

Sie erschienen, die Johannalieder nebst einigen anderen, im Ganzen V, 131.
113, unter dem Titel: 'Liebeslieder. Von Hoffmann von Fallersleben.' (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851. 16°. 142 SS.)*) Zu ihrem Geburtstage überreichte ich Ida ein Exemplar mit einer Zueignung.**) Einige Wochen später folgten meine Rheinlieder: 'Rheinleben. Lieder von Hoffmann von Fallersleben.' (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851. 8°. 35 SS.)***) — 20 Lieder V, 132.
mit in den Text gedruckten Melodien.

Unterdessen war uns unser idyllisches Leben sehr verleidet worden, namentlich durch unsern Wirth, der sich täglich wunderlicher und alberner gegen uns benahm und zuletzt ganz feindselig auftrat. Er wollte uns kündigen, ich kam ihm aber zuvor und kündigte ihm den 1. Februar. Allerdings lebten wir ja ganz glücklich unter uns und V, 133.
mit uns, wir fühlten aber doch, daß es in der gewohnten Weise nicht fortgehen würde und könnte. Die Gegend war freilich wunderschön, aber zu einem edlen genußreichen Leben gehören Menschen, die vielseitig gebildet, geistig angeregt und anregend sind, und unsere Theilnahme zu erwiedern sich bestreben. Die Leute hier waren gegen uns

---

*) Die Johannalieder stehen nach einer neuen, vom Dichter später getroffenen Anordnung in Ges. W. Bd. I. S. 323—388 (vgl. ebenda S. 403. Anm. 71.) G.

**) „Wenn dich mein Arm so fest umschlungen hält" — Ges. W. Bd. I. S. 104. G.

***) Ges. W. Bd. III. S. 60—68 und S. 285. Anm. 12. G.

ganz freundlich und nett, das ist aber Alles was sich von ihnen sagen läßt. Sie waren eben wie die Rheinländer, die leichten Sinnes, vergnügungssüchtig und eingenommen für sich, meinen, weil der Rhein so schön, herrlich und vortrefflich, wären sie es auch, und es wäre gar nicht nöthig weiter auf der Welt etwas zu sein als ein Rheinländer, und mehr zu wissen und zu können als was nöthig ist um als anständiger Mann am Rhein zu leben.

Trotzdem wollten wir den Rhein nicht verlassen, wenn wir nur einen Ort fänden, der einigermaßen unseren Bedürfnissen entspräche. Die Wahl war uns eben so schwer, wie sie im vorigen Frühjahre Freiligrath geworden war, als er Köln mit einem anderen rheinischen Orte vertauschen wollte. Nachdem wir über verschiedene Rhein-
V, 134. gegenden Nachrichten eingezogen hatten, wählten wir Neuwied. Den 19. Februar fuhr ich mit Ida hinüber. Wir besahen uns eine Wohnung beim Oberlehrer Henckell und einigten uns über den Preis und die Einziehzeit.

Zum 1. Mai war unsere Abreise festgesetzt. Wir hatten bis dahin Zeit genug, bequem unsere Uebersiedelung vorzubereiten. Ich machte einige Ausflüge und nahm Abschied von Freunden und Bekannten im Rheingau, in Wiesbaden, Mainz und Bingen. Einen Theil unsers Hausraths verkauften wir, den übrigen übergaben wir einem Fuhrmann, unser Clavier nahmen wir mit auf's Dampfschiff. Den 30. April trafen wir nach einer nicht eben sehr angenehmen Fahrt in Neuwied ein.

Wenn man auf dem Rhein mit dem Dampfschiffe an Neuwied vorüberfährt und in die breiten geraden Straßen mit den eben nicht hohen Häusern sieht, dann ist es ganz verzeihlich mit Simrock auszurufen: 'Das moderne, regelrecht-nüchterne Neuwied!' Hat man aber erst einige Tage dort gelebt, so vermißt man recht gerne was die Romantiker an den alten Rheinstädten ebenfalls schön und herrlich finden. Es thut einem recht wohl, in den breiten, geraden, reinlichen Straßen zu wandeln, wo Platz genug ist für Menschen, Wagen und Pferde, wo das Auge nicht alle Augenblicke finsteren Gesichtern, Lungerern und Tagedieben in schmieriger Tracht, oft sogar in Lumpen begegnet, wo man nicht alle Augenblicke von verwahrlosten Kindern, verkommenen Strolchen und scheinheiligen alten Weibern angebettelt wird.

Wenn Neuwied durch sein Aeußeres und wol auch sonstwie einer V, 135.
nordamericanischen Stadt ähnelt, so ist es doch durch und durch eine deutsche Stadt, die sich unter den Rheinstädten einen ehrenvollen Rang errungen durch seine Bildung und seinen Gewerbfleiß und sich vor allen auszeichnet durch wahrhaft christlichen Sinn gegen Andersgläubige und Andersdenkende. Friedlich wohnen hier mit und neben einander Reformierte, Lutheraner, Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Freigemeindler und Juden, eifrig bemüht, ihre geistigen und leiblichen Fähigkeiten zu entwickeln und für sich und Andere geltend zu machen. Der Geist des Stifters und der ersten Ansiedler hatte sich auf ihre Nachkommen fortgeerbt, und so mußte Neuwied allmählich das werden was es jetzt ist.

Nachdem wir uns wieder häuslich eingerichtet hatten, wollten V, 136.
wir Land und Leute kennen lernen: wir machten Besuche bei einigen Familien und unternahmen manchen Ausflug in die Umgegend. Das Thal dehnt sich sehr weit aus und das Gebirge ringsum ist ziemlich fern. So aus der ersten Hand wie in Bingerbrück hat man die schönen Aussichten nicht, dennoch ist jeder etwas weitere Spazier- V. 137.
gang ein lohnender. Wir wanderten nach allen Richtungen hin und fanden uns ganz befriedigt in der Mannigfaltigkeit der Aussichten, die hier größer ist als sie Bingerbrück gewährt; übrigens beschränkten wir uns vorläufig nur auf die rechte Rheinseite.

Am Nachmittage nach unserer Ankunft besuchte ich Fahr in Gesellschaft des Oberlehrers Henckell und einiger anderer Herren. Wir kehrten bei Hechtmann ein und begaben uns in den 'verlorenen Sohn', so genannt nach den Kupferstichen, welche die Geschichte des verlorenen Sohns darstellten und der einzige Kunstzierrat des kleinen Zimmers waren. Auf dem Tische stand ein Becher mit Fidibus. Ich entfaltete einige und bemerkte sofort, daß sie zu einem Stammbuche gehörten. Ich fragte den Wirth, ob er noch das Buch habe, woraus die Fidibus gemacht wären. Er brachte es, ich war sehr überrascht in dem erhaltenen Theile noch so viele berühmte Namen zu finden: Joh. Albert Fabricius, Michael Richey, Christian Thomasius, J. P. von Ludewig, Joachim Lange, Christian Wolf u. a. Das Stammbuch hatte einem jungen Theologen Namens Langerhans gehört, der das Hamburger Gymnasium besucht und dann in Wittenberg und Halle studiert hatte. Herr Hechtmann V, 138.

schenkte mir das Büchlein und ich verehrte es später Sr. kön. Hoheit dem Großherzog von Weimar, der es dann der bedeutenden Stammbuchsammlung der Weimarer Bibliothek einverleibte.

In den ersten Wochen hatten wir Besuche gemacht bei einigen Familien, deren Umgang uns als wünschenswerth empfohlen worden war. Wie es aber bei manchen Dingen im Leben geht, so auch in der Wahl unseres Umganges: so etwas läßt sich nicht suchen, sondern nur finden. Nach und nach gestaltete sich für uns ein wechselseitiger angenehmer geselliger Verkehr, wir waren glücklicher im Finden als im Suchen. Die Ansprüche der Meinigen waren sehr mäßig, und um so anspruchloser sie auftraten, um so angenehmer war ihnen die freundliche Begegnung und das zutrauliche Wesen, das sie überall fanden. Bald fühlten sie sich heimisch und ich mit ihnen in Kreisen, die uns bald lieb und werth wurden und auch blieben. Es waren besonders die Familien Otto Remy, Piel, Gilbert, Radermacher, Henckell, Major Wever, Colonius, Schadt, in Heddesdorf Wilhelm Buchholtz und Julius Ingenohl, und Ludovici auf der Aubach, ferner Rector Götz, Dr. Goldfuß, Karl Remy und Maler Gapp.

So sehr auch unsere Uebersiedelung meine gewöhnliche Beschäftigung unterbrochen hatte und wie zeitraubend auch anfangs
V, 139. unser neue gesellige Verkehr war, so machte sich doch bald der Trieb geltend nach geistiger Thätigkeit, und so war ich denn früh genug wieder mitten im Dichten und wissenschaftlichen Arbeiten. In freudiger Hoffnung begrüßte ich in den letzten Tagen des Mais meine dichterische Stimmung:

O tausend Dank auf's Neue,
Dank dir, du Sangeskunst,
Für deine Lieb' und Treue,
Für deine Gnad' und Gunst!*)

V, 140. Den 20. Mai erhielt ich die Correctur der letzten Bogen meiner Heimatklänge. Bald darauf erschienen sie: 'Heimathklänge. Lieder von Hoffmann von Fallersleben'. (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851. 8°. V. 52 SS.)**) — 46 Lieder, denen ein

*) Ges. W. Bd. I. S. 66. 67. G.
**) Ges. W. Bd. V. S. 129–138 und S. 348. Anm. 33. G.

'Nachweis einiger Melodien und Compositionen' beigefügt war. Anfang Julis sendete mir Brockhaus die Revision meiner Soldatenlieder. Auch sie erschienen bald nachher: 'Soldatenlieder von Hoffmann von Fallersleben. 20 Lieder mit Melodien, theils ein-, theils mehrstimmig.' (Mainz. Verlag von J. G. Wirth Sohn. 1851. kl. 8°. 36 SS.)*). Unterdessen hatte ich eine neue Sammlung von Soldatenliedern vollendet und abermals meist Volksweisen dazu benutzt. Herr Gustav Flügel, Musikdirector am Seminar, war mir bei den Melodien behülflich und lieferte zu einem Liede eine eigene Composition.

Mehr als je fühlte ich in meiner jetzigen Lage die Nothwendigkeit, mir durch Schriftstellerei etwas zu verdienen, größer aber als je waren die Schwierigkeiten. Früher war ich im Besitze ausreichender Hülfsmittel, jetzt sah ich mich beschränkt auf einen kleinen Vorrath der nothwendigsten Bücher und es bot sich in der Nähe für meine Studien nichts dar als die Schulbibliothek in Coblenz und die Universitäts-Bibliothek in Bonn.

Eines schönen Tags machte ich einen Ausflug nach Bonn. Welcker erlaubte mir, nach Neuwied mitzunehmen was ich für meine Zwecke fände. Als ich den anderen Tag mich nach diesem und jenem Werke erkundigte, war es entweder gar nicht da, oder beim Buchbinder, oder ausgeliehen. Mit leeren Händen kehrte ich heim und hatte von meiner Reise nichts weiter als daß ich den Mittag bei V, 141.
Simrock speiste, den Abend bei Ritschl in seiner Gesellschaft mich befand und den andern Morgen mit Venedey frühstückte.

Den 31. Juli wurde ich auf dem Kreisgerichte als 'Zeuge' (wie es in der Vorladung hieß) vernommen. Es wurde mir ein 'Deutsches Liederbuch von Hoffmann von Fallersleben' in einer 2. Auflage: 'Leipzig. Verlagsbureau (Arnold Ruge) 1850' vorgelegt, und man fragte mich, ob ich dies Liederbuch herausgegeben. Ich erklärte, daß ich gar keinen Antheil daran hätte; die drei hier vereinigten Hefte wären im Literarischen Comptoir in Zürich gedruckt, als Eigenthum an Ruge übergegangen und schon im Jahre 1848 durch obigen Titel zu einer Sammlung vereinigt worden. Zum Beweise dafür konnte ich glücklicherweise die erste Auflage vorlegen, worin

*) Diese und die folgende Sammlung Soldatenlieder (unten S. 42. 43.) finden sich neben anderen in den Ges. W. Bd. III. S. 163—197 (vgl. S. 289. Anm. 32.) G.

die Gassenlieder, Salonlieder und Hoffmannschen Tropfen mit ihren ursprünglichen Titelblättern vom Jahre 1845 vorkamen. Der Richter nahm das zu Protocoll, und ich war entlassen. Schwerlich galt diese richterliche Vernehmung dem neuen Verleger, es schien mehr auf mich dabei abgesehen zu sein. Schon in Bingerbrück hatte ich mich der besonderen väterlichen Huld des Herrn Oberpräsidenten von Kleist-Retzow zu erfreuen, die sich jetzt, seit ich ihm näher gerückt war, öfter und deutlicher kund gab.

Im August begann ich die neue Ausgabe des Reineke. Die Berliner Bibliothek sandte mir dazu meine Vergleichung des Dresdener Exemplars des Reineke vom Jahre 1517. Ich arbeitete sehr fleißig und war am 21. September fertig. Gegen Ende dieses Jahrs war der Druck vollendet: 'Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoff-
, 142. mann von Fallersleben.' (Zweite Ausgabe. Breslau 1852. Grass, Barth & Comp. Verlagsbuchhandlung (C. Zaeschmar.) 8°. XXVI. 223 SS.)

Während ich auf diese Weise für unsern Haushalt, der jetzt kostspieliger geworden war, etwas zu erwerben suchte, wollte auch Ida ein Gleiches thun: sie fing an in befreundeten Familien Clavierunterricht zu ertheilen und freute sich, daß sie eine liebgewordene Kunstthätigkeit mit Erfolg wieder ausüben konnte.

Die Fortsetzung meiner Horae belgicae lag mir sehr am Herzen. Leider hatte ich mich alles Stoffes vor Jahren entäußern müssen und die Benutzung meiner ehemaligen Hülfsmittel, jetzt alle in der königlichen Bibliothek zu Berlin, war weitläufig und kostspielig. Dennoch kam ich jetzt in diesen ruhigeren Tagen immer wieder auf meine niederländischen Studien zurück, und so führte mich die Poesie hinein: ich fing nämlich an altniederländisch zu dichten. Die Freude über jedes gelungene Lied war immer wieder die Geburt eines neuen, und so entstanden ihrer 28, die ich dann wie alte Lieder behandelte und mit sprachlichen Anmerkungen versah. Am 10. October schrieb ich dazu eine Einleitung.

, 143. Um diese Zeit erschien die zweite Sammlung meiner Soldatenlieder. Erk hatte mir einen Verleger besorgt und die Melodien redigiert. Um nicht gewisse Leute davon abzuschrecken, hatte ich meinen Namen weggelassen. 'Soldatenleben. Lauter schöne neue Lieder für Schützen und Musketiere, für Jäger und Canoniere, für Husaren,

Ulanen, Dragoner und Cürassiere, für den ganzen Wehrmannsstand in unserm lieben Vaterland. Mit Singweisen.' (Berlin. 1852. K. W. Krüger's Verlagsbuchhandlung. 16°. 34 SS. 22 Lieder.)*)

In den letzten Tagen des Novembers erhielt ich einen Brief aus Leipzig, der mich sehr überraschte.

[Der Advokat Schellwitz in Leipzig, dessen Hülfe Hoffmann im Jahre 1842 gegen Hoffmann und Campe in Anspruch hatte nehmen wollen (vgl. Ges. W. Bd. VII. S. 314) machte ihm das Anerbieten, ein Wörterbuch der deutschen Sprache herauszugeben, welches der leipziger Buchhändler J. J. Weber in seinem Verlage erscheinen zu lassen beabsichtigte. Die Uebernahme dieser Arbeit wäre für Hoffmann wohl eine lebenslängliche Versorgung gewesen. Doch stellte der Buchhändler zwei Bedingungen: 1. sollte der Herausgeber seinen Aufenthalt in Leipzig nehmen und 2. sollte er ein beigefügtes Programm und den von Weber bereits entworfenen Plan des Werkes in den wesentlichsten Punkten anerkennen und befolgen.] V, 143—145.

Wenn ich zwanzig Jahre jünger gewesen wäre und genügende Fähigkeit, Lust und Ausdauer zu einem solchen weitschichtigen, schwierigen Werke mir zugetraut hätte, so würde ich, selbst in der drückendsten Lage, auf ein solches Anerbieten nie eingegangen sein, ich würde mir meine Freiheit in der Wahl meiner Arbeit behauptet und nie zu einem Lohnarbeiter selbst des anständigsten Buchhändlers mich verstanden haben. Jetzt war nun erst gar kein Gedanke daran, auch im Traume würde mir nicht eingefallen sein, jemals gegen die Grimms ein gleiches Werk zu unternehmen oder mich auch nur dabei zu betheiligen, im Gegentheil, ich hatte bisher zu Grimm's Wörterbuch gesammelt und hoffte auch ferner mein Scherflein dazu beizutragen. Ich lehnte sofort nach Ankunft des Briefes das Anerbieten dankend ab. Wenn ich mich recht erinnere, so bemerkte ich: 'Man kann den Grimms wol nach-, aber nicht vorarbeiten.' V, 145. V, 146.

Große Freude war in Coblenz, als sich die Nachricht verbreitete, Gräfin Rossi würde ihre Vaterstadt besuchen. Die Freude steigerte

*) Vgl. oben S. 41. Anm. G.

sich zum Jubel, als sie kam und ihre Mitwirkung zu einem Concerte
von Seiten des Musik-Instituts zum Besten der Armen zusagte.
Das Concert war am 16. December 1851. Leider konnte ich nicht
zugegen sein. Es wäre auch für mich ein hoher, seltener Genuß ge-
wesen. Mein Freund Justizrath Kopp, Vorsteher des Musik-
, 147. Instituts, hatte mich gebeten, ein Lied zu Ehren der Künstlerin zu
dichten. Ich hatte dazu eine Mendelssohnsche Melodie (zu: 'Wer hat
dich, du schöner Wald') gewählt. Es wurde noch denselben Abend
nach dem Concerte am Trierschen Hofe vom Männerchor des Musik-
Instituts mit Instrumentalbegleitung gesungen.*) Ein weithin
schallendes Hoch, vom Oberbürgermeister ausgebracht, und der laute
endlose Jubel des Volks zogen die hochgefeierte Sängerin ans Fenster;
gerührt von diesen Huldigungen dankte sie herzlich ihren lieben guten
Landsleuten.

Den folgenden Tag verweilte sie einige Stunden in Neuwied.
Eingeladen von dem Vorstand der Kleinkinderschule sang sie hier in
einem Concerte zum Besten dieser Anstalt zwei Lieder. Der Vorstand
hatte mich gebeten, der Künstlerin zu Ehren ein Gedicht zu verfassen.
Ich erfüllte diese Bitte. Das Gedicht**) war einer schönen Melodie
von Luise Reichardt unterlegt und sollte im Concerte selbst gesungen
werden. Da sich aber niemand getraute es vorzutragen, so unterblieb
, 148. es. Was ich, ohne je die Sängerin gehört zu haben, darin aus-
spreche, ward nachher meine innigste Ueberzeugung und bewährte sich
auch mir das bekannte 'Der Sänger ein Seher.'

, 149. Als die Gräfin den Saal verlassen wollte, wurde ich ihr vor-
gestellt. Freundlich und bewegt sagte sie: 'Ich habe mich unendlich
gefreut über Ihr schönes Lied gestern Abend in Mainz (sie meinte:
Coblenz). Ich habe Ihnen schon selbst schreiben wollen.' — 'Es wird
mich recht freuen, wenn ich ein Andenken von Ihnen habe, und
wenn es auch bloß Ihr Name ist.' — 'Ich werde Ihnen jedenfalls
noch schreiben.' — 'Nun, fuhr ich fort, so nehmen Sie denn auch
dies zum Andenken an!' Und somit überreichte ich ihr ein Exemplar
der eben mir zugekommenen 'Sontagsfeier.'***) Eine Abschrift dieses

*) „Sei gegrüßt mit Sang und Schall!" — Ges. W. Bd. VI. S. 52. G.

**) „Wie singst du so süß und lieblich" — Ges. W. Bd. VI. S. 52. 53. G.

***) Sontagsfeier von Hoffmann von Fallersleben. Musik von Luise Reichardt. Neuwied. Verlag von F. J. Steiner. H.

Liedes, zierlich geschrieben und von allen Mitgliedern des Vorstandes der Kleinkinderschule unterzeichnet — war ihr während des Concertes in einem Blumenkörbchen überreicht worden.

Die Heimatklänge waren spurlos vorüber gegangen, wie es bei der allgemeinen stumpfsinnartigen Stimmung nicht anders zu erwarten war. Ueberdem wurde nun noch eine öffentliche Besprechung von Seiten der Behörden verhindert. Der Verleger hatte ein Exemplar der Heimatklänge nebst dem Rheinleben an die Blätter für literarische Unterhaltung eingesendet. Die Besprechung war auch erfolgt am V, 150.
20. December in Nr. 132. Brockhaus zeigte dies an, jedoch mit der Bemerkung: 'Betreffende Nummer ist mir leider nach erfolgter Ausgabe in den wenigen noch vorhandenen Exemplaren mit Beschlag belegt worden, so daß ich bedauern muß, sie augenblicklich als Beleg nicht beifügen zu können.' Die Beschlagnahme würde sicherlich nicht erfolgt sein, wenn der Dutzend-Recensent mich nur tüchtig heruntergemacht hätte; das aber that er nicht, sondern sprach sich (S. 1199) recht wohlwollend aus.

Das neue Jahr (1852) begann ich mit dem festen Entschlusse, V, 151.
eine neue Ausgabe meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit zu veranstalten. Bei den vielen Nachträgen, die ich selbst gesammelt hatte oder der Güte meiner Fachgenossen verdankte, hielt ich die Arbeit nicht für so schwierig. Bald aber stellte V, 152.
sich heraus, daß sie es war: eine völlige Umarbeitung schien mir nothwendig, und dazu war viel Zeit und Mühe erforderlich, so wie eine längere Benutzung einer großen Bibliothek. Trotzdem arbeitete ich ruhig weiter und dachte: kommt Zeit, kommt Rath.

Am 12. Januar nahm ich theil an der Liedertafel, die mich vor vier Wochen mit ihrer Ehrenmitgliedschaft beehrt hatte. Es wurde ein Chor eingeübt aus Kreutzer's Falschmünzern, die Solis sang Herr Tappenbeck sehr schön. Ich war recht angenehm angeregt und bekam wieder einmal Lust, eine Oper zu schreiben. Den andern Tag entwarf ich schon den Plan, meine Hoffnung auf guten Erfolg war jedoch nur gering, in meinem Tagebuche bemerkte ich: 'An der Ausführung wird die Sache wol scheitern. Hätte ich einen tüchtigen Componisten hier! Sicherer ich hacke Holz; da ist der Erfolg nie zweifelhaft, wenn auch noch so viel Mühe aufgewendet werden muß.'

Am 22. Januar war meine Oper fertig. Weil sie in Deutschland und America spielt, so gab ich ihr den Titel: 'In beiden Welten.' Einige Tage nachher las ich sie vor in einer Abendgesellschaft. Man war recht erfreut darüber, meinte aber, was ich später immer wieder hören mußte, der Text sei für eine Oper zu gut, und warum? weil man sich einen Operntext nicht anders denken kann als unsinnig und gemein.

, 153. Während meiner Arbeit am Kirchenliede überzeugte ich mich täglich immer mehr von der Nothwendigkeit einer Reise nach Göttingen, und so entschloß ich mich denn bei dem ersten guten Tage dahin abzureisen. Das Wetter war wochenlang sehr schlecht, fortwährend Wind und Regen. Als nun der erste ruhige heitere Tag kam, trat ich meine Reise an. Den 6. Februar war ich bereits in Düsseldorf.

', 153 —156. [Dort besuchte Hoffmann Robert Schumann und überreichte ihm den Text seiner Oper, in der Hoffnung, daß dieser sich bereit finden würde, dieselbe zu componieren. Aber so sehr Schumann den Text lobte, so erklärte er doch, sich mit der Composition nicht befassen zu können. Einen ähnlichen Mißerfolg trugen Hoffmanns Versuche bei anderen Musikern davon.]

; 157. 10. Februar — 2. März in Göttingen.

Schon den Tag nach meiner Ankunft bezog ich eine Studentenwohnung, die mir Adolf, Idas Bruder, verschafft hatte. Ich richtete mich sofort häuslich ein und begann zu arbeiten. Die Bibliothek bot mir reichlichen Stoff, zumal in einer hymnologischen Sammlung, die wenig bekannt auf der Gallerie im historischen Saale aufbewahrt wird. Mein Hauptaugenmerk war auf das Kirchenlied gerichtet, nebenbei berücksichtigte ich jedoch auch andere Dinge. Ich hatte meine altniederländischen Lieder mitgebracht und dachte daran, sie hier drucken zu lassen. Eines Tages bot ich sie Herrn Vogel (Dieterichsche Buchhandlung) an. Wir einigten uns und der Druck begann sofort, nachdem ich dafür eine neue saubere Abschrift gemacht hatte. Noch während ich hier war, erschien mein Büchlein als Pars VIII der Horae belgicae und mit dem besonderen Titel: 'Loverkens. Altniederländische Lieder von Hoffmann von Fallersleben.' (Göttingen. Dieterich. 1852. 8°. VI. 46 SS.) *)

*) Bisher in die Ges. W. noch nicht aufgenommen, sondern für einen neunten Band zurückgelegt. G.

Den Tag vor meiner Abreise schrieb ich an Ida: 'Die Zwecke V, 159.
meines Hierseins habe ich so ziemlich alle erreicht: ich habe litterarischen Verkehr angeknüpft, die Bibliothek ganz gehörig benutzt, ein ganzes Buch drucken lassen und eine ziemliche Anzahl Bände meines großen Büchervorraths verkauft. Ich reise mit einer gewissen Befriedigung weiter.' — Wetter und Wohnung waren überdem nicht geeignet, mir meinen Aufenthalt zu verlängern, und so reiste ich den 3. März mit der Post ab. Der Morgen war kalt, die Reisegesell- V, 160.
schaft schweigsam. In Alfeld stieg ein Schulinspector ein. Wir unterhielten uns bald sehr lebhaft. Er hätte gerne gewußt, wer und was ich wäre. Ich gab mich nicht zu erkennen. Mich ergötzte sehr, daß er so bald nicht dahinter kam. 'Man weiß nicht recht, wohin man Sie bringen soll: bald scheinen Sie ein Landwirth, dann wieder ein Kaufmann zu sein, dann erzählen Sie so von der Göttinger Bibliothek, daß man Sie für einen Gelehrten halten muß rc.' Endlich hatte er das Räthsel gerathen. Auf dem Posthofe in Hannover trat der Herr Schulinspector an mich heran: 'Es giebt im Hannoverschen einen kleinen Ort, der heißt Fallersleben — kennen Sie den wol?' Ich reichte ihm lächelnd die Hand und sagte ihm Lebewohl.

3. März — 1. April in Bothfeld. Ueber meinen vierwöchentlichen Aufenthalt will ich Einiges aus meinem Tagebuche und der Erinnerung folgen lassen.

5. März. Nach Hannover. In der königlichen Bibliothek finde ich das älteste katholische Gesangbuch vom Jahre 1537 und leihe es mir. Ich besuche dann Gödeke, den ich als ich das vorige Mal in Hannover war nur flüchtig kennen lernte. Er war V, 161.
anfangs etwas feierlich, dann aber wurde er allmählich traulich, und ich war sehr überrascht, als ich mich in meinen bisherigen Ansichten über ihn sehr getäuscht fand. Er bot mir seine ganze Bibliothek zur Verfügung und diese Bibliothek war für meine Studien sehr bedeutend.

6. März. Wieder nach Hannover und nur bei Gödeke. Er empfiehlt mir den Buchhändler Rümpler zum Verleger; durch Unternehmungsgeist und geschmackvolle Ausstattung seiner Verlagswerke zeichne er sich aus vor vielen seiner Collegen, und rechne es sich zur Ehre an, auch gediegene wissenschaftliche Werke zu verlegen.

8. März. Ich besuche Rümpler und verhandle mit ihm über die zweite

Ausgabe der Geschichte des Kirchenlieds und eine Miniatur-Ausgabe meiner Gedichte. Den folgenden Tag verhandeln wir weiter, aber erst den 15. einigen wir uns über einen Vertrag. Unterdessen sind meine Bücher aus Meklenburg angekommen. Ich habe die nächsten Tage viel zu thun mit Aussuchen und Ordnen. Adolf hilft mir.
V, 162. Wir haben 1112 Nummern geschrieben und in die Bücher eingelegt. Manches habe ich in Göttingen und Hannover verkauft, Manches zurückbehalten, den Rest übergebe ich Rümpler und schicke ihm später den Preiskatalog.

Den 22. März nehme ich die neue Auflage der Gedichte in Angriff, den 31. vollende ich sie und überantworte sie Rümpler.

V, 163. Am 6. April war ich wieder in Neuwied. Auf den ersten Ostertag (11. April) fiel Idas Geburtstag. Wir feierten ein Doppelfest. Ida, von uns und ihren neuen Freundinnen beglückwünscht und beschenkt, war sehr erfreut und gerührt. Zu den mancherlei Geschenken, womit ich sie überrascht hatte, fügte ich noch ein Gedicht:
V, 164. 'Neuer Frühling, neues Leben.'*) Zu den Freuden des Tags kam für mich noch eine unerwartete. Noch ehe sich unsere Abendgesellschaft einfand, hatte ich die Grundzüge entworfen zu einer neuen Oper. Ich hatte diesmal meinen Stoff nicht aus der Gegenwart, sondern aus der Vergangenheit genommen und zwar nach einem alten Liede**): 'Der Graf von Rom' oder 'Der Graf im Pfluge', und letztere Ueberschrift für meine Oper gewählt. In den nächsten Tagen ging ich an die Ausführung und am 17. April war meine Oper vollendet.

Schon in Bothfeld hatte ich fleißig an einem Hannoverschen Namenbüchlein gearbeit. Ich benutzte dazu drei auf einander folgende Jahrgänge des Hannoverschen Adreßbuches (1849. 50. 51). Ich wollte jetzt das Büchlein vollenden. Die Arbeit war bei aller Ergötzlichkeit und Anregung doch mitunter sehr langweilig durch das oft wiederholte Durchlesen des Adreßbuches und das viele Nachschlagen in allerlei Wörterbüchern. Um dabei den guten Humor nicht zu verlieren, machte ich einige Namen-Hexameter und Namen-Lieder, z. B.:

---

*) Ges. W. Bd. I. S. 105. G.

**) Uhland's Volkslieder. 1. Bd. S. 784—794. H.

Schiweley. Brumm. Kuckuck. Laux. Hummel. Rummel.
Sanitzka.
Jerasch. Benjamin. Kiek. Schnuphase. Spanier. Hurkuck.
Boedeker. Blievernicht. Schlu. Stock. Stille. Wanke. Tovote.
Klinck. Klapp. Klopp. Prasuhm. Pretzsch. Pampel. Nottes.
Malortie.

Melodie: Freut euch des Lebens. V, 165.

Meyrose. Kuemmel.
Finck. Geier. Stieglitz. Strauss.
Pfannkuche. Rindfleisch.
Specht. Elster. Gauss.

Kohl. Stuempel. Wurst. Pabst. Vette. Frass.
Bierschwale. Glaeser. Kanne. Maas.
Hengst. Wallach. Kracke. Bock. Schaaf. Wolf.
Hundt. Hase. Jaeger. Wehmuth.

Bald darauf erschien das Büchlein unter dem Titel: 'Hannover- V, 166. sches Namenbüchlein. Einwohner-Namen der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Hannover, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 8⁰. XVII. 66 SS.) Wenn auch mein Büchlein nicht in so manchen Kreisen freundliche Aufnahme gefunden hätte, so würde ich mich doch getröstet haben, Einem Manne hatte es große Freude gemacht, nämlich V, 167. dem es gewidmet war: 'Karl Gödeke zur Erinnerung an die Märztage 1852 in Hannover.'

Neuwied, 21. Mai 1852.

Herrn Professor Tydeman
in Leiden.

Hochgeehrter Freund!

Ihre neuliche Anfrage durch Johannes Müller hat mich unendlich gefreut: ich sehe, daß Sie leben, wohl und munter sind und meiner noch gedenken.

Zehn Jahre (von 1840 an) habe ich ein sehr bewegtes Leben geführt. Die Sehnsucht und Hoffnungen des deutschen Volkes habe auch ich mit zu verwirklichen gestrebt, und dafür viel leiden und dulden

müssen. Aber selbst die jüngsten Ereignisse haben mich nur betrübt, nicht gebeugt, und ich bin meinem Vaterlande nie untreu geworden und kann es auch nie werden. Es steht höher als sein augenblickliches Geschick und ich glaube fest an seine schönere Zukunft, wie Sie ja aus meinen neulichen „Heimathklängen“ (Mainz bei Wirth) sehen können.

Meine Errungenschaft vom Jahre 1848 ist meine Rehabilitation mit einem mäßigen Wartegelde. Seitdem lebe ich verheirathet an dem schönen Rhein in stiller Zurückgezogenheit den Meinigen und der Poesie und Wissenschaft: ich singe und dichte, forsche, schreibe Bücher, spaziere, hacke Holz und pflücke Blumen. Unser Leben ist sehr einfach und doch ganz nach Wunsch: wir erfreuen uns einer wunderschönen Gegend und eines angenehmen geselligen Verkehrs. Neuwied zeichnet sich vor fast allen kleinen Rheinstädten durch seine Bildung aus. Für meine Studien gewährt es freilich wenig, ich habe aber Bücher genug und kann von Bonn und Coblenz Manches bekommen. Zu wissenschaftlichen Werken fehlt mir freilich Vieles, denn leider war ich gezwungen, meine bedeutende Bibliothek nach und
, 168. nach zu verkaufen. Ich kann jedoch das Beste und Seltenste daraus immer benutzen: ein großer Theil ist in die königliche Bibliothek zu Berlin gewandert und Vieles auch in die Göttinger. Zur Vollendung größerer wissenschaftlicher Arbeiten muß ich gewöhnlich eine Reise machen und so war ich denn zum Behufe einer zweiten Ausgabe meiner „Geschichte des deutschen Kirchenliedes“ noch neulich (Februar und März) vier Wochen in Göttingen und vier in Hannover. Die Ausbeute war so lohnend, daß ich den Entschluß faßte, sobald es meine Familienverhältnisse nur gestatteten, abermals auf vier Wochen nach Göttingen zu gehen und die wunderbar reiche Bibliothek, die jetzt jedes Jahr bloß für Bücheranschaffen 8000 Thaler zu verwenden hat, mit Muße zu benutzen.

Daß ich der niederländischen Sprache und Litteratur fortwährend meine Aufmerksamkeit zugewendet habe, beweisen die beiden letzten Theile meiner Horae belgicae: die P. VII. erschien 1845, die P. VIII. 1852. Ich hätte gern den seit vielen Jahren vergriffenen e r s t e n Theil neu herausgegeben, dazu wäre aber eine Reise nach Holland und Belgien unerläßlich nothwendig, und d a z u habe ich keine Mittel. Das Reisen in beiden Landen ist zu kostspielig und

auf eine so gastliche Aufnahme wie früher darf ich jetzt nicht mehr rechnen, denn die meisten meiner alten lieben Freunde sind wol längst heimgegangen. Ich werde jedoch an meiner Sammlung altniederländischer Volkslieder ruhig fortarbeiten; sie ist viel reicher und bedeutender als die von Willems und wird allen Freunden des Volksgesangs eine sehr willkommene Gabe sein. An eine Unterstützung von Seiten des Auslandes denke ich nicht. Meine neuesten Erfahrungen haben mich wieder belehrt, daß Deutschland immer noch das Land alles wissenschaftlichen Bücherverlags ist. Während man in Belgien die Pars VIII. nicht einmal umsonst drucken wollte, erhielt ich in Göttingen dafür soviel Honorar, daß ich damit meine ganze bisherige Reise bestreiten konnte.

Den Rest meiner früheren Bibliothek habe ich aus Meklenburg nach Hannover kommen lassen, 11 Centner! Ich hätte gern Vieles daraus behalten, theils aber ist der Transport zu kostspielig, theils weiß ich die Bücher nicht unterzubringen. Ich habe mich deshalb entschließen müssen, sie an den Meistbietenden zu überlassen. Ich sende Ihnen heute zugleich das Verzeichniß und wünsche, daß die Maatsch. van nederl. letterkunde ihren reichen Schatz daraus noch vervollständigt.

Grüßen Sie alle meine alten Freunde wo Sie deren noch finden recht herzlich! und senden Sie mir recht bald Ihre verheißenen Mittheilungen. . . .

In alter Liebe und Treue

Ihr

H. v. F.

Unterdessen war es Frühling geworden und das anmuthige Wetter lockte uns hinaus, wir lustwandelten viel im Freien. Trotzdem verließen mich meine rheumatischen Schmerzen nicht, ich war sehr leidend und mitunter so verstimmt, daß ich zum Arbeiten völlig unfähig war. Dazu kam nun noch ein stiller Kummer, den ich nicht auszusprechen wagte. Ida erwartete täglich ihre Niederkunft. Der Tag der Entbindung (30. Mai) kam. Sie mußte viel ausstehen, kämpfte aber ritterlich. Als sie hörte: ‘Das Kind ist da!’ küßte sie mich und rief: ‘Nun ist eine neue Welt für mich aufgegangen!’

Unter Freudenthränen ging ich in mein Kämmerlein und suchte meine Gefühle in einem Gedichte*) auszusprechen.

Leider wurde unsere Freude nur zu früh getrübt: unser Kind hatte ein Leiden mit auf die Welt gebracht, das unheilbar war und ihm nur ein kurzes Leben noch gönnen ließ. Die Theilnahme aller uns befreundeten Familien war groß und blieb uns unvergeßlich. Unser armes Kind! es schwebte immer zwischen Tod und Leben. Mit Angst und Betrübniß gingen wir dem Sommer entgegen. Was mich sonst hätte erfreuen müssen, ließ mich gleichgültig. Wenn ich sonst an einem schönen Tage draußen im Freien wandelte, wie war mein Herz froh, als ob alle Blumen und Vögel mich begrüßten und die blauen Berge mir freundlich winkten. Jetzt weinte ich und sprach leise die Worte Calderon's so vor mir hin:

Was ist Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
V, 171. Wenig kann das Glück uns geben;
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und die Träume selbst ein Traum.

Ich hätte so gerne fleißig gearbeitet, aber ich war zu wenig gesammelt und zu oft gestört; ich konnte mich nur mit Dingen befassen, wozu keine geistige Anstrengung erforderlich: ich schrieb die von mir gesammelten Wörter ab, ordnete sie alphabetisch und klebte sie auf. Daraus wählte ich dann für die Grimms einige zu den Buchstaben A und B gehörige aus und schickte sie ein. Ich hatte es nicht gewagt, einen Brief beizulegen, sondern nur ein Blättchen mit den Worten aus 'Markus Hüpfinsholz (von Meusebach), Geist aus meinen Schriften' S. 57.

'Wie aller Stillstand im Guten Rückgang ist, also auch in der Liebe, aber (nach einer von mir nicht zuerst gemachten Bemerkung) nicht nur in der Liebe, sondern auch im Hasse. „Nicht bloß die Liebe, sondern auch der Haß ist veränderlich und beide sterben, wenn sie nicht wachsen." Da nun aber einer menschlichen Seele der Nachtgedanke, daß ihr Groll e w i g l i c h wachsen solle, (wir dürfen es hoffen) gewiß unmöglich ist; so sollte auch keine dergleichen sich vornehmen,

*) „Kein König gab mir einen Orden" — Ges. W. Bd. I. S. 106. G.

auch nur auf einen Monat, auf eine Woche, auf einen Tag, auf eine Stunde zu zürnen und hassen.'

Am 24. Juni antwortete Jacob Grimm auf meine Zusendung: v,

Lieber Hoffmann.

Die schriftzüge der adresse waren von bekannter hand, Ihr brief und die zusendung bewegte und rührte mich, ich habe keinen groll auf Sie, und was zwischen uns getreten war hat mir oft leid gethan. Ihr herz wird noch so sein wie es war als Sie mich zur zeit des v, glorreichen studentenauszugs nach Witzenhausen in Cassel zuerst aufsuchten. was nun übel oder unrecht war wollen wir vergessen sein lassen. mich freut, daß Ihnen nach so mancher bedrängnis der mut und die arbeitslust nicht sinkt und daß nachdem Sie die meisten gesammelten bücher verkaufen mußten, Sie von neuem sammeln und Sich daran freuen können. die geschickten auszüge sind willkommen und brauchbar, einige darunter kamen schon zu spät, da das zweite heft bereits gedruckt ist; die beiträge für die nächsten buchstaben werden Sie schon etwas früher zufertigen. Dank auch für Reinecke und das liederheft, und Gott befohlen. —

Um diese Zeit war denn endlich der Druck meiner Kinderlieder- v, sammlung vollendet worden: 'Die Kinderwelt in Liedern. Von Hoffmann von Fallersleben.' (Mainz. J. G. Wirth Sohn. 1853. 16°. 224 SS.)

Ich war mit der Ausstattung wenig zufrieden, Papier und Lettern ließen viel zu wünschen übrig und doch sollten letztere Jungferlettern sein! Wie stattlich nahm sich dagegen die neue Ausgabe meiner Gedichte aus, von der ich schon 20 Aushängebogen in Händen hatte!

In den letzten Tagen Junis trat mir meine neue Oper wieder v, sehr nahe. Ich wollte gern einmal das Urtheil einer Sängerin darüber hören und wendete mich deshalb an Frau Gräfin Rossi, die v, eben zur Cur in Ems sich aufhielt.

[Am 2. Juli besuchte Hoffmann sie in Ems und las ihr v, seine neue Oper 'Der Graf im Pfluge' vor. Die ganze Entwickelung derselben gefiel ihr sehr gut, und sie meinte, wenn das Stück gut componirt wäre, so würde es von großer

Wirkung sein. Einen Componisten konnte sie dem Dichter aber nicht verschaffen, und daher erreichte Hoffmann auch bei ihr seine Absicht nicht.]

V, 183. Den 6. Juli wurde unser Töchterchen getauft. Gevatterinnen waren Johanna Henriette Gräfin Rossi, Fräulein Maria Radermacher und Frau Friederike Sturtevant. Die Taufe verrichtete der Pastor Reck. Es war für mich sehr rührend wie der alte würdige Mann so herzlich sprach und so viel Schönes an die Namen Johanna Maria Friederike knüpfte. Mir war sehr traurig zu Muthe. Gegen Abend schrieb ich in mein Tagebuch: 'Wenn ich das Kind so sehe mit seinem lieben Gesichte, worauf der Frieden des Himmels ruht, und ich muß denn doch wünschen, daß es bald stirbt, damit es von seinen Leiden erlöst und vor größeren bewahrt wird, — dann will mir das Herz brechen und ich fühle so recht tief, daß ich ein armer schwacher Mensch bin. Nun, wie Gott will!'

Den 30. Juli zum Sängerfeste nach Düsseldorf. Unter anderen
V 184. treffe ich den Musikdirector Dr. Gotthard Wöhler von Greifswald;
V, 185. ich lese ihm meine Oper vor. Er ist geneigt, sie zu componieren, er wünscht nur, daß ich vorher noch Einiges darin ändere. Ich bin
V, 186. dazu bereit. Er verspricht mir, mich in den ersten Tagen der nächsten Woche zu besuchen, wir wollen dann Rücksprache nehmen in Betreff der Oper, ich soll bis dahin nur den Text mit den neuen Aenderungen in Ordnung bringen.

Auf der Rückreise treffe ich in Bonn an der Landungsbrücke viele Studenten und eine Musikbande. Mit klingendem Spiele und entfalteten Bannern marschiert der Zug aufs Dampfschiff. Jubel und Böllerschüsse vom Ufer und vom Schiffe. Ich sitze am Vordertheile und kümmere mich wenig um das was um uns vorgeht. Nach einer Weile werde ich abgeholt und unter lautem Jubel in die Mitte der Studenten geführt. Man reicht mir ein großes Trinkhorn und ich muß den Willkomm trinkend erwiedern. Alles bestürmt mich, mit nach Rolandseck zu gehen und den 25-jährigen Stiftungscommers mitzufeiern. Ich sage endlich ja und mache nun Alles mit. Oberhalb Rolandseck steigen wir aus und ziehen feierlich mit Musik zu Groyen. Wir nehmen Platz in den Rebenlauben und freuen
V, 187. uns der wunderbar schönen Aussicht. Nach einiger Zeit ertönt der

Ruf: 'Der Kaffee wird serviert!' Ei, Donnerwetter! denk' ich, serviert! hier geht's fein her, und — so war's auch.

Bei Anbruch der Dämmerung ladet ein Trompetentusch zur Festtafel ein. Der Saal ist hübsch geschmückt mit Blumen- und Laubgewinden und grünweißschwarzen Fahnen, vor jedem Gedecke stehen zwei Flaschen Wein, worauf Fähnchen mit den westfälischen Farben. Das Ganze macht einen freundlichen Eindruck. Es folgt die Begrüßung der Mitglieder, ein Hoch auf alle Anwesenden, auf die Westfalia 2c. Musik, Reden und Lieder wechseln mit einander, dazwischen manches Hoch. Ungeheuere Heiterkeit. Endlich kommt nach altem Brauch der Landesvater dran. Ich glaubte, meine Mütze gut geborgen, bald aber bemerke ich sie auf dem Haupte meines Nachbars und dann auf dem Schläger aufgespießt. Erst gegen 3 Uhr kommen wir zu Bette, und obschon ich nicht schlafe, so bin ich doch um 6 frisch und munter im Garten. Nachdem wir gefrühstückt, stegreifern wir eine Musikbande: ich spiele den Triangel, andere folgen nach mit Geige, Baß, Trompete, Waldhorn 2c., und so ziehen wir hinab und bringen der Wasserheilanstalt ein Ständchen. Dann muß ich noch einen Abschiedstrunk trinken. So wie das Dampfschiff in Sicht ist, eile ich an den Rhein. Ich erreiche es zu rechter Zeit, sage meinen Begleitern Lebewohl und segele wohlgemuth nach Neuwied.

Die nächsten Tage beschäftigte ich mich mit meiner Oper 'In beiden Welten'. Ich arbeitete sie um, um sie zeitgemäßer d. h. hofbühnengerechter zu machen. Täglich erwartete ich Wöhler, er kam nicht, und ich habe auch später nie wieder etwas von ihm gehört und gesehen.

Dagegen war mir am 10. August eine andere große Freude beschieden. Als wir Abends von einem Spaziergange heimgekehrt waren, besuchte uns Professor M. de Vries von Groningen. Die Meinigen waren nicht wenig überrascht, einen so lebendigen jugendfrischen Holländer und noch dazu einen so liebenswürdigen holländischen Gelehrten vor sich zu sehen. De Vries war eigens hier ausgestiegen, um mich zu begrüßen. Er erzählte viel von Holland, von meinen alten Freunden, dem jetzigen Zustande der niederländischen Sprachwissenschaft und in wie gutem Andenken ich dort stehe. Er war in Berlin bei den Grimms gewesen, um sich mit ihnen näher zu

besprechen über das große holländische Wörterbuch, das von ihm unter Mitwirkung von holländischen und belgischen Gelehrten herausgegeben werden sollte. Wir verplauderten bei einem Glase Rheinwein einige Stunden sehr angenehm. Ich schenkte ihm 'Zur Erinnerung an Neuwied' die zweite Ausgabe meines Reineke und wünschte ihm ein herzliches Lebewohl.

V, 192. Seit Jahr und Tag hatte ich mich schon mit dem Theophilus beschäftigt, ich war ziemlich weit gediehen, konnte mich aber zu einem Abschluß meiner Arbeit noch nicht verstehen, ich wollte noch erst die Urschrift vergleichen. Ich wendete mich nach Trier, erhielt aber zur Antwort, daß keine Handschriften ausgeliehen würden. Ich reiste daher selbst nach Trier und vollendete in wenigen Stunden die Vergleichung des Theophilus. Den folgenden Tag (21. August) mache ich einen Spaziergang um die halbe Stadt. Als ich zurückkehre, sagt man mir, ich solle zur Polizei kommen. Ich gehe sofort hin. Herr Polizeidirector Zillgen fragt mich nach allem Möglichen, Vor-, Zunamen, Alter, Religion, ob verheirathet, wieviel Kinder, wen ich
V, 193. kenne, u. dgl. Endlich frage ich ihn, ob meinem Hierbleiben etwas entgegenstehe? Er antwortet: nein, und ich empfehle mich.

Sonntag 22. August. Ich bleibe auf meinem Zimmer. Um 11 tritt der Polizeicommissar Bergmann ein mit noch einem Polizisten: 'Ich muß Ihnen anzeigen, daß Sie aus Mangel einer Legitimation binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen haben.' Ich speise zu Mittag, zahle und gehe mit leichtem Gepäck zum Thore hinaus. Draußen setze ich mich in einen Omnibus, fahre für 1 Sgr. eine weite Strecke und gehe dann an der linken Moselseite zu Fuß weiter. Im Fährhause Schweich gegenüber übernachte ich.

Montag 23. August. Früh munter, um das Dampfschiff nicht zu versäumen. Kaum bin ich reisefertig, so erscheint der Herr Bergmann mit dem Bürgermeister von Schweich. Der arme Mann hat mich die ganze Nacht gesucht, während ich in süßem Schlafe lag. 'Ich habe den Auftrag, Sie nach politischen Schriften zu untersuchen.' Gut. Ich öffne meine Reisetasche und hole ein Stück nach dem anderen hervor: Hemd, Jacke, Strümpfe, dann die vor 32 Jahren in Trier genommene Abschrift des Theophilus und die Abbildung der Porta nigra. 'Sie haben auch eine Brieftasche.' Auch die lege ich vor mit allen einzelnen Zettelchen. Die 'politischen Schriften' sind einige

preußische Cassenanweisungen, einige Reisenotizen, einige Kinderlieder, ein paar bezahlte Rechnungen und ein Postschein. Endlich findet er noch einen angefangenen Brief, der mit folgenden Worten endigt: ‘Das Thal lag wunderschön beleuchtet vor mir und ich sang eben so froh wie vor 32 Jahren:

Auf den Bergen lebt man frei, V, 194.
Da giebt's keine Polizei.’

Das große Werk ist vollendet und ich kann frei meiner Wege gehen. Ich besteige das Dampfschiff, welches eben ankommt. Es hat sich um eine Stunde verspätet, weil es wegen der Fahndung auf mich eine Stunde später abfahren mußte. Ich werde von allen Seiten freundlich begrüßt.

Ueber die mir zugefügte Unbill führte ich weiter keine Beschwerde — was hätte ich auch von einem Kleist-Retzow erwarten können? Dennoch blieb ich eine Antwort nicht schuldig, sie erfolgte schon am 25. August in dem Gedichte:

‘Ich bleib' in meinem Vaterlande.’ *)

Wir hatten wieder recht trübe Tage: unser Kind sehr krank, V, 195.
wir in Angst und Kümmerniß und selbst sehr leidend. Unsere Freunde boten Alles auf, uns zu zerstreuen. Wie an trüben Tagen ein Sonnenblick uns erfreut, so kam zuweilen ein freudiges Ereigniß mitten in unser Leid. Den 21. September trafen die ersten gebundenen Exemplare der neuen Auflage meiner Gedichte ein, sehr schön ausgestattet: ‘Gedichte von Hoffmann von Fallersleben.’ (Hannover. Carl Rümpler. 1853. 16⁰. 446 SS.).

Ich war wieder recht fleißig: den 1. October vollendete ich den Theophilus, die nächste Zeit machte ich Studien zur Geschichte des Kirchenliedes und zur Fortsetzung meiner Horae belgicae. Die Trierer Ausweisung konnte mich nicht weiter verstimmen: die ganze deutsche Presse hatte sich mißbilligend darüber ausgesprochen. Mit größerer Lust schrieb ich jetzt die gesammelten Beiträge zum Grimmschen Wörterbuche ab, ich war sehr froh, daß endlich zwischen den Grimms und mir ein freundliches Verhältniß angebahnt war, Jacob hatte sich ja in seinem Schreiben sehr freundschaftlich ausgesprochen. Ich setzte voraus, daß Wilhelm wenn nicht von derselben doch von

*) Ges. W. Bd. III. S. 249. 250. G.

ähnlicher Gesinnung beseelt war. Das war aber ein Irrthum. Ich erhielt folgende Zuschrift:

'Von der Rümplerschen Buchhandlung ist mir in diesen Tagen das Hannöversche Namenbüchlein im Auftrag des Verfassers zugeschickt worden: ich bitte Herrn Professor Hoffmann solche Zusendungen
V, 196. nicht weiter zu veranlassen. Für mich ist die Erinnerung an die Vergangenheit zu herb, als daß ich in das erste ungestörte Verhältnis zurückkehren könnte.

Berlin 30. September 1852.

Wilhelm Grimm.'

Diese Erklärung mußte mich um so mehr schmerzen, als ich an der Veranlassung ganz unschuldig war. Ich hatte allerdings Herrn Rümpler gebeten, das Namenbüchlein an die Grimms einzuschicken aber nur Ein Exemplar. Nachdem mir Wilhelm Grimm nicht wie Jacob geschrieben hatte, würde ich es nie gewagt haben, an jenen je eine Zeile zu richten oder etwas einzusenden. Bei solchen unangenehmen Ueberraschungen pflegte ich dann wol ins Freie zu gehen und Blumen zu pflücken, oder ich nahm die Axt, spazierte hinab auf meinen Gartenfleck, den ich von meinem Nachbar gemiethet hatte, und hackte Holz, bis ich in Schweiß gerieth. In meinem Tagebuche heißt es denn auch wol: 'Holz gehackt und die Welt verachtet.'

Am 9. December besuchte ich die Bonner Bibliothek, lieferte einige Bücher ab und sah die deutsche Litteratur und das Fach der Hymnologie durch. Ich traf mit Dr. Oscar Schade zusam-
V, 197. men, den ich schon von Berlin her kannte. Er lud mich zu sich ein und wir unterhielten uns mehrere Stunden. Er erzählte von seinen deutschen Studien, zunächst wollte er den Veldeke herausgeben, dann nach Wien gehen und magyarisch und slavisch treiben ꝛc.

Den 18. und 19. December in Hallgarten. So groß erst meine Freude war, als ich Itzstein wiedersah, so wurde sie doch bald getrübt. Er schien mir allerdings wohler und ruhiger als bei meinem letzten Besuche, bald aber erfuhr ich, daß seine Geistesschwachheit seit-
V, 199. dem nur noch zugenommen hatte. Innig gerührt und weinend nahm ich Abschied von dem Manne, dem ich für so viele Beweise wahrhaft väterlicher Theilnahme dankbar bin, und mit Wehmuth verließ ich den Ort, der mir durch so manche Freude lieb und unvergeßlich ward und geblieben ist. Erst bei meinen Freunden in

Rüdesheim, Schultz und Reuter, fand ich meine heitere Stimmung wieder und verlebte mit ihnen zwei frohe Tage, die sich würdig anreihten an meine alten frohen Rheingauer Tage. Den 22. December war ich wieder in Neuwied.

Bei meiner Ankunft wurde ich angenehm überrascht durch den Theophilus, den mir in einigen Exemplaren Herr Rümpler geschickt hatte. Die viele Mühe, die ich dem Buche zugewendet, war nun durch eine nachhaltige Freude belohnt worden: 'Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des XV. Jahrhunderts. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Hoffmann von Fallersleben.' (Erster Druck. Hannover. Carl Rümpler. 1853. 8⁰. XIV. 86 SS).

Den anderen Tag traf ein Brief von Jacob Grimm ein. Nachdem mir Wilhelm Grimm erst neulich einen Absagebrief geschrieben V, 200.
und sich jede Zusendung meinerseits verbeten hatte, dankte sein Bruder Jacob für die neuliche und erfreute mich mit einer freundlichen Zuschrift und einer werthvollen Beilage 'Ueber den Ursprung der Sprache.' Seinen Wunsch: 'Treten Sie frohgemuth ins Neue Jahr!' suchte ich bestens zu erfüllen.

Zum neuen Jahre (1853) hatten wir Besuch: Herr Dr. Schade war von Bonn herübergekommen. Er schien sich bei uns und in unsrer kleinen Wohnung zu gefallen, er war vergnügt und unterhielt sich gerne, er sprach sich sehr freimüthig über Alles aus und V, 201.
suchte sich angenehm zu machen, er war nie verlegen um schöne Redensarten und Schmeicheleien. Als ich ihm meine neuesten Gedichte vorgelesen hatte, sagte er: 'Solche kann keiner aller lebenden Dichter machen.' Wenn wir auch keinen Werth auf dergleichen Artigkeiten und Lobspenden legten, so glaubten wir doch, daß sie Aeußerungen einer gutmüthigen Natur wären. Am Neujahrsabend wurden wir aber schon einer anderen Ansicht. Wir waren zu einer Gesellschaft eingeladen, wohin uns auch später Schade nachfolgte. Er gerieth hier bald mit einem der Anwesenden so heftig an einander, daß eine sehr langweilige unerquickliche Streiterei entstand, wodurch die vorher heitere Stimmung der Gesellschaft auf längere Zeit getrübt wurde.

Den ganzen Januar arbeitete ich sehr fleißig an der Geschichte des Kirchenliedes und der Fortsetzung der Horae belgicae. Von

Berlin hatte ich mir meine beiden früheren niederländischen Liederhandschriften kommen lassen und eine Abschrift des wichtigsten Theils derselben vollendet. Ich hoffte jetzt für meine hymnologischen Studien noch Manches von Bonn und Köln. Den 30. Januar trat ich meine Reise an.

1—13. Februar in Köln. Dort besuchte ich Dr. Eberhard von Groote und wurde sehr freundlich empfangen; er lud mich ein, bei ihm zu bleiben. Ich entschloß mich schnell und blieb, und so verlebte ich denn mit ihm und seiner Familie vierzehn sehr angenehme Tage.

V, 202. Groote freute sich sehr, daß wir uns in demselben Fache litterarischer Thätigkeit begegneten. Er war ein begeisterter Verehrer der alten lateinischen Lieder seiner Kirche, er pflegte die ihm besonders lieb und werth gewordenen in stillen Stunden früh Morgens und Abends zu singen, und widmete dieser ganzen kirchlichen Dichtung große Aufmerksamkeit. Er hatte sich eine alte Sammlung geliehen, eine prachtvolle Handschrift vom J. 1358 'ecclesiae Mariae ad gradus' und die schönsten Lieder daraus abgeschrieben. Als er sah, wie eifrig ich mich mit der Hymnologie befaßte, verehrte er mir seine Abschrift. Er war überhaupt sehr mittheilend, alle seine Handschriften und Bücher stellte er mir zu beliebiger Benutzung. Einen noch größeren Dienst erwies er mir aber dadurch, daß er mir die Wallrafschen Bücher zugänglich machte.

V, 203. Der Carneval war um die Zeit in vollem Gange, aber ich kann nicht sagen, daß ich an Allem was ich sah und hörte einen sonderlichen Geschmack hätte finden können. Die hanswurstliche Hochzeit, die am Faschingsmontag durch einen großen Wagenzug dargestellt
V, 204. wurde, war so matt, daß auch nicht die bescheidensten Ansprüche Befriedigung hätten finden können. Der einzige Witz war noch, daß Louis Napoleon erschien. Er fuhr aber kaum hundert Schritte, da hieß ihn die Polizei seinen kaiserlichen Schnurbart abnehmen und mit seinem Zettel heimfahren.

Am 14. Februar nahm ich Abschied vom Grooteschen Hause. Ueber den Erfolg meiner Reise und die genußreichen Stunden war ich sehr erfreut und dankerfüllt. Um einen Beweis dieser Stimmung
V, 205. Herrn von Groote zu geben, widmete ich ihm eine kleine Schrift, die mir besonders zur Kenntniß der Latinität des Mittelalters nicht

unwichtig schien: 'Epistola Adami Balsamiensis ad Anselmum. Ex codice Coloniensi edidit Hoffmannus Fallerslebensis. Neowidae.'

Nach meiner Rückkehr traf ich Ida wohl, aber still und betrübt: unser Kind war sehr krank. Den 17. Nachmittags athmete es nur noch leise, der Tod lag ihm schon auf dem Gesichte. Am Abend spät wurde es an den Gliedern nach und nach kalt. Ich saß an meinem Tische und schrieb meine zweite Oper ab. Bei den Worten:

Dann, o Tod, mag's morgen sein, V, 206.
Ruhig, ruhig harr' ich dein —

hörte ich auf. Ida mußte mir versprechen, zu Bette zu gehn. Wir gingen. Kurz vorher hörten wir nur noch, wie unser armes Kind einige Klagetöne ausstieß, es waren seine letzten. Um 1 Uhr war es sanft auf Agnes Schoß entschlafen.

Den 18. in der Dämmerung standen wir auf. Ida hatte schon lange gewacht. Sie wollte in die Küche, wo eben Agnes war. Da hörte ich einen lauten Schrei. Ida! Ida! schrie ich. Endlich kam sie, das Blut strömte ihr aus der Nase hervor. Es war ein schrecklicher Augenblick. Wir gingen in mein Zimmer und weinten uns aus. Vergebens versuchte ich zu arbeiten. Später besorgte ich das Begräbniß.*) Den andern Morgen in aller Frühe geleitete ich unser Kind zu Grabe. Merkwürdig, bald nachher starben alle drei Pathinnen Marias, Gräfin Rossi in Mexico, Frau Friederike Sturtevant in Braunschweig und Maria Radermacher, erst seit Kurzem verheirathet, in Coblenz.

In diesen trüben Tagen sehnten wir uns beide, Ida und ich, V, 208. fort aus unserm häuslichen Elende in die Heimat zu unseren Verwandten. Da aber das Wetter noch sehr unbeständig und unfreundlich war, so wollten wir unsre Reise erst im Mai antreten.

Da machte ich nun allein noch einen Ausflug zu meinem Freunde Conrad Wolff, der mich so oft und dringend zu sich nach Crefeld eingeladen hatte. Den 26. März traf ich dort ein und verlebte vierzehn sehr angenehme Tage. Ich fühlte mich bald recht heimisch unter Conrads vielen Verwandten und Freunden.

Zu meinem Geburtstage wurde ich beglückwünscht und beschenkt. V, 209.

---

*) Von demselben Tage stammt das Gedicht: „Dein Leben war Ein Leiden" — Ges. W. Bd. I S. 109. G.

Auch die löbliche Polizei wollte diesen für mich wichtigen Tag nicht vorübergehen lassen ohne ein Zeichen ihrer Aufmerksamkeit: sie fragte nach meiner Legitimation und erhielt meine Paßkarte, die mir dann nach einer halben Stunde wieder zugeschickt wurde. Leider konnte ich Idas Geburtstag (11. April) nicht daheim feiern und so sendete ich ihr denn noch von hier aus einige erfreuliche Geschenke
V, 210. und ein Lied.*) Bald darauf kehrte ich nach Hause zurück.

V, 211. Den 12. Mai traten wir die langersehnte Heimatreise an und noch denselben Tag spät Abends erreichten wir Bothfeld.

Sobald ich mich von der Reise erholt, fing ich an zu arbeiten. Hannover gewährte mir wider Erwarten reiche Ausbeute für meine hymnologischen Studien: durch die Güte des Dr. Gödecke und des Senators Culemann und aus der königlichen Bibliothek wurden mir Quellen zugänglich, die bisher wenig oder gar nicht benutzt waren. Als ich so glücklich war des ältesten katholischen Gesangbuchs von Vehe habhaft zu werden, faßte ich den Entschluß, es noch während meines Bothfelder Aufenthalts herauszugeben. Herr Rümpler war sofort zum Verlegen bereit, wie er sich denn auch geneigt zeigte, den Verlag der neuen Ausgabe meiner Geschichte des Kirchenliedes zu übernehmen. Schon den 19. Mai begann der Druck. Ich mußte nun wegen der Correctur und der Benutzung der Bibliothek oft nach Hannover, und wenn ich mich dort auch bei Rümpler und Gödeke einige Stunden erholte, so wurde mir doch der Weg, zumal bei schlechtem Wetter, meist immer sehr beschwerlich.

V, 212. Zum Weiterforschen auf dem hymnologischen Gebiete schien mir ein längerer Aufenthalt in Göttingen nothwendig. Mein Entschluß war schnell gefaßt und ausgeführt. Noch vor meiner Abreise aus Bothfeld erschien mein Buch: 'Michael Vehe's Gesangbüchlin vom Jahre 1537. Das älteste katholische Gesangbuch. Nach dem Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1853. 8°. 117 SS. mit einer Nachrede S. 122—138).

1. Juli — 2. August in Göttingen.

V, 213. Dem Dr. Ellissen, Professor Höck und Professor Schweiger bin ich zu vielem Danke verpflichtet; sie gestatteten mir die freieste Benutzung der Bibliothek und durch ihre gütige Ver-

*) „Wie lächelst du so froh mir zu!" — Ges. W. Bd. I. S. 109, 110. G.

mittelung wurde mir die Einsicht der Helmstedter Handschrift des Theophilus ermöglicht. Ich war nun sehr fleißig, manchen Tag arbeitete ich zwölf Stunden. So anstrengend das Suchen, Ausschreiben, Nachsehen und Ausarbeiten war, so lohnend wurde es doch von Tage zu Tage, und nach vier Wochen hatte ich die Hälfte der neuen Ausgabe meiner Geschichte des Kirchenliedes vollendet und zur zweiten Hälfte umfangreiche Vorarbeiten gemacht.

Ich erfreute mich daneben eines angenehmen, anregenden und lehrreichen geselligen Verkehrs mit alten Freunden und Bekannten: V, 214.
Höck, Wilhelm Müller, Unger, Wehner; sie ließen es nicht an Aufmerksamkeiten fehlen, sie luden mich zu Spaziergängen und Abendessen ein und es ging immer recht traulich her. Bei und mit Wilhelm Müller verlebte ich manche angenehme Stunde, schon durch unsere gemeinschaftlichen Studien standen wir uns nahe; er nahm großen Antheil an meinen Arbeiten. Gieseler und Redepenning besuchte ich zuweilen; die Nothwendigkeit, in kirchengeschichtlichen und liturgischen Dingen mich Raths zu erholen, führte mich zu ihnen.

Eines Abends begegneten mir auf dem Heimwege von einer V, 216.
Gesellschaft' einige Studenten. Ich wich ihnen aus und steuerte auf mein Haus zu. Da rief einer: 'H. v. F.! den müssen wir haben!' und sofort faßten mich zwei unter und schleppten mich in ihre Kneipe. Es waren Braunschweiger und Hannoveraner. Sie kamen von einer fröhlichen Sitzung, hatten jeder eine Flasche Rheinwein in der Hand und wollten nun die Sitzung fortsetzen. 'Nein, ich bin auch heute gar zu glücklich, sagte der Studiosus Leo Meyer, daß ich Sie nun persönlich kennen lerne! Nein, wahrhaftig, ich bin zu glücklich!, Meyer erzählte mir nun, daß er am Donnerstag mir einen Blumenstrauß auf dem Rohns geplündert habe, um eben zwei Fräuleins ein Andenken an mich zu verschaffen. — Die Leute waren recht nett und ich konnte mir schon diese nächtliche Beehrung gefallen lassen. Meyer ist ein fleißiger Schüler Müller's und ein hoffnungsvoller deutscher Philologe.' *)

Am vorletzten Tage Julis kündigte mir Ellissen an, einige V, 217.
meiner Freunde und Verehrer wollten mir ein Abendessen geben und er lüde mich dazu ein. So gut gemeint das war, so schien mir doch

*) Aus einem Briefe an Ida. G.

die Sache mißlich; ich äußerte meine Bedenken, ich sähe es lieber, davon abzustehen, man könnte sich und mir Unannehmlichkeiten bereiten. Ellissen erklärte: 'Wir sind ganz unter uns, es soll ja gar kein Festessen sein, es betheiligen sich nur gleichgesinnte Männer der Universität und Bürger der Stadt.' So nahm ich denn die Einladung an.

Am 1. August Abends 7 Uhr holte ich Höck ab und ging mit ihm nach der Landwehrschenke hinaus. Nach und nach fanden sich die Theilnehmer ein, es mochten ihrer 50 sein, viele Bürger, die meisten Mitglieder des Magistrats, mehrere Professoren und andere Universitätsangehörige, als Gast der Obergerichts-Assessor Planck, der zum Besuche seiner Eltern in Göttingen verweilte. Gegen 9 Uhr gingen wir zu Tische. Gute Musik, gutes Essen, freundliche Gesichter. Das Hoch auf mich erwiederte ich mit einem auf Deutschlands schönere Zukunft. Dann erfolgte ein Hoch auf Planck, wofür er mit einem Hoch auf die hannoversche Verfassung dankte. Ich brachte dann ein
V, 218. Hoch aus auf Höck und die Göttinger Bibliothek. Höck ließ die Bürgerschaft und Universität hoch leben, Ellissen die Frauen, worauf ich dem Mann! ein Hoch brachte und noch viele Lebehochs folgen ließ. In heiterster Stimmung endete das Abendessen und wir traten befriedigt um 2 Uhr den Heimweg an. Die Nacht war heiter wie wir.

V, 219. Den 3. August reiste ich ab. Ich hatte die Absicht, nur noch wenige Tage in Bothfeld zu bleiben, um die Durchsicht meines Manuscripts der Geschichte des Kirchenlieds zu vollenden.

5. August. Ich stehe um 5 auf und arbeite. Um 8 Uhr tritt der Regierungsrath Hagemann mit dem Ober-Polizei-Controleur Duve in mein Zimmer und kündigt mir an, daß er auf höheren Befehl meine Papiere untersuchen und mir meine sofortige Ausweisung aus dem Königreiche Hannover anzeigen müsse. Jetzt beginnt die Untersuchung und dauert wol eine Stunde: Alles wird besehen, durchwühlt, gelesen, nichts bleibt unverschont, sogar mein freundschaftlicher und Familienbriefwechsel, mein Tagebuch, mein Ausgabe- und Einnahmebüchlein, meine Brieftasche und das Verzeichniß meiner Briefe. Letzteres wird als verdächtig zurückbehalten, es findet sich darin mehrmals der Name Wirth (als ob das der schon 1848 gestorbene J. G. A. Wirth sein könnte!).

Während der Untersuchung fragt meine Frau: 'Bin ich denn nun V, 220.
auch ausgewiesen?' — 'Nein, Sie nicht, Sie können so lange bleiben als Sie wollen.' — 'Von dieser Erlaubniß werde ich durchaus keinen Gebrauch machen, Herr RR., ich werde, sobald ich meine Sachen gepackt habe, das Land verlassen und meinem Manne folgen.' — Als der Herr RR. einen ihrer Briefe lesen will, sagt sie: 'Erlauben Sie, der Brief gehört mir: bei mir ist ja keine Haussuchung,' und nimmt den Brief an sich.

Ich packe schnell meine Sachen zusammen und spaziere mit meinem Schwager nach Hannover. Rümpler ist sehr erstaunt: ich überreiche ihm das Manuscript, wir speisen zusammen, und um 2 Uhr fahre ich mit dem Courierzuge nach Bückeburg. Herr Duve begrüßt mich als ich eben einsteige und wünscht mir eine glückliche Reise, worauf ich nur erwiedere: 'Gleichfalls.'*) Am folgenden Nachmittag V, 221.
empfing ich Ida mit ihrer Schwester am Bahnhof. Noch vor Mitternacht reisten wir ab und kamen den 7. August in Neuwied an. Die bückeburger Regierung hatte also nicht nöthig den Wunsch ihrer hannoverschen Collegin zu erfüllen, mich doch auch aus Bückeburg auszuweisen.

Schon den 9. August begab ich mich zum Herrn Landrath von Runkel, um mich über das Verfahren der hannoverschen Regierung zu beschweren. Er meinte, das Beste würde sein, wenn ich ihm in einer schriftlichen Eingabe meine Erzählung wiederholte, er würde dann dieselbe an den Herrn Oberpräsidenten von Kleist-Retzow einschicken. Noch denselben Tag machte ich die Eingabe. Und was V, 222.
war der Erfolg derselben? Der Herr Landrath von Runkel mußte V, 223.
die mir von ihm ausgestellte Paßkarte mir durch den Bürgermeister abfordern lassen. Herr Polizeidirector Wermuth in Hannover behielt Recht.

In den ersten Tagen Septembers hatten wir den Besuch des V, 224.
Herrn Brahms. Es war schon Dämmerung als er eintrat. Meine Frau war sehr verwundert, als sie die kleine, schmächtige, jungenhafte Gestalt mit der feinen Kinderstimme vor sich sah und sich ihr Herr Johannes Brahms, der talentvolle 20jährige Tonkünstler von Ham-

*) Diese Ausweisung gab H. Veranlassung zu dem Gedicht: „In des Sommers milden Tagen" — Ges. W. Bd. V. S. 153. G.

burg vorstellte. Vor einiger Zeit war er erst in der 'Neuen Zeitschrift für Musik' in die Musikwelt eingeführt durch Robert Schumann, der von ihm wie von einem Messias sprach, welcher der Kunst ein neues Heil bringen und das vollenden würde was er (Schumann) angestrebt hätte. — Den andern Tag machten wir mit ihm einen hübschen Ausflug nach Rheineck und Brohl. Wir waren alle sehr lustig. Brahms erzählte uns viel aus seinem Leben und von seinen musicalischen Studien und wie es gekommen, daß er körperlich so unentwickelt geblieben sei. Er hatte viele Lieder von mir componirt, ich weiß nicht, ob er etwas davon veröffentlicht hat.

V, 225. Im October hatte ich bereits die Freude, die ersten 15 Bogen meiner Geschichte des Kirchenliedes im Druck vollendet zu sehen. Für die Mischpoesie (die lateinisch-deutsche Dichtung) hatte sich der Stoff so angehäuft, daß ich beschloß, daraus ein besonderes Büchlein zu machen. Unterdessen war auch die Fortsetzung des Theophilus fertig geworden und bald gedruckt. Sie erschien unter dem Titel: 'Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel in zwei Fortsetzungen aus einer Stockholmer und einer Helmstädter Handschrift. Mit Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1854. 8°. IV. 93 SS.)

V, 225 —227. [Ende October erhielt Hoffmann von einem Freunde, dem Bonner Privatdocenten Dr. Schauenburg die Nachricht, daß Bettina vieles eingeleitet habe, um Hoffmann die Stelle eines Oberbibliothecars in Weimar zu verschaffen; sie beabsichtige, sich persönlich an den Großherzog zu wenden. Diese Kunde bestätigte ihm bald darauf Dr. Schade, der ihm mit beredten Worten das Angenehme einer derartigen Stellung schilderte und seiner Freude Ausdruck gab, gemeinsam mit dem Dichter dort wirken zu können. Denn Schade hoffte, ebenfalls in weimarschen Diensten ein Unterkommen zu finden.]

V, 227. 'Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube.' Mit diesem Gedanken kam ich nach Bonn. Ich unterhielt mich viel mit
V, 228. den Briefstellern und bedauerte ihre Leichtgläubigkeit, eine Bibliothekstelle wäre in Weimar gar nicht erledigt und das Ganze käme mir vor wie eine Erfindung, wie sie nur in dem wohlwollenden Herzen einer Bettina grünen und blühen könnte. — Da kam sie

eines Tages selbst. Wir sprachen viel über Weimar. Schade griff die Sache auf und verfolgte sie weiter, ich kümmerte mich nicht weiter drum.

[Bettina reiste dann selbst nach Weimar und wandte sich persönlich an den Großherzog. Wie Schade am 3. December meldete, stand die Sache ausgezeichnet. Schade wartete nur auf eine Antwort der Bettina, um selbst nach Weimar zu reisen und durch seine Gegenwart die Angelegenheit zu fördern und womöglich zum befriedigenden Abschluß zu bringen. In der Freude seines Herzens widmete Hoffmann ihm seine Schrift 'In dulci jubilo Nun singet und seid froh'. Mitte December reiste Schade nach Weimar. Gleichzeitig erhielt jedoch Hoffmann von anderer Seite weniger günstig lautende Nachrichten.] V, 228—231

Den 20. December schrieb ich in mein Tagebuch: 'Die schönen Tage von Weimar sind nun vorüber und — es bleibt wahrscheinlich beim Alten.' Trotzdem hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Neuwied zu verlassen. Die Gründe dazu waren eben keine neuen. Schriftstellern mußte ich, das war mein Beruf, meine Neigung, leider aber auch mein Nebenerwerb; dazu gehörten viele Hülfsmittel, die ich mir hier nur durch Reisen und Briefwechsel verschaffen konnte, und beides war mühsam und kostspielig. Ich dachte also an einen Ort, der mir in dieser Beziehung Erleichterung gewährte, und weil ich eben keinen andern wußte, so war mir Weimar schon recht, und in einer Beziehung wünschenswerth. Ich hoffte dort nicht weiter so wie hier polizeilich beaufsichtigt zu werden und schwachen Leuten einen Vorwand zu geben, mich zu meiden. Daß in Coblenz über mein hiesiges Thun und Treiben Buch geführt wurde, stand mir außer allem Zweifel und wurde mir auch später aus sicherer Quelle bestätigt. V, 231.

Der Christabend war heuer kein fröhlicher für uns. Als Ida mich in Thränen fand, fragte sie: 'Was weinst Du?' — 'Lies!' und sie las das Gedicht an unser Kind,*) das ich eben niedergeschrieben hatte.

---

*) „Kein Christbaum wird ihr mehr beschieden" — Ges. W. Bd. I. S. 110. G.

V, 232. Mit wenig Hoffnung, aber viel Muth und Arbeit trat ich das neue Jahr (1854) an. In den nächsten Tagen hatte ich die zweite Hälfte meiner Geschichte des Kirchenliedes vollendet. Am 11. Januar brachte ich mein Manuscript zur Post, ging dann an den Rhein und wartete so lange bis der Postbote glücklich am drübigen Ufer angelangt war; im Rhein trieb noch immer viel Eis und die Ueberfahrt war sehr erschwert.

Schade hatte mir bisher noch keine Mittheilung zukommen lassen über den Erfolg seiner Weimarischen Reise. Den 14. Januar schrieb er mir von Bonn:

'... Ich hatte, auf des Großherzogs Pläne eingehend, die Proposition gemacht, wir wollten beide zusammen, Sie und ich, die geplante Zeitschrift für Deutsche Sprache und Literatur in Weimar
V, 233. arbeiten, daneben noch ein literarhistorisches Taschenbuch und einen Musenalmanach ins Werk setzen. Zur Unterstützung, damit wir nicht zu hohes Redactionsgehalt zu nehmen brauchten um das Werk leichter ausführbar zu machen, sollte der Großherzog einem Jeden von uns ein Jahrgehalt von 500 Rℓ. zusichern, vorausgesetzt daß Sie Ihr preußisches Wartegeld behielten. Sie hätten also gegen 900 Rℓ. gehabt und konnten dafür gut leben. Es war für Sie keinerlei Stelle offen und Sie würden dann noch Großherzogl. Weimarischer Hofrath geworden sein. Der Großherzog war geneigt, sehr geneigt auf den Plan einzugehen und ich habe Alles aufgeboten, etwaige Besorgnisse zu zerstreuen, die man in Bezug auf Sie haben könnte wegen Ihrer politischen Vergangenheit. Sie hätten keinen besseren Fürsprecher haben können. ...'

V, 234. Ich war sehr erstaunt, daß der Herr Doctor so ohne Weiteres für mich und über mich und am Ende mich selbst verhandelt hatte. Ich hatte ihm durchaus keinen Auftrag gegeben, ja sogar mich noch in einem Briefe am 15. December gegen alle derartigen Bemühungen für mich entschieden ausgesprochen, freilich hatte dieser Brief ihn nicht mehr in Bonn getroffen.

Unterdessen arbeitete ich rüstig fort. Den 18. Januar vollendete ich mein 13. Neuwieder Buch, die Pars X. der Horae belgicae und am 22. erhielt ich die letzte Correctur der Pars IX., die auch unter dem Titel erschien: 'Altniederländische Sprichwörter nach der ältesten Sammlung. Gesprächbüchlein, romanisch und flämisch.

Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1854. 8°. 99 SS.) Den folgenden Tag sendete ich das Manuscript der Pars X. an Herrn Rümpler. Nebenbei vollendete ich die Abschrift der Sprichwörter des Antonius Tunnicius v. J. 1513.

Am 22. Januar erhielt ich aus Bonn die besten Nachrichten V. 235
über die Weimarische Angelegenheit. Ich entschloß mich hinüberzureisen. Schade sprach mit großer Freude und Selbstzufriedenheit über seine Weimarische Reise und die glänzenden Erfolge seiner Bemühungen. Er legte mir dann das Schreiben des Herrn von Schober aus Weimar vor.

[In demselben war ausgesprochen, daß der Großherzog es V, 235–236
gern sehen würde, wenn Schade in Weimar im Anschluß an die Götheſtiftung, welche in Weimar ins Leben gerufen werden sollte, eine litterarische Zeitschrift begründe. Der Großherzog wollte diese durch eine Summe von tausend Thalern jährlich unterstützen. Hoffmann wurde in diesem Schreiben von Schobers nur als Mitarbeiter Schade's an dieser Zeitschrift in Betracht gezogen; seiner Uebersiedelung nach Weimar wurden Bedenken wegen seiner Vergangenheit entgegengesetzt.]

Ich las und erklärte, daß ich darauf nicht eingehen könnte: von V, 236
mir wäre ja nur nebenbei die Rede, zu einer Zeitschrift würde ich mich nur schwer verstehen, ich hätte an meiner 'Monatschrift von und für Schlesien' für das ganze Leben genug, auch wünsche man nicht V, 237
einmal, daß ich in Weimar wohne ꝛc. Da wurde Schade stutzig, er gab mir die Versicherung, er habe Sr. königl. Hoheit erklärt, er würde nie ohne mich nach Weimar gehen, auch habe er Herrn von Schober geantwortet, er müsse erst mit mir Rücksprache nehmen und würde dann selbst an den Großherzog schreiben. Dadurch freilich bekam die Sache für mich eine andere Wendung, und da ich das Schreiben des Herrn von Schober nicht als endgültige Entscheidung Sr. königl. Hoheit betrachtete, so erklärte ich mich vorläufig zur Theilnahme bereit.

Daß Schade die Bettinasche Idee für sich ausgebeutet und sich selbst zum Knotenpunkte dieser Weimarischen Beförderungsaussichten gemacht hatte, wurde mir immer klarer. In Folge des Schoberschen Briefes hatte er sich sofort verlobt, und noch den 22. Januar einen

Artikel in der Kölnischen Zeitung veranlaßt, in dem nur von seiner Berufung nach Weimar die Rede war.

V, 238. In den nächsten Tagen benutzten wir die Morgenstunden zu Besprechungen über das was wir gemeinschaftlich für die Götheſtiftung in Weimar leisten wollten. Diese Stiftung schien eine Lieblingsidee des Großherzogs zu sein, aber was königl. Hoheit Alles damit beabsichtigte und hineinzuziehen wünschte, war uns nicht klar. Auch kannten wir nicht, was Liszt vor einigen Jahren darüber veröffentlicht hatte. *) Wir dachten uns also selbst eine solche Stiftung und empfahlen unsere Ansichten in einigen Protocollen dem hohen Ermessen Sr. königl. Hoheit. Vorläufig verpflichteten wir uns, jährlich drei verschiedene Werke herauszugeben:

1. Weimarische Zeitschrift für deutsche Sprache und Litteraturgeschichte,
2. Weimarisches Taschenbuch für deutsche Litteraturgeschichte, und
3. Weimarischer Musenalmanach.

In den letzten Tagen des Januars schickte Schade unsere Vor-
V, 239. schläge auf drei Bogen ein nebst einem acht Quartseiten langen Briefe, Alles sehr sauber geschrieben. Auch ich fügte noch einen Brief hinzu, worin ich Se. königl. Hoheit bat um die Genehmigung, Hochdenselben die Geschichte meines Kirchenliedes widmen zu dürfen.

V, 239 —241. Um diese Zeit erhielt ich zwei Briefe von Bettina aus Berlin.

[Sie forderte Hoffmann auf, eine Eingabe an den König zu richten und um die Erlaubniß zu bitten, sein Wartegeld in Weimar oder Wolfenbüttel **) verzehren zu dürfen. Sie sprach sich ferner darüber offen aus, daß sie früher und auch jetzt noch beim Großherzog von Sachsen nur darauf hinzuwirken suche, daß Hoffmann eine Stellung an der weimarischen Bibliothek erhalte, woraus offenbar hervorging, daß der Plan einer litterarischen Zeitschrift erst von Schade in diese Verhandlungen hineingetragen worden war. In diese neue Angelegenheit sich einzumischen, wies Bettina zurück, da sie von einem Litteraturblatt nichts verstände.]

*) De la Fondation-Goethe à Weimar. Lpz. Brockhaus 1851. 162 SS. Vgl. Blätter für litt. Unterhaltung 1851. S. 497—501. H.

**) Vgl. oben S. 15. 16. G.

Schon den 6. Februar erfüllte ich Bettinas Wunsch und schrieb V, 24
an den König, war aber fest überzeugt, daß ich abschlägig beschieden
werden würde. *) Da ich in Bonn keine Antwort von Weimar ab= V, 24
warten mochte, so beschloß ich abzureisen. Am 8. Februar kehrte ich
zurück in den Frieden meiner Häuslichkeit und zu meinen stillen
erfreulichen Arbeiten. Gleich nach meiner Ankunft kündigte ich meine
Wohnung. Wir waren dadurch der Nothwendigkeit, uns nach einem
andern Wohnorte umzusehen, näher gerückt. Jetzt wurde aber die
Ungewißheit, worein wir versetzt waren, von Tage zu Tage peini=
gender. Von Weimar kam weiter keine Nachricht als die Anzeige
des Herrn von Schober vom 15. Februar, daß der Großherzog die Wid=
mung meines Buches 'mit Vergnügen genehmige.' Da entschloß ich
mich nach Bonn zu gehen, um Schaden zu bestimmen, mit mir zu=
sammen nach Weimar zu reisen und so eine Entscheidung herbei=
zuführen.

Schade war bereit, nach einigen Tagen aber schrieb er mir auf.
Ich trat nun allein die Reise an, den 4. März traf ich in Weimar
ein. Bald nach meiner Ankunft im Erbprinzen zum Hofrath Sauppe,
Director des Gymnasiums. Er bittet seine Freunde Preller und
Schöll herüber zu kommen. Da alle drei Hofräthe sind und Be=
ziehungen zum Hofe haben müssen, so spreche ich von meinen An=
gelegenheiten und erbitte mir ihren Rath. Sie meinen, es sei wol V, 243
das Beste, wenn ich etwas Schriftliches von Sr. königl. Hoheit er=
langen könnte. Wir bleiben bis 1 Uhr ganz heiter beisammen.

5. März. Audienz beim Minister von Watzdorf. Ich trage
ihm offen mein Anliegen vor. Er äußert sich sehr wohlwollend,
wünscht aber ganz aus dem Spiele zu bleiben, er betrachtet die Sache
als eine rein persönliche des Großherzogs. Wir kommen auf mein
Verhältniß zu Preußen. Der Minister hat in Berlin angefragt und
zur Antwort erhalten, man habe nichts gegen meine Uebersiedelung
nach Weimar, übrigens warnt er mich vor einer Theilnahme an
politischen Dingen.

Des Nachmittags führt Sauppe mich auf den Weg nach der

---

*) Das geschah denn auch nach vier Wochen. Der Minister von Raumer zeigte mir den 6. März an, daß der König meine Immediat=Vorstellung vom 6. Februar 'ohne Allerhöchste Genehmigung' an ihn habe abgeben zu lassen geruhet. II.

Altenburg zu Liszt. Als wir vor der steinernen Treppe am Wäldchen Abschied nehmen, ist mir so eigen zu Muthe, als ob ich von allen Weimarischen Hofräthen schiede, denn daß Liszt näher dem Großherzoge stand als jene, wußte ich bereits. Liszt empfing mich wie einen alten Freund. Wir sprachen uns über die Göthestiftung aus und unsere darauf bezüglichen Vorschläge an den Großherzog, die dieser nur Liszt mitgetheilt hatte. Ich lese einige Gedichte vor zum Champagner. Die Fürstin von Wittgenstein erscheint; auch sie ist sehr erfreut über meine Lieder. Liszt wird den Großherzog um eine Audienz für mich ersuchen und vorher noch selbst mit ihm sprechen.

V, 244. 6. März. Um 12 Uhr auf der Bibliothek. Preller legt mir die Handschriften- und Incunabeln-Verzeichnisse vor. Ich finde ein handschriftliches Liederbuch vom J. 1537, worin nebst einigen deutschen herrliche niederländische Volkslieder, wie ich's sehr bald herausfinde, trotzdem daß die Handschrift sehr schlecht geschrieben ist.

Um 5 zur Tafel bei der Fürstin von Wittgenstein. — Um 7 fahre ich mit Liszt ins Schloß. Der Großherzog erst etwas ernst, dann heiter, gesprächig, theilnehmend. Wir sprechen über litterarische Dinge, die Göthestiftung, unsere Zeitschrift u. dgl. Als ich des Weimarischen Musenalmanachs erwähne, ist er begierig, einige dafür bestimmte Gedichte zu hören. Ich lese mehrere meiner Lieder. Er ist sehr erfreut und thut seinen Beifall in Einem fort kund: 'Vortrefflich, herrlich, schön, wunderschön!' oder sich an Liszt wendend: 'Charmant, très-beau, superbe!' 'Noch einige!' Und ich fahre wieder fort. Zuletzt übersetze ich noch mein altniederländisches Scheidelied*) und überreiche ihm die Loverkens (Pars VIII. der Horae belgicae), nachdem ich die Entstehung derselben erzählt habe. — Nach einer Stunde fahren wir zur Altenburg zurück. Ich bin mit Liszt allein und wir besprechen meine Angelegenheit. Um 12 begleitet er mich nach Haus.

7. März. Ich miethe mir eine Wohnung und schreibe an Ida. Mittags bei Schöll, nachher mit ihm spaziert. Später besucht mich Liszt. Den Abend bin ich bei Sauppe.

8. März. Liszt erzählt mir, wie sich der Großherzog über mich geäußert habe und daß er uns beide morgen um 9 erwarte. —

*) „Vaer wel, vaer wel, mijn soete lief" — Horae belgicae. P.II. 1833. S. 155. 156. G.

Mittagsessen auf der Altenburg: Frau von Schorn mit ihrem Sohne, V, 245.
der französische Gesandte Graf Talleyrand, Prediger Steinacker, Musiker Peter Cornelius. Nach Tische lese ich meine Oper, dann spielt Liszt drei Stücke, später lese ich noch einige Lieder. Viele Schüler Liszt's haben sich nach und nach eingefunden. Alles in heiterer und dankbarer Stimmung. Um 11 Uhr heim.

9. März. Kurz vor 9 kommt Liszt und holt mich ab ins Schloß. Der Großherzog empfängt uns sehr freundlich. Er spricht sich über sein Verhältniß zu der beabsichtigten Zeitschrift ganz bestimmt aus; er bewilligt dem Unternehmen 1000 Rt. jährliche Unterstützung. Nach einer Stunde entläßt er uns. Er reicht mir die Hand mit den Worten: 'Ich vertraue Ihnen, und — das ist viel gesagt.' — Befriedigt eile ich in den Gasthof, mache mich reisefertig und fahre zum Bahnhof hinaus. Den Abend spät komme ich in Mainz an, den andern Tag erreiche ich Neuwied.

Ida war hocherfreut, daß sich die Weimarische Angelegenheit endlich so entwickelt hatte, daß wir getrost unsere Uebersiedelung ausführen konnten. Besonders lieb war ihr Liszt's große Theilnahme, an ihm hoffte sie mit mir würden wir eine gute Stütze haben; sie hatte mir schon nach Bonn geschrieben, daß ihn Freiligrath 'einen edelen Menschen und unsern vielfach gebildetsten Künstler' genannt habe.

Den 16. März kam Schade. Wir einigten uns über alles auf unsere Zeitschrift Bezügliche, auch über den Inhalt des ersten Heftes und über einen Verlagsvertrag, den ich dann Herrn Rümpler mit- V, 246.
theilte. Schon nach einigen Tagen erfolgte eine zustimmende Antwort. Die Zeitschrift sollte jedes Jahr in vier Heften oder zwei Bänden erscheinen unter dem Titel: 'Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst.'

Den 1. April wiederholte Schade seinen Besuch. Wir besprachen die Richtung des Jahrbuchs. Wenn ich glaubte mit ihm völlig im Reinen zu sein, so fühlte ich mich plötzlich weiter vom Ziele ab als je. Als wir am dritten Tage von einem Spaziergange zurückgekehrt waren, äußerte er sich dermaßen, daß ich ihm erklärte, wenn er bei solchen Ansichten beharrte, so wollte ich mit dem Jahrbuche nichts zu thun haben. Wir geriethen heftig an einander. Nach einiger Weile lenkte er ein und der Friede war wieder hergestellt.

Als ich am Abend allein zu Hause war, lebten alle Gespräche mit Schade wieder auf. Es war mir, als ob solch ein litterarisches Compagnie-Geschäft mit ihm unmöglich wäre. Ich beschloß, vom Jahrbuche zurückzutreten und ihm morgen (4. April) brieflich meinen Beschluß mitzutheilen, denn, dachte ich, besser wir scheiden jetzt in Frieden und Liebe als daß wir später in Zank und Haß mit einander brechen. Schon am dritten Tage erhielt ich ein langes Schreiben von Schade voll von Vorwürfen, Betheuerungen, Versprechungen, Vorsätzen und Vorschlägen. Da durch letztere eine gemeinschaftliche Wirksamkeit ermöglicht war, so nahm ich sie an und sendete ihm einige Gegenvorschläge ohne auf den übrigen Inhalt seines Briefes einzugehen, weil ich doch von jeder näheren Erörterung nichts Ersprießliches erwartete.

V, 247. Die Unklarheit, die mit unserer Weimarischen Angelegenheit verwachsen war und blieb, war die Quelle aller Streitigkeiten unter uns und schließlich unseres Zerwürfnisses; sie gab den Mißgünstigen steten Anlaß und Gelegenheit, feindselig und hindernd zu wirken gegen uns und gegen Alles was wir wollten und thaten. Unklar war und blieb die Göthestiftung, unklar unser Verhältniß zum Großherzog und zum Jahrbuch. Daß unter solchen Umständen überhaupt noch etwas zu Stande kam, ist ein Wunder, und ein größeres, daß ich bei dem vielen Aerger und Verdruß meinen guten Humor behielt und nie die Lust verlor zum Arbeiten und Dichten.

Den Tag vor Ostern (15. April) ward mir eine große Festfreude: ich erhielt die letzten Correcturbogen meiner beiden letzten Neuwieder Bücher, die noch vor Ende dieses Monats erschienen, Pars X der Horae belgicae, auch unter dem Titel: 'Niederländische geistliche Lieder des XV. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Handschriften herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1854. 8⁰. 256 SS.) — ferner: 'Geschichte des deutschen
V, 248. Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben.' (Zweite Ausgabe. Hannover. Carl Rümpler. 1854. 8⁰. XI. 510 SS.)*). Hiemit schloß meine litterarische Thätigkeit in

*) Als Beilage dazu kann betrachtet werden das schon früher fertig gewordene Büchlein: In dulci iubilo nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie von Hoffmann von Fallersleben. Mit einer Musikbeil. von L. Erk. Hannover. Carl Rümpler. 1854. 8⁰. IV. 128 SS. H.

Neuwied. Ob auch davon der Herr Oberpräsident von Kleist-Retzow Notiz genommen? Schwerlich! es dürfte eher in den Coblenzer Präsidialacten bemerkt sein, daß ich das 15. Seidel Bier bei Gieser getrunken als daß ich das 15. Buch in Neuwied vollendet hätte. Statt einer Fortsetzung der Horae belgicae lag mir jetzt mehr am Herzen, die vergriffenen Theile (P. I. II. und VII.) neu herauszugeben. In Deutschland war das nicht ausführbar, zumal in Betreff des ersten Theiles, ich entschloß mich also zu einer Reise in die Niederlande, um an Ort und Stelle umfassende Studien zu machen.

Den 22. April verließ ich Neuwied. Ich fuhr mit einem niederländischen Dampfboot bis Rotterdam. Den 24. traf ich in Leiden ein. Es war mir höchst angenehm, daß ich bei de Vries wohnte: V, 251
ich konnte ungestört arbeiten, seine treffliche Bibliothek benutzen und hatte Gelegenheit mich öfter als es sonst möglich gewesen wäre mit ihm zu unterhalten. Den Tag über pflegte ich zu arbeiten, Abends war ich dann immer in Gesellschaft alter Freunde und neuer Bekannten.

Den 1. Mai in Amsterdam. Den Nachmittag bin ich zu V, 253
Alberdingk Thijm eingeladen. Nachdem ich seine Bücher durchmustert, gehen wir zu Tische. Zugegen sind seine Schwester und der Dichter W. J. Hofdijk. Wir unterhalten uns viel über Volkslieder und Volksweisen. Da ich höre, daß die Schwester musicalisch ist, so bitte ich sie uns etwas vorzutragen. Wie erstaune ich, als sie ein altes Lied singt, und ich erstaune noch mehr, als ich endlich merke, daß es eins meiner altniederländischen Lieder ist. Es folgen noch drei, alle vier im alten Volksstile componiert von ihrem zweiten Bruder. Ich bin hocherfreut und wünsche den Componisten kennen zu lernen. Es wird sofort zu ihm geschickt, er kommt und ich danke ihm für den Genuß, den er mir und uns allen bereitet hat. Jos. Alb. Alberdingk Thijm hat später sehr hübsch unsere erste Maitagsfreude erzählt und die vier Lieder mit den Melodien in Steindruck beigefügt. *)

2. Mai um 7 Uhr zur Familie Kemper. Mevrouw K. mit V, 254.
ihren beiden Töchtern empfängt mich sehr herzlich. Ein Wiedersehen nach 33 Jahren! Ich bin tief bewegt, mir ist als ob mir eine Geisterstimme zuflüstert Göthe's Zueignung zum Faust: 'Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!' Ich suche meine wehmüthige Stimmung

*) De Dietsche Warande 1. jaarg. blz. 269. 270. H.

zu verbergen, aber es will mir nicht gelingen. Wir nehmen wieder
V, 255. Abschied, und wol jetzt für immer. Meielis Bild, wie es lebendig vor mir stand, so begleitete es mich auf meiner Reise. Und wie ich heimgekommen war, da widmete ich ihr, der ich so manches Lied gesungen, noch einen letzten Liederkranz*).

V, 259. 3. Mai. nach Leiden zurück.

4. Mai. Fleißig gearbeitet: ich mache Auszüge aus dem Haarlemer Liederbuche, das mir ein Antiquar geliehen hat, und bereite mich vor zu meinem Vortrage in der **Maatschappij der nederl. Letterkunde.** — Rümpler schickt die fertig gewordenen Theile der **Horae belgicae, Pars IX.** und **X.** Beide überreiche ich de Vries, erstere ist ihm gewidmet. Er ist sehr erfreut.

5. Mai. Um 8 Uhr Abends in die **Vergadering der Maatschappij.** Die Mitglieder der Gesellschaft haben sich zahlreich eingefunden. Unter ihrer großen Theilnahme halte ich einen Vortrag über die Weimarische Handschrift der niederländischen Lieder.

V, 260. Am 6. Mai reise ich von Leiden ab; am 7. in Gent. Nachdem ich mich etwas erquickt, besuche ich Prudens van Duyse. Der Mann ist sehr freundlich und gefällig, wie er es mehrmals mir in früherer Zeit schon bewies. Man hält ihn für einen großen Dichter; ob er sich selbst dafür hält, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß er der fruchtbarste vlämische ist: er zeigt mir einen ganzen Schrank voll seiner eigenen Gedichte.

8. Mai. Gut geschlafen, aber doch sehr angegriffen, die gestrige
V, 261. Reise war zu anstrengend. — Van Duyse holt mich ab. Wir besuchen die Bibliothek und dann Snellaert. Der treue Freund unsers Willems ist sehr erfreut und bietet mir bereitwilligst seine Liedersammlung zur Benutzung an. Ich sehe sie denn auch gleich durch, leider ist meine Ausbeute wider Erwarten unbedeutend. Nach Tische besuchen wir Blommaert, den fleißigen Herausgeber altniederländischer Dichtungen. Er verehrt mir viele seiner Werke.

9. Mai. Mit Snellaert nach Brüssel. Ich besuche die königliche Bibliothek. Im Lesecabinet stelle ich zwei Scheine über Handschriften aus, ich bekomme nichts und auch die Scheine nicht einmal zurück. Man weist mich in die Handschriftenabtheilung. Ich sehe mir Einiges

*) Vgl. die Sammlung „Leiden und Liebe" — Ges. W. Bd. II. S. 16–19 und S. 395. Anm. 5. G.

an. Unterdessen finden sich ein Snellaert, David, Bormans, de Ram. Ich freue mich schon, im Laufe des Tags mit ihnen zusammen sein zu können. Umsonst. Sie gehen zu einer Sitzung, um über die Herausgabe der Werke Jac. van Maerlant's zu verhandeln. Sie empfehlen sich und überlassen mich meinem Schicksale.

Wenn in der Fremde ein Deutscher nicht weiß, was er für den Augenblick beginnen soll, so thut er wohl daran, in die erste beste deutsche Buchhandlung zu gehen. So mache ich es denn auch jetzt: die Herren Kießling, Schnee und Comp. sind sehr freundlich und V, 262
einer von ihnen führt mich in angenehme Gesellschaft. Unter den Landsleuten ist auch der Dr. Adam Pfaff, ein jugendfrischer, geistreicher, freiheitsliebender echter Deutscher. Er ist sehr erfreut mich persönlich kennen zu lernen und möchte so gern etwas thun, um mir Brüssel recht angenehm zu machen; er bittet mich, morgen doch noch zu bleiben, er wolle mir den ganzen Tag widmen. So lieb mir sonst ein solches Anerbieten gewesen wäre, so muß ich es doch ausschlagen, ich habe für dies Mal genug, meine Unruhe ist zu groß und mein Gasthof zu unerquicklich, so daß ich singe wie jener gefangene Geselle:

ic en wil der niet meer nae Groenendal gaen
ende horen den nachtegael singen,

und den andern Tag abreise.*)



*) Hoffmann veröffentlicht am Schlusse des 5. Bandes der Lebensgeschichte seine beiden Opern: „In beiden Welten“ und „Der Graf im Pfluge“, deren Entstehung er in diesem Bande erzählt hat. G.

Sechster Band.

(Weimar, Frühling 1854 bis Frühling 1860).

Am 10. Mai des Morgens um 7 verließ ich Brüssel und traf VI, 1.
gegen Abend in Crefeld ein. Ich verlebte hier einige frohe Tage mit Conrad Wolff und seinen Verwandten und Freunden. Den 13. übernachtete ich in Cassel und den folgenden Nachmittag erreichte ich Weimar.*)

Ich begab mich sofort in unsere Wohnung, Schützengasse G 84. Ich fand nichts vor als unsere vielen Kisten, Kasten, Körbe und Ballen; unsere sämmtlichen Möbeln und unsern ganzen Hausrath hatten wir in Neuwied versteigern lassen. Unsere Wirthin, die gute Frau Graff, war so freundlich mich mit dem Allernothwendigsten zu versehen, sie besorgte einige Stühle und Tische und ließ mir ein Bette aufschlagen. In dieser Armseligkeit lebte ich vierzehn Tage lang bis zur Ankunft der Meinigen, mit denen ich dann die Einrichtung unserer Wohnung und Haushaltung in Angriff nahm.

Weimar sah ich zuerst als Student im Jahre 1818 und dann nach einem langen Zeitraume im Jahre 1842. Es machte jedesmal und so auch jetzt wieder auf mich den Eindruck eines thüringischen Landstädtchens. Die öffentlichen Gebäude, selbst die mancherlei Neubauten haben nichts Großartiges, nichts Ansprechendes, ja nicht einmal einen Stil. Anspruchlos jedoch in der anspruchlosen Umgebung VI, 2.
fand ich mich bald heimisch, und die Residenzstadt mit ihrer Bevölkerung ward mir lieb und werth. Es wandelt sich ganz gut auf dem leidlichen, aber reinlichen Pflaster, man wird nirgend behelligt vom Pferdegetrappel und Wagengerassel und von einem wühligen

*) Ueber das damalige Weimar vgl. Ges. W. Bd. VI. Vorwort. S. III—VIII. G.

Menschengedränge; auch vermißt man recht gern so Manches, was einen in anderen Städten oft unangenehm berührt oder belästigt. Ich habe nie einen leer stehenden Wagen auf der Straße bemerkt, an dem nicht bei Eintritt der Dunkelheit eine Laterne hing, habe nie einen betrunkenen Menschen, nie eine Schlägerei oder Rauferei gesehen, nie einen pöbelhaften Lärm gehört, nicht einmal den sonst pflichtmäßigen Ruf des Nachtwächters oder sein schreckenerregendes Horn und bin in der Stadt nie einem Leichenzuge begegnet. Vornehm und Gering ging anständig seines Weges, war fast immer freundlich, artig und höflich, und schien Wohlgefallen zu haben an der schönen Natur und Kunst und sich gern im Freien zu ergötzen. Es machte einen wohlthuenden Eindruck, wenn man sah, wie alle öffentlichen Anlagen geschont wurden, wie jede Blume, jeder Strauch und Baum vor Frevel sicher war, und wie sogar die Vögel bei Schnee und Kälte sich der liebenden Theilnahme unserer Nachbaren zu erfreuen hatten und täglich ihr Mittagsmal empfingen.

Daneben war nun freilich viel Philisterei und Residenzlerei, und im Bürgerstande viel Zopf: der Zunftzwang und das Privilegium hemmten alle freie Bewegung und allen Mitbewerb im Handel und Verkehr und hielten allen Unternehmungsgeist nieder.

Obschon ich mehrere Tage in einer uneingerichteten Wohnung und noch dazu allein hausen mußte, so hatte ich mich doch in diesen
VI, 3. vorläufigen, wenn auch unangenehmen, doch leidlichen Zustand gefunden. Auch ich hätte mich nicht viel anders aussprechen können wie Schiller in einer ähnlichen Lage. Als er nämlich 1787 in Weimar seinen Aufenthalt genommen hatte, äußerte er sich in den ersten Tagen also:

'Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir ungemein gefällt und der Grund davon ist leicht einzusehen. Die möglichste bürgerliche Freiheit und Unangefochtenheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die litterarische Thätigkeit gelegt wird, dazu der wenige Aufwand, den ich an einem Orte wie Weimar zu machen habe, warum sollte ich nicht zufrieden sein?'

Etwas aber ließ mich zu solchen Betrachtungen nicht gelangen: immer trat wie ein heimtückisches Gespenst die Jahrbuchsangelegen-

heit vor mich hin und trübte mir die Gegenwart und hüllte in noch größeres Dunkel die Zukunft.

Unsere Zeitschrift sollte bald erscheinen. Ich machte bereits meine Vorbereitungen. Da kam eines Tages Dr. Schade mit der Nachricht: der Großherzog habe zur Bedingung gemacht, daß das Jahrbuch in Weimar gedruckt und verlegt werden müsse, und zwar bei Herrn Böhlau. Ich war sehr betroffen: es galt unter uns bisher als eine ausgemachte Sache, schon seit dem Frühjahr, daß Herr Rümpler das Jahrbuch verlegen würde; nach den darüber gepflogenen Verhandlungen war Alles bis zum wechselseitigen Unterzeichnen gediehen. Ich war trotzdem schwach genug, dieser Nachricht vollen Glauben zu schenken und ging mit Schade zu Böhlau. Wir besprachen die Sache und einigten uns. Jetzt also war plötzlich Herr Böhlau Verleger des Jahrbuchs.

Zwei Tage nachher besuchte mich Herr Rümpler (17. Mai). Ich VI. 4. empfing ihn am Bahnhof. Er kam von der Leipziger Messe. Wir gingen zusammen in den Erbprinzen. Ich erzählte ihm von meiner Reise, meinen hiesigen Verhältnissen und — vom Jahrbuche. Es war für mich ein peinigendes Gefühl es auszusprechen, daß er nicht, wie sich jetzt die Sache gestaltet habe, Verleger des Jahrbuchs sein könne. Rümpler, der so etwas gar nicht ahnden konnte, war natürlich sehr unangenehm berührt, wußte sich aber als erfahrener Geschäftsmann schnell in das Unangenehme zu finden und ging auf etwas anderes über. 'Nun, begann er, wir wollen auf etwas Erfreuliches kommen: was machen Ihre neuen Lieder?' Wir gingen nach meiner Wohnung und im Gartenhause las ich ihm alle vor. Er übernahm den Verlag und versprach mir zum 24. Juni, dem Geburtstage des Großherzogs ein gedrucktes Exemplar. Den folgenden Tag reiste er wieder ab.

Die Jahrbuchsangelegenheit war mir durch diesen Zwischenfall wieder recht unangenehm geworden. Ich erklärte Dr. Schade mündlich und schriftlich, daß ich weiter nichts damit zu thun haben wolle.

Den 26. Mai holte mich Liszt des Morgens ab zur Audienz beim Großherzog. Ich überreichte das Zueignungsexemplar meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Der Großherzog dankte recht freundlich, unterhielt sich über den Inhalt und äußerte, er wolle sich näher damit bekannt machen 2c. Endlich kamen wir auf das Jahr=

buch. Der Großherzog meinte, ich könnte ja mitarbeiten und möchte die mir zukommenden Aufsätze der Zeitschrift zuwenden, er sähe wol ein, daß mir meine Freiheit in Bezug auf geistige Thätigkeit nothwendig sei, 'denn, fuhr er fort, Sie sind ein Dichter.'

VI, 5. Nach und nach stellte sich heraus, daß der Großherzog gar keine Bedingung an die Art des Erscheinens des Jahrbuchs geknüpft, auch neulich Herrn Böhlau keine Zusicherung in Betreff des Verlags gegeben hatte. Böhlau, der von meinem Rücktritte gehört, kam nun zu mir und ich erzählte ihm den ganzen Hergang unserer Verhandlung mit Rümpler. Er begriff nun erst meinen Rücktritt und den Unwillen Rümpler's. Den andern Tag kam Schade und meldete mir, daß Böhlau auf den Verlag verzichte. Dadurch kam die Sache auf ihren alten Stand. Wir berietهen nun einen neuen Vertrag mit Rümpler, und um ihn geneigter dafür zu stimmen, verzichteten wir auf alles Honorar. Noch denselben Tag (14. Juni) schrieb ich an Rümpler. Der Vertrag kam zu Stande. In Rümpler's Namen frug ich bei Böhlau an, ob er geneigt sei das Jahrbuch zu drucken, worauf denn eine bejahende Antwort erfolgte.

Es war wirklich ein Wunder, daß das Jahrbuch endlich doch noch ins Leben trat. Die adeliche und die bürgerliche Camarilla hatte sich wirklich alle mögliche Mühe gegeben, den Großherzog zu bewegen, seine guten Absichten in Bezug auf mich rückgängig zu machen, ja es wurde meine ganze Vergangenheit ausgebeutet, um meine etwaige litterarische Thätigkeit und am Ende mich selbst zu beseitigen. Alles wurde benutzt, den Großherzog gegen mich zu stimmen, so daß er den Wunsch gegen Herrn Hofrath Sauppe aussprach, mein Name möchte nicht auf dem Titel stehen.

VI, 6: Gewiß hat sich damals manche Stimme bei Hofe gegen mich erhoben, und es mag der Großherzog, wenn auch nicht umgestimmt, doch oft verstimmt gewesen sein. So fragte er eines Tags einen Mann, der in amtlicher Beziehung zum Hofe stand, als das Gespräch auf mich kam: 'Sind Sie auch einer von denen, die einen Stein auf ihn werfen?' — 'Im Gegentheil, königliche Hoheit!'

Um dieselbe Zeit fragte der Großherzog einen meiner Freunde: 'Ich weiß, Sie kennen Hoffmann genauer, was halten Sie von ihm?' — 'Königliche Hoheit, ich liebe und verehre Hoffmann in jeder Weise.' — 'Was halten Sie von seinen politischen Ansichten?' — 'Königliche

Hoheit, wir sprechen fast nie über Politik, doch habe ich die Ueberzeugung, daß seine Ansicht keinem Menschen eine schlaflose Nacht bereitet.' —

Nach dieser höchst unerquicklichen Geschichte der Gründung des Weimarischen Jahrbuchs kehre ich nun zurück auf unser häusliches und geselliges Leben und Treiben.

Den 23. Mai kam meine Frau mit ihrer Schwester Agnes, den Tag vorher hatte sich ihr Bruder, der in Leipzig studierte, zum Besuch eingefunden. Unser erstes Geschäft war die Einrichtung unserer Wohnung und unsers Haushalts. Wir kauften sofort das Nothwendigste. Da uns das hiesige Möbelmagazin nur wenig für uns Passendes darbot und das was uns gefiel oft zu theuer war, so wendeten wir uns nach Erfurt und fanden dort Möbeln und Hausrath in größerer Auswahl und besser und billiger. Nach einigen Tagen waren unsere Zimmer bereits wohnlich eingerichtet, so daß wir Besuche darin empfangen konnten.

Die schönen Maitage lockten uns ins Freie hinaus. Wir mach- VI. 7.
ten Ausflüge nach Belvedere, dem Felsenkeller, dem Ettersberge, nach Tiefurt ꝛc. und spazierten viel im Park. Nachdem wir so die Gegend kennen gelernt, wollten wir nun auch die Menschen kennen lernen. Wir machten zunächst Besuche bei der Fürstin Wittgenstein, den Hofräthen Schöll, Sauppe und Preller, dem Kirchenrath Dittenberger, dem Obermedicinalrath Froriep u. a.

20. Juni. Rosalie Spohr, Idas Freundin, ist gestern mit VI, 9.
ihrem Vater und ihrer Schwester angekommen. Wir besuchen sie, nachher kommen sie mit Liszt zu uns. Am Nachmittag besehen wir unter Liszt's Leitung das Schloß. Am Abend ist große Gesellschaft auf der Altenburg. Es wird viel musiciert. Rubinstein, der uns neulich einige russische und moldauische Lieder so schön vortrug, spielt wieder sehr schön. Mehr noch erfreut mich Rosaliens Spiel auf der Harfe. Erst um 12 kommen wir heim.

23. Juni besuchen uns die Fürstin Wittgenstein und Liszt. Wir werden auf morgen zum Mittagsessen 4 Uhr eingeladen. Beim Abschied sage ich: 'Morgen erfolgt eine Ueberraschung.' Ich konnte das mit Recht sagen, denn einige Stunden vorher hatte ich mein neues Büchlein erhalten, schön gedruckt und geschmackvoll gebunden: 'Lieder aus Weimar. Von Hoffmann von Fallersleben'. (Hannover.

Carl Rümpler. 1851. 16⁰. 106 SS. mit der Zueignung 'Freundesgabe für Franz Liszt.')..

24. Juni. Das Mittagsmal beginnt. Außer uns nur noch drei Gäste: Rubinstein, Cornelius und C. F. Brendel aus Leipzig. Wie gewöhnlich lebhafte Unterhaltung und heitere Stimmung. Die Tafel glänzt in Silber- und Blumenschmuck; den feinen Gerichten folgen noch feinere, den edelen Weinen immer noch edlere. Als der
VI, 10. Champagner umher gereicht wird, bringen wir ein Hoch dem Großherzog, dessen Geburtstag heute ist. Nach einer Weile heißt es dann: 'Wann kommt die Ueberraschung?' Und sie kommt. Ich überreiche der Fürstin ein Exemplar meiner 'Lieder aus Weimar' und lese dann das dazu gehörige Gedicht.*) Die Fürstin ist sehr gerührt, bis zu Thränen gerührt und sagt mir herzlichen Dank. Nach einer Pause überreiche ich der Prinzeß Maria das zweite Exemplar und lese das an sie gerichtete Gedicht.**) Das dritte Exemplar empfängt Liszt:
VI, 11. freudigste Ueberraschung, die sich noch steigert, als ich meinen Trinkspruch auf ihn ausbringe.***) Meine Absicht war erreicht, die Ueberraschung gelungen, die Freude, die ich Anderen bereitet hatte, war meine größte Freude.

VI, 12. Den folgenden Tag meldet mir Liszt, der Großherzog wolle mich um ½2 Uhr sprechen. Ich stelle mich rechtzeitig ein. Der Großherzog empfängt mich sehr huldreich. Ich überreiche ihm meine 'Lieder aus Weimar' und bemerke, daß es meine Absicht gewesen, gestern Abend dasselbe zu thun und zugleich meinen Glückwunsch zum Geburtstage darzubringen. Ich erzähle, daß wir gestern bei einem heitern Male Ihm ein Hoch ausgebracht hätten ꝛc. Der Großherzog ist sehr erfreut, reicht mir die Hand und dankt. Schließlich muß ich noch meinen Trinkspruch auf Liszt lesen.

17.—20. Juli in Schulpforta. Ich gehe mit Professor Steinhart nach Almerich (amtlich Altenburg geschrieben), besuche den Ortsvorsteher, melde mich als künftiges Gemeindemitglied und überreiche ihm meine Papiere. Darauf miethe ich eine Wohnung. Den andern Tag mache ich Herrn Landrath Geh. Rath Danneil in Naumburg meine Aufwartung als künftiger Kreisinsasse. Auf die Weise ist

---

*) Ges. W. Bd VI. S. 59. 60. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 211. 212 und S. 316. Anm. 98. G.

***) Ges. W. Bd. VI. S. 60. 61. G.

also meine Wartegeldsangelegenheit kurz erledigt.*) — Den letzten Tag bin ich noch stundenlang bei Koberstein. Wir unterhalten uns viel über deutsche Philologie und stimmen in unseren Ansichten dermaßen überein, als ob wir uns vorher verabredet hätten.

28. August großes Mittagsmal auf der Altenburg um 6 Uhr. Gäste: die französischen Diplomaten, der Engländer G. H. Lewes, Professor Preller, Hofrath Sauppe, Dr. Schade, Joachim Raff u. a. Es ist der Jahrestag der Landeshuldigung. Ich bringe ein Hoch dem Großherzog.**) Er muß über diesen Trinkspruch sehr erfreut VI, 14
gewesen sein: noch später (28. September) hat er in Bezug darauf von Stuttgart aus an Liszt geschrieben: 'Sagen Sie ihm, daß ich ihm mit der Freude danke, die uns das Erkennen unserer Bestrebungen bereitet und dieser Dank ist gewiß der herzlichste.'

22. October. Liszt's Geburtstag. Wir bringen ihm unsere VI, 16
Glückwünsche und allerlei kleine Geschenke. Er ist sehr erfreut über unsere Theilnahme. — Bei dem Herrenessen, das am Nachmittag erfolgt, überreiche ich ihm ein Album mit allen Trinksprüchen und Gedichten, die Bezug auf ihn und die festlichen Anläße auf der Altenburg haben. Dies Album wurde nachher fortgesetzt und kann als ein Stück Hauschronik betrachtet werden.***)

Unsere Wohnung auf ebener Erde in einer engen Gasse war VI, 17
trübe, feucht und kalt; das Haus gegenüber versperrte jede Aussicht, nur wenn die Sonne hoch stand, drang ein Sonnenstrahl zu uns. Für eine Familienwohnung war sie nicht ursprünglich eingerichtet VI, 18
und durch ihre 15 Thüren wurde sie nicht eben wohnlicher und bequemer. So lang es Sommer war, spürten wir weniger das Unangenehme und Unbequeme, an sonnigen Tagen waren wir viel im Garten oder auf Spaziergängen in der Umgegend und die Abende oft in Gesellschaft. Ida schaltete und waltete wie eine Hausfrau,

*) Von Weimar reiste Hoffmann alljährlich mehrmals nach Naumburg, um daselbst sein Wartegeld zu erheben. Fast regelmäßig besuchte er dann auch seinen Jugendfreund Carl Steinhart in Schulpforta. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 63. 64. G.

***) Das Zueignungsgedicht im Altenburg-Album findet sich Ges. W. Bd. VI. S. 68. 69. („Jeder Tag hat seine Plage"); ein Trinkspruch auf Liszt von diesem Tage ebenda S. 69. 70. — Näheres über das Altenburg-Album vgl. Ges. W. Bd. VI. Vorwort S. VIII. Anmerk. **) G.

und wenn sie eben nicht krank war, wußte sie sich und mich zu erheitern. Das Weimarische Leben sagte ihr von Tage zu Tage mehr zu. Sie erfreute sich bald sehr angenehmen Familienverkehrs mit der Altenburg, Professor Preller's, Steinacker's und Rank's. Anspruchlos, heitern Sinns und lebendig in ihrer Unterhaltung war sie überall gern gesehen. Der Besuch ihrer Mutter, die einige Wochen bei uns war, wirkte sehr wohlthuend auf ihre Stimmung, und so mancher Kunstgenuß, den ihr das Theater gewährte oder womit uns Liszt und seine Schüler erfreuten, machte ihr Weimar bald lieb und werth.

Als nun die Vorboten des Winters, Kälte, Stürme und Regenschauer sich einstellten, da fühlten wir die Nothwendigkeit, unsere Wohnung aufzugeben. Wir suchten im ganzen classischen Weimar umher, jede Wohnung, die sich für uns geeignet hätte, war besetzt. Endlich fanden wir eine am Casernenberge, aber sie war schlecht im Stande und da die Besitzerin, eine arme Wittwe, nichts dafür aufwenden konnte, so mußten wir sie erst auf unsere Kosten einrichten. Das geschah denn, und in sehr unfreundlicher Zeit war endlich Alles so weit gediehen, daß wir am 21. November einziehen konnten in B. 134, an der Wilhelms-Allee, 790′ ü. d. M.

VI, 19. Auch diese Wohnung war sehr unzweckmäßig eingerichtet: die Hauptzimmer lagen nach Norden, die Küche und Hausflur nach Süden, zwei Zimmer konnten wir gar nicht benutzen. Trotzdem fanden wir uns bald zurecht und machten uns die wenigen Räume wohnlich. Wir hatten doch nun eine Aussicht, vorn in die Gärten, wohinter der Sommersitz der Erholung, und hinten wieder den Blick in unser Gärtchen und in die Nachbargärten. Kurz nach unserm Einzuge hatte ich mein Arbeitszimmer mit dem Nothwendigsten versehen und meine kleine Bibliothek aufgestellt. Ich begann sofort meine Muß-Arbeit, das war das Jahrbuch. Da der Inhalt unterhaltend und mannigfaltig zugleich sein sollte, so war ich gezwungen, meine wissenschaftliche Thätigkeit auf Dinge zu leiten, die weder zu meinen Berufs- noch Lieblingsarbeiten gehörten. Dennoch konnte ich es nicht unterlassen, mich auch mit diesen zu beschäftigen. Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes war mir zu lieb und zu frisch, als daß ich nicht an eine Fortsetzung hätte denken sollen. Ich machte deshalb nebenbei viele Vorarbeiten und fand den Sommer über hier

und anderswo manchen Stoff dazu. Ich benutzte sehr fleißig die Weimarische Bibliothek. Die Beamten waren alle sehr freundlich und gefällig und immer bereit im Nachweisen und Aufsuchen für mich. Zur Verfolgung meiner litterarischen Zwecke beschränkte ich mich jedoch nicht auf Weimar, ich besuchte auch die Bibliotheken der Nachbarschaft. In der Kirche zu Arnstadt sah ich mir näher an die Sammlung Lutherscher Autotypen, ein Vermächtniß des J. C. Olearius. Leider fehlt daran wol die Hälfte. Ich lieh mir zwei Ausgaben des Liber vagatorum. In Gotha fand ich Mancherlei; durch VI, 2
die Güte des Archivraths Beck verschaffte ich mir eine Abschrift des handschriftlichen Ballets Aug. Buchner's. In Merseburg besuchte ich die Dom- und die Schulbibliothek. In letzterer fand ich eine schätzbare Sammlung deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, woraus ich mir einige lieh. Viele kannte ich schon durch Meusebach, der sie bis an seinen Tod behalten hatte. Aus Naumburg erhielt ich durch Koberstein's Vermittelung Medler's handschriftliche Kirchenordnung vom Jahre 1537.

Am Jahrbuche wurde fleißig gearbeitet und gedruckt. Wir hatten uns verpflichtet, jedes Jahr 2 Bände oder 4 Hefte, im Ganzen 60 Bogen zu liefern. Wir konnten für dies Jahr nur $1^1/_2$ Bände zu Stande bringen. Wie unvorbereitet wir für dies Unternehmen waren, zeigt der Inhalt der ersten drei Hefte. Zum 1. Bande lieferte Schade nur einen einzigen Artikel (57 Seiten), zum 2. Bande 4 (144 Seiten). Was aber noch schlimmer war: er dachte sich für das Jahrbuch ein Publicum von hochgelehrten Germanisten, die Alles mit Kußhand aufnehmen würden was nur irgend in den Bereich deutsch-philologischer Studien gehörte; schon der Abdruck der unbedeutendsten Sachen, wenn sie nur alt waren, schien ihm genügend und von folgenreicher Bedeutung für die Wissenschaft. Kein eigenwilligerer und einseitigerer Mitarbeiter konnte mir beigesellt werden. Ich konnte unmöglich für Alles was er von sich und anderen lieferte, irgend eine Verantwortung übernehmen, und dachte sehr ernstlich daran, eine Einrichtung zu treffen, wonach künftig die Beiträge des einen wie des andern Herausgebers gesondert, etwa heftweise erschienen.

Der erste Band mit der Zueignung: 'ZUM 28. AUGUST 1854' VI, 2
war Sr. königl. Hoheit dem Großherzog überreicht worden und

darauf empfingen wir 100 Rt., welche der Großherzog durch Liszt
uns übermitteln ließ. Allerdings ein schönes Honorar, für den
Bogen 16 Rt. 20 Sgr.! Wenn wir aber in Betracht zogen, daß
wir vom Verleger kein Honorar bekamen, und da wir nicht Alles
selbst beschaffen und umsonst doch nicht jeden Beitrag erhalten konn-
ten, also Honorar zahlen mußten, daß wir litterarische Reisen unter-
nahmen und einen kostspieligen Briefwechsel unterhielten, so wurde unser
VI, 22. großherzogliches Honorar sehr ermäßigt. Leider wurden wir sonst nicht
weiter unterstützt. Hätten wir, wie es in Aussicht stand und halb
und halb versprochen wurde, den Briefwechsel Carl August's mit
Goethe mittheilen dürfen, so würde unserm Jahrbuche von Anfang
an eine größere Theilnahme sich zugewendet haben, freilich durfte
dann dieser Briefwechsel nicht so verstümmelt und gleichsam in usum
Delphini das Licht der Welt erblicken, wie es mehrere Jahre nachher
geschehen ist*).

So sehr die Jahrbuchsarbeiten, deren Correctur für mein Heft
mir auch noch zur Last fiel, meine Zeit in Anspruch nahmen, so wußte
ich doch noch Muße für die Fortsetzung der Horae belgicae. Ich
wollte als Pars XI einen treuen Abdruck des Antwerpener Lieder-
buchs geben. Die Benutzung der Wolfenbütteler Handschrift wurde
mir auf 8 Wochen in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar gestattet.
Den 12. August begann ich meine Abschrift, und obschon ich schon
früher von vielen Liedern Abschrift genommen hatte, so mußte ich
VI, 23. doch noch von den 221 jetzt 147 abschreiben. In meinem Zimmer
wäre ich bald damit fertig geworden, aber täglich an eine bestimmte
Zeit gebunden, manchen Tag durch Unwohlsein oder Besuche u. dgl.
gehindert, konnte ich nicht schnell zum Ziele gelangen. Als die
8 Wochen verstrichen waren, wurde ich gemahnt. Der Druck war
unterdessen begonnen und die Correctur sorgfältig nach dem Originale
besorgt. Nur durch die Verwendung Preller's des Oberbibliothecars
erlangte ich eine Verlängerung der bewilligten Frist und so konnte
ich denn doch noch meinen Zweck erreichen. Dieser neue Theil der Horae
belgicae ist 'Der Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde
zu Leiden in dankbarer Erinnerung gewidmet.' Er erschien auch

*) Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775 bis 1828. 2 Bde. Lpz. 1863. VIII. 655 Seiten. Herausgeber geh. Hofrath Dr. Carl Vogel in Weimar. H.

unter dem Titel: 'Antwerpener Liederbuch vom Jahre 1544. Nach dem einzigen noch vorhandenen Exemplare herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1855. 8°. VIII. 344 Seiten mit einem Facsimile des Titelblattes). Bald darauf begann ich mit großem Eifer die zweite Auflage der Pars II. der Horae belgicae: 'Niederländische Volkslieder.'

An Besuchen fehlte es uns nicht. Einheimische und Fremde fanden sich ein. Manche blieben zum Mittagsessen, zum Kaffee oder zum Thee bei uns. Es ging oft ganz lebhaft und munter her. Sehr angenehm war uns der Besuch von Liszt und seinen Schülern Pruckner, Schreiber und von Bronsart, und Cornelius. Anfangs waren auch öfter da Schade und Raff. Später hatten VI, 24.
wir innigen Verkehr mit den Familien Preller und Rank. Mit VI, 31.
allem was von irgend litterarischer oder künstlerischer Bedeutung nach Weimar gelangte oder daselbst lebte, pflegte ich in Berührung zu kommen.

Paul Trömel hatte sich bei mir schon eingeführt durch seine VI, 24.
'Litteratur der deutschen Mundarten', gewissermaßen eine neue ver- VI, 25.
mehrte Auflage des darauf bezüglichen Abschnitts in meiner 'deutschen Philologie', denn es waren seitdem beinahe 20 Jahre vergangen, und gerade in dieser Zeit war auf diesem Gebiete viel geschehen. Wir machten einen Spaziergang nach Tiefurt und unterhielten uns über deutsche Bücherkunde. Der damals 22jährige junge Mann war sehr bewandert auf diesem Gebiete und obschon er mit fast jungfräulicher Schüchternheit von seinen Arbeiten sprach, so überzeugte ich mich doch bald, daß er umfassende und gründliche Studien gemacht hatte. Und ich irrte mich nicht: seine 'Schiller-Bibliothek' bestätigte meine Ansicht. — Wir standen nachher im Briefwechsel und ich verdankte ihm manche hübsche bibliographische Mittheilung.

Am 10. August besuchte mich Bussenius. Er hatte seine im Jahre 1852 begonnene Sammlung deutscher Schriftsteller eben erst mit dem 60. Bändchen beendet und wollte nun sein gleichzeitiges VI, 26.
Werk: 'Die Componisten der neueren Zeit, in Biographien von W. Neumann' fortsetzen. Das vorletzte Heft, das 16., sollte Liszt's Leben enthalten. Um dafür noch zuverlässige Nachrichten einzuziehen von Liszt selbst und seinen Freunden, war er von Elgersburg, wo er als Badegast weilte, herüber gekommen. Liszt war für Bussenius

sehr eingenommen. Er hatte ihm versprochen, ihn nächstens zu besuchen. Und so bat mich denn Liszt, mit ihm nach Elgersburg zu fahren. Am 24. trafen wir dort ein. Die Badegesellschaft war sehr
VI, 27. erfreut, Liszt als Gast begrüßen zu können. Bussenius stellte uns allen vor, auch seiner Braut und ihrer Mutter. Nachher machten wir einen Spaziergang auf die Alexandrinenhöhe, speisten dann zu Nacht und fuhren wieder heim.

VI, 28. Bald nachher erschien Liszt's Leben unter dem Titel: 'Franz Lißt. Eine Biographie.' (Mit Portrait. Cassel. Ernst Balde. 1855. 16⁰. 196 SS.)

VI, 30. J. van Vloten besuchte uns mit seiner Frau am 4. November. Er hatte erst kürzlich ein merkwürdiges holländisches Volksbuch herausgegeben, das nur noch in je einem Exemplare zweier alten von einander abweichenden Ausgaben vorhanden ist, und mir mit einer sehr anerkennenden Zueignung gewidmet: 'Marieken van Nijmwegen; eene nederlandsche Volkslegende uit de 16e eeuw; met eene inleiding, woordverklaring, en aanteekeningen.' ('s Gravenhage, Martinus Nijhoff. 1854. 8⁰. 58 SS.)

VI, 32. Gegen Ende des Jahrs traten zwei Ereignisse ins Leben, die mir und meinen Freunden geistige Anregung und Genüsse, und Belebung des geselligen Verkehrs unter einander versprachen. Im November wurde der Neu-Weimar-Verein gestiftet. Die Idee dazu ging von mir aus. Ich hatte sie bereits im Laufe des Sommers Liszt mitgetheilt. Da ich damals meine guten Gründe hatte, daß es nicht aussehen sollte, als ob es von mir ausginge, setzte ich Herrn Dr. Richard Pohl in Kenntniß und bat ihn die passenden Leute, aus denen sich ein Verein, wie ich ihn im Sinn hatte, bilden ließe, einzuladen. Das Einladungsschreiben Pohl's, welches er 'im Auftrag Mehrerer' umher schickte, ist vom 17. November und beginnt also:

'Es ist von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, daß die, mit und durch Liszt näher Bekannten und Befreundeten einen Versammlungsort wählen möchten, an welchem sie zu bestimmten Zeiten sich zusammen fänden, um einer öfteren, regel-
VI, 33. mäßig wiederkehrenden Vereinigung sicher zu sein, und dadurch zugleich eine Centralisation gemeinsamer Bestrebungen zu erzielen.' — In Folge dieses Rundschreibens kamen wir den

20. November zusammen. Den 27. fanden wir uns wieder ein. Es wurden viele Vorschläge gemacht, die mehr oder minder alle zu weit gingen; oft schien es, als wollten wir eine Akademie der Künste und Wissenschaften gründen. Schließlich kamen wir darin überein, daß wir als Verein zusammen kommen wollten, das Wie, Wo und Wann wurde künftigen Berathungen vorbehalten.

Das zweite Ereigniß war das Weimarische Sonntagsblatt, eine Unterhaltungszeitschrift, die unter Redaction Jos. Rank's im Verlage von Böhlau erscheinen sollte. Auf die Einladung des Verlegers und des Herausgebers versprach ich mich dabei zu betheiligen.

Das Weihnachtsfest war unterdessen herangekommen und ich versuchte, wie ich immer gern zu Weihnachten gethan hatte, Anderen eine kleine Freude zu bereiten. Ich dichtete 12 lyrisch-dramatische Kindergedichte.*)

Den 23. December um 4 Uhr holte mich Liszt ab zum Großherzog. Ich überreichte ihm für seine Gemalin und seine Mutter je ein Exemplar meiner beiden Sammlungen der Kinderlieder mit Clavier- VI, 34. begleitung. Er nahm sie sehr freundlich an. Dann las ich ihm meine zwölf neuen Kindergedichte vor, worüber er sehr erfreut war. Zum Abschied sagte er: 'Nun erlauben Sie mir, daß ich Ihnen recht herzlich die Hand drücken darf.'

Was würde jener Mann gesagt haben, der zum alten und neuen Weimarischen Hofe in naher Beziehung stand, wenn er das gehört und gesehen hätte! Hatte er doch neulich sich geäußert: 'Wenn ich gewußt hätte, daß der ꝛc. in Weimar bleiben würde, so hätte ich einen Fußfall gethan vor der Frau Großfürstin und gebeten, Alles aufzubieten, dies Unglück abzuwenden.' Als wir in die Wilhelms-Allee gezogen waren, hat er geweint. Wie würde er geweint haben, wenn er gesehen hätte, wie wir den heiligen Christabend mit ein paar Freunden feierten! Wir waren fröhlich wie die Kinder über die kleinen Geschenke, die wir uns wechselseitig bescherten, als der Christbaum mit seinen glänzenden Lichtern alle die schönen Erinnerungen an unsere Kindheit hervorzauberte.

---

* H. faßte diese Sammlung unter dem Namen „Kinderleben" zusammen. — Ges. W. Bd II. S. 237—251. G.

Den andern Tag war großes Gastmal auf der Altenburg. Wir statteten unsern Dank ab für die reiche Christbescherung, womit uns die Fürstin und Liszt Tags vorher erfreut hatten. Ich schenkte der Fürstin meine neuen Kindergedichte, die ich nachher vorlas.

VI, 51. Unser Verein hatte sich beim Beginn des neuen Jahres (1855) bereits so weit entwickelt, daß man ihm, wenn die Theilnahme seiner Mitglieder nur so blieb, ein erfreuliches Gedeihen vorhersagen konnte. Liszt hatte uns zum Silvester-Abend auf die Altenburg eingeladen. Oben im dritten Stock waren drei Zimmer für uns hergerichtet, im mittelsten stand eine lange gedeckte Tafel. Um 9 Uhr begann das Essen und zugleich eine große Heiterkeit. Nachdem mehrere Hochs ausgebracht waren, hielt ich eine Heerschau*) über die Mitglieder des Vereins, die fast alle zugegen waren. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, Lob zu spenden, vielmehr die Eigenthümlichkeiten, absonderlichen Neigungen und kleinen Schwächen in dem Leben und Streben jedes Einzelnen, so weit sie mir kund geworden, auf eine
VI, 53. scherzhafte Weise zur Sprache zu bringen. Mein Scherz gelang, Alles lachte, und in heiterster Stimmung begrüßten wir bald nachher das Neue Jahr.

Mitglieder des Vereins bei seiner Gründung waren: Dr. Franz Liszt, Hoffmann von Fallersleben, die Musikdirectoren Carl Stör und Carl Montag, die Mitglieder der Hofcapelle Edmund Singer, Bernhard Coßmann und Johann Walbrül, Hofschauspieler Eduard Genast, die Musiker Hans von Bronsart, Peter Cornelius, Dionysius Pruckner, Alexander Ritter, Ferdinand Schreiber und Eugen von Soupper, Dr. Richard Pohl, Dr. Josef Rank, Joachim Raff; bald darauf traten hinzu Dr. Oscar Schade und Professor Friedrich Preller, im folgenden Jahre noch Hofschauspieler Heinrich Grans, Maler Sixtus Thon und die Musiker Rudolf Viola und Alexander Winterberger.

Ueber die Statuten und den Namen des Vereins wurde viel hin und her gesprochen, endlich einigten wir uns über einige Punkte, die ich in folgende Distichen zusammenfaßte:

*) Der Trinkspruch ist so voll persönlicher und lokaler Anspielungen, daß von seiner Aufnahme in die Ges. W. abgesehen ist. Einige Abschnitte desselben hat Hoffmann an dieser Stelle seiner Lebensgeschichte veröffentlicht. G.

Die zwölf Gebote des Neu-Weimar-Vereins.

§. 1. Zweck des Vereins sind wir, wir wollen uns suchen und finden,
Und mit dem Einen Zweck haben wir Alles bezweckt.
§. 2. Weil an den Raum und die Zeit in der Welt ist Alles gebunden,
Binden wir billig uns auch wenigstens streng' an die Zeit.
§. 3. Montag-Abend um acht verpflichtet sich jeder zu kommen,
Ueber das Wo wird alljährlich gefaßt ein Beschluß.
§. 4. Und so wie Eine Sonne die Welt beleuchtet und wärmet, VI, 54.
Soll ein einziger Stern unsere Sonne nur sein.
§. 5. Aber die Sonne, genannt Vorsteher, vermag doch nicht Alles:
Darum steht ein Geschäftsführer zur Seit' ihr als Mond.
§. 6. Unsere Zahl soll sein wo möglich ohne Beschränkung,
Ausgeschlossen jedoch ist der Beschränkte mit Recht.
§. 7. Will man die Mitgliedschaft des Vereines erlangen, so soll das
Nur auf folgende Art künftig und immer geschehn.
§. 8. Melden kann man sich nie, für Jeden ist nöthig ein Vorschlag,
Ferner bedarf's dann zwei Drittel der Stimmen zum Ja.
§. 9. Vierzehn Tage hindurch wird reiflich erwogen die Sache,
Endlich erfolgt ein Nein oder ein freudiges Ja.
§. 10. Bleib' Alt-Weimar für sich, wir bleiben für uns und es ist uns
Jeglicher Heimische fremd, aber willkommen der Gast.
§. 11. Altes giebt es genug, wir hoffen was Neues in Weimar,
Darum haben wir Neu-Weimar-Verein uns genannt.
§. 12. Wenn wir's finden in uns, so wird es sich finden in Weimar,
Und frisch, fröhlich und frei können wir lange bestehn.

Unter den vielen Vorschlägen zu einer Benennung des Vereins wurde endlich der von mir gemachte angenommen: Neu-Weimar-Verein. Als Vereinstag stellten wir den Montag fest und als Zeit die siebente Stunde Abends. Zum Versammlungsort mietheten

wir ein Zimmer für unsern Abend im Stadthaus, der Betrag dafür
wurde durch monatliche Geldbeiträge erhoben. Zum Präsidenten
wurde Liszt erwählt, ich zum Vicepräsidenten und Schreiber zum
Geschäftsführer.

VI, 55. Um die Mitglieder noch mehr an die Vereinsabende zu fesseln
und ihnen zugleich Gelegenheit zu geben, selbst mitwirkend sich zu
betheiligen, wurde der Vorschlag angenommen, ein handschriftliches
Witz- und Scherzblatt zu gründen, das jeden Abend im Verein vor-
gelesen werden sollte. Raff wurde mit der Leitung betraut und
nahm sich der Sache mit vielem Eifer und Geschick an. Die Laterne
— so wurde unser Blatt getauft — ließ ihr Licht so glänzend leuch-
ten durch ihre mancherlei treffenden Witzfunken und Blitze, daß
große Heiterkeit und Wärme in die ganze Gesellschaft ausströmte.

VI, 57. Obschon meine Betheiligung an dem Vereine und mein Ver-
kehr mit der Altenburg meine Zeit mitunter sehr in Anspruch nahm,
so wirkte doch beides sehr anregend und erfreulich belebend auf mich.
Ich verfaßte manchen Aufsatz für das Jahrbuch und schritt im Laufe
des Januars sehr weit vor mit der neuen Ausgabe der niederlän-
dischen Volkslieder (Pars II. der Horae belgicae). Daß ich für so
manche mühsame wissenschaftliche Arbeit, deren Honorar mir oft
nicht einmal die damit verbundenen Kosten ersetzte, noch b steuert
werden sollte, hätte mich überall anderswo weniger überrascht als
hier in dem classischen geistesfreien Weimar. In den ersten Tagen
des Januars nämlich erschien bei mir ein Rathsdiener mit einem
Rundschreiben des Bürgermeisters Wilhelm Bock, worin auch ich
aufgefordert wurde, meinen 'litterarischen Erwerb für das laufende
VI, 58. Jahr zuförderst einer Selbstschätzung behufs dessen Besteuerung zu
unterwerfen.' Ich erklärte, daß ich mich darauf nie einlassen würde,
da ich bereits als Gemeindebürger von Almerich Gemeinde-, Kreis-
und Staatssteuern bezahle, ich schrieb mir aber das merkwürdige
Actenstück ab, das mir zuerst den Beweis lieferte, daß die Schrift-
stellerei wenigstens in Weimar nicht als freies Gewerbe be-
trachtet wurde. Uebrigens war auch Liszt aufgefordert worden, sich
über seinen litterarischen Erwerb auszuweisen, Liszt, dem seine
Schriftstellerei nur Geld kostete.

In den Februar fielen die Geburtstage der Fürstin von Witt-
genstein und ihrer Tochter Maria. Beide Tage wurden immer

festlich gefeiert. Ehe ich weiter davon erzähle, will ich Näheres über die Altenburg mittheilen.

Jenseit der Ilm hinter einem hochgelegenen Tannenwäldchen an der Landstraße nach Jena steht ein dreistöckiges Haus, das sein früherer Besitzer seiner Gemalin zu Liebe 'die Altenburg' nannte. In diesem Hause, das später der Großherzog kaufte, wohnte damals die Fürstin*) mit ihrer Tochter und deren Gesellschafterin Miß Anderson, und in dem Nebenbau Liszt. Die Fürstin hatte die Zimmer zum Theil fürstlich herrichten lassen, es waren darin kost-
bare, geschmackvolle Möbeln und Kunstsachen aller Art.**) Sie waltete VI, 59.
wahrhaft fürstlich durch ihre Gastfreundschaft und die Art und Weise, wie sie ihre Gäste empfing und zu beehren verstand. Sie war geistreich, vielseitig gebildet, belesen, eine Kunstkennerin, hatte in vielen Dingen ein richtiges Urtheil, war immer bereit, jedes edele Streben zu fördern, erwies sich gegen Andere freundlich theilnehmend, unterstützte Arme und Kranke, und wußte diejenigen, die sie ehrte und liebte, bei allen Gelegenheiten auszuzeichnen. Daß sie in letzter Beziehung oft einseitig sein konnte und auch dadurch wol ungerecht gegen Andere wurde, darf man wenigstens ihrem guten Herzen nicht zum Vorwurf machen. Trotz manchen Trübsalen, die sie schon früh erleben mußte, hatte sie sich einen heitern Sinn bewahrt, wenigstens konnte sie Anderen gegenüber recht heiter sein und sich bei freudigen Gelegenheiten den Anschein geben, als ob auch sie sich recht glücklich fühlte. Die Meinigen haben mit mir ihr immer ein liebevolles Andenken bewahrt und nie vergessen, wie viel Gutes sie uns erwiesen, wie viele frohe Stunden sie uns in Weimar bereitet hat.

Die Prinzeß Maria***), jung, jugendlich schön, wie eine aufblühende Rose, jungfräulich schüchtern, harmlos und milden, heiteren

---

*) Fürstin Caroline Elisabeth von Sayn-Wittgenstein, geb. v. Iwanowska; näheres über sie Ges. W. Bd. VI. S. 373, 374. G.

**) 'Ein Besuch auf der Altenburg in Weimar' in der Illustrirten Zeitung 1855. Nr. 621. 622. von RP (Richard Pohl). S. 348 'Bibliothek- und Musiksaal mit Beethoven's Flügel' und S. 361 'Musiksalon mit dem Riesenflügel von Alexander und Sohn in Paris.' — Nach diesem Aufsatze kann man sich nur eine falsche Vorstellung von der Altenburg machen. Der Fürstin wird z. B. gar nicht gedacht, ihre Zimmer sind zugleich als Liszt'sche aufgeführt rc. H.

***) Prinzessin Maria von Wittgenstein, jetzige Fürstin Hohenlohe-Schillingsfürst zu Wien. Näheres Ges. W. Bd. VI. S. 374. G.

VI, 60. Sinnes, gewann durch ihr immer liebenswürdiges Wesen Aller Herzen. So zurückhaltend und still sie in größeren Gesellschaften war, so mittheilend und lustig konnte sie in kleinen Kreisen sein, wo sie sich behaglich und heimisch fühlte. Ein poetisches Gemüth, das die Prosa des Lebens noch nicht kannte. Sie hatte viel gelernt, und schien sich zu erholen, wenn sie lesen konnte was sie ansprach. Bewundernswerth war ihr Sprachentalent: sie sprach deutsch, französisch, englisch, italienisch und polnisch. Ihre Mutter hegte eine zärtliche, überschwängliche Liebe zu dieser ihrer einzigen Tochter, und jede Aufmerksamkeit, selbst die kleinste, die man dieser bewies, nahm die Mutter auf, als ob dieselbe zugleich ihr gälte. — Große Freude gewährte es mir, daß die Prinzessin mit meiner Frau in einem fast innigen Verkehre stand. Sie kam öfter in unser Haus und beide wußten sich dann so scherzhaft zu unterhalten, daß ich oft von fern das Lachen hörte.

Dr. Franz Liszt, der großherzogliche Hofcapellmeister, war immer der geistreiche, bedeutende Künstler, der liebenswürdige Gesellschafter, der theilnehmende Freund. Kein Wunder, daß bei diesen drei Persönlichkeiten ein Besuch auf der Altenburg sehr anziehend und angenehm sein mußte. Und wirklich, es war denn auch, als ob dort Hof gehalten würde für alle Geister im Gebiete des Könnens und Wissens.

8. Februar mit Professor Preller's auf der Altenburg. Wir beglückwünschen die Fürstin zu ihrem Geburtstage. Preller überreicht eine Jugendzeichnung Genelli's: 'Raub der Europa', und Ida zwei blühende Hyacinthen mit einem Gedichte von mir.*) Bei der Mittagstafel bringe ich zwei Trinksprüche**) aus, einen scherzhaften und einen ernsten. Beim letzten kommen allen die Thränen in die Augen.

VI, 61. 12. Februar. In einem langen Briefe, von einer Handschrift Genelli's begleitet, bat mich die Fürstin, einen Trinkspruch auf Genelli zur Mittagstafel mitzubringen. Ich hatte erst neulich verschiedene Handzeichnungen dieses Künstlers in der Sammlung der Fürstin gesehen und bewundert, und so Manches über sein Leben gehört,

*) Ges. W. Bd. VI. S. 78. 79. G.

**) In die Ges. W. nicht aufgenommen. G.

auch aus dem Munde seines Freundes Preller, daß es mir leicht ward, etwas Bezügliches, Treffendes sagen zu können. So schrecklich mir sonst alles Müssen ist, besonders aber das Dichten-Müssen, hier war es mir nicht allein leicht, sondern auch lieb. Zu rechter Zeit fand ich mich mit der bestellten Arbeit ein. Die Fürstin war fast eben so erfreut über meine Bereitwilligkeit, ihre Wünsche zu erfüllen, als über meinen Trinkspruch.*)

18. Februar waren wir eingeladen zum Geburtstage der Prinzeß. VI, 62.
Ida überreichte ein japanesisches Körbchen mit frischen Blumen.
Beim Mittagsmale trug ich einen Trinkspruch auf die Prinzeß vor.**)
Zugegen waren außer uns Berlioz, Cornelius und die beiden VI, 63.
Preller, der Hofrath und der Professor. Wir waren alle in so
jugendlich heiterer Stimmung, daß ich nun auch noch die Jugend
leben ließ.***) Um 8 Uhr große musicalische Unterhaltung. Viele VI, 64.
bekannte Männer und Frauen. Liszt spielte Mazeppa und dann mit
Singer eine Raff'sche Symphonie. So endete der frohe genußreiche
Tag.

20. Februar im Neu-Weimar-Verein Abendessen zu Ehren Hector Berlioz. Das Weimarer Sonntags-Blatt von Josef Rank 1855 enthält darüber einen ausführlichen Bericht.†)

Nachdem der Verein es nicht verschmäht hatte, in die Oeffent- VI, 67.
lichkeit zu treten, wurde im Vereine selbst viel gestritten über den Zweck desselben und seine künftige Wirksamkeit. Der Streit wurde oft sehr heftig, und es schien, als ob einer und der andere nicht eben geneigt wäre, zum Besten des Ganzen etwas von seinen Ansichten aufzugeben, ein Uebel, woran die meisten Vereine leiden und gewöhnlich allmählich zu Grunde gehen. Einige Mitglieder kamen so heftig an einander, daß ihnen kein anderer Weg übrig blieb als auszuscheiden. Den 5. März meldete Raff seinen Austritt, bald

*) Ges. W. Bd. VI. S. 79. 80. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 81. 82. G.

***) Ges. W. Bd. VI. S. 82. 83. G.

†) Ueber Berlioz's Anwesenheit in Weimar vgl. Ges. W. Bd. VI. S. 347. — Hoffmanns dichterischer Anteil an dem Berliozfeste besteht aus einem lateinischen Lied (Ges. W. Bd. VI. S. 83) und einer stattlichen Reihe von Trinksprüchen, je einem auf den Gefeierten selbst, auf die Jugend, auf die Kunst zu schweigen und auf die wahre Kunst (Ges. W. Bd. VI. S. 80. 81. 84. 85). G.

darauf schieden auch Dr. Schade und Dr. Pohl aus. Es war zu beklagen, daß durch den Austritt dreier Litteraten — denn dazu gehörte auch der gelehrte frühere Oberlehrer Joachim Raff — die litterarische Seite des Vereins sehr einbüßte und die vorwiegende musicalische Richtung sich jetzt noch geltender machen konnte. Es war überhaupt vom Anfang an nicht eben ersprießlich, daß so viele junge Musiker aufgenommen wurden, sie waren fast alle Schüler Liszt's, die nur in ihm ihren einzigen Herrn und Meister anerkannten, liebten und verehrten und sich nie in Bezug auf den Verein als unabhängige Mitglieder kundgaben.

VI, 68. Es erfolgte eine große Verstimmung und einige Wochen fand keine Sitzung statt. Daß übrigens der Verein lebensfähig war, schien niemand weniger zu bezweifeln als unsere Feinde. Sie ergossen sich in allerlei schlechten Witzen in Panse's 'Deutschland', dem unentbehrlichen Käse- und Wurstblatt Weimars.

17. März. Preller war auf der Wartburg und ließ mir durch seinen Sohn Emil melden, daß er mich dort erwarte. Das Wetter war wunderschön, und so entschloß ich mich denn hinzureisen. Abends um 7 war ich in Eisenach. Ich spazierte zur Wartburg hinauf und kam in der Dunkelheit sehr ermattet oben an. Ich frage den Wachtposten: 'Ist der Herr Commandant zu Hause?' — 'Nein.' — 'Auch der Herr mit dem großen Barte nicht?' — 'Nein, der ist diesen Morgen mit seiner Reisetasche hinabgegangen.' — Angenehme Ueberraschung! Ich frage den Wirth, ob ich die Nacht hier bleiben könne. 'Lieber Herr, wir haben weder Gemach noch Betten.' — Endlich wende ich mich an den Baumeister, Herrn Dittmar, und der schafft Rath: er schickt den Bedienten hinab, um meine Ankunft zu melden. Wir gehen in die Gaststube. Es dauert nicht lange, da kommt Preller auf einem Maulthiere angetrabt und endlich von Arnswaldt zu Esel. Wir gehen in des Commandanten Wohnung, speisen zu Nacht und sind sehr vergnügt.

Den andern Tag besehen wir die Burg, das Fertige und im Bau Begriffene, die Rüstkammer, den Rittersaal, die Capelle ꝛc. Als wir so recht gemüthlich bei Tische sitzen, scheint es mir eine gute Gelegenheit, Preller und seinem lieben Freunde Arnswaldt eine

freundliche Erinnerung an unser hiesiges Zusammensein zu bereiten, und ich bringe ein Hoch aus.*)

Später fahren wir nach dem Annathale und dann nach Eisenach. VI, 70.
Hier feiern die Bürger das Lätarefest auf eigenthümliche Art. In einem Bezirke der Stadt, der eben an der Reihe ist, hat jeder freien Zutritt zum Kaffee mit Kuchen und einer Pfeife Tabak. Ich wünsche diese Art von alter Gastfreundschaft kennen zu lernen und in ein beliebiges Haus zu gehen. Preller will nicht recht, aber muß mit, und bald sitze ich mit der langen irdenen Pfeife vor meiner Tasse Kaffee unter lauter wildfremden Menschen. — Wir fahren zur Wartburg wieder hinauf und sind den Abend noch recht heiter mit unserm liebenswürdigen Wirthe zusammen. Den andern Morgen treten wir unsere Rückreise an.

19. März. Wieder Verein nach alter Art; die Laterne unter Cornelius' Leitung vortrefflich, die Stimmung gut. Weil es nun eben Josephstag war, so wollte ich auch eines Josephs freundlich gedenken und brachte einen Trinkspruch aus auf Joseph Rank.**)

20. März. Schon lange war es mir höchst unangenehm, daß VI, 71.
die Beiträge meines Antheils zum Jahrbuche in einem und demselben Bande bunt durch einander liefen mit denen des Dr. Schade. Damit es nun künftig nicht wieder hieße, wie vom 1. Hefte des 1. Bandes in einer Beurtheilung: 'es bringt einige sehr werthvolle, VI, 72.
doch auch einige höchst einseitige und langweilige Beiträge', so einigte ich mich mit Schade, daß vom 3. Bande an jedesmal er das 2. Heft, ich das 1. lieferte, niemand also für den andern eine Verantwortlichkeit zu übernehmen hätte.

23. und 24. März in Jena. Ich besuche Göttling, von VI, 73.
Liliencron und Hettner. Den beiden letzten und noch einem dritten Professor, welche Jena verlassen, wird ein Abendessen gegeben. Ich möchte gern dabei sein, um bei der Gelegenheit noch einige Professoren kennen zu lernen. Da ich aber kein College bin, so geht es nicht und ich muß die Sonne, worin das Gastmal ist und ich wohne, den Abend verlassen und mich im Bären der Einsamkeit ergeben. Kurz vorher sendet mir Göttling ein Briefchen:

*) Ges. W. Bd. VI. S. 85—87.
**) Ges. W. Bd. VI. S. 87. 88.

'Lieber Hoffmann!

Ich bin herumgelaufen und hab sondirt.

„Achselzucken, Kümmereien,
Und er hieß ein Patriot."

Man sagte mir, daß, da es ein rein collegialisches Zusammenseyn heute Abend seyn solle, einen Fremden einzuführen nicht passend seyn würde. Da haben Sie es; ich mochte nicht mehrere weiter fragen, weil das Ihnen, der ohnehin nicht viel entbehren würde, unangenehm seyn könnte. Und damit nehmen Sie uns, wie wir es sind, als Philister unserer eigenen Art.

Ihr Goettling.'

2. April. Auf der Altenburg wird zugleich Liszt's Namenstag und mein Geburtstag gefeiert. Ohne Trinksprüche geht es nicht mehr, und so bin ich denn auch diesmal vorbereitet. So mühsam
VI, 74. es mir mitunter wurde, bei denselben öfter wiederkehrenden festlichen Anlässen etwas Neues zu sagen, so war es mir doch immer eine große Freude, Andere auf diese Weise zu erfreuen und ihnen ein Zeichen meiner Liebe und Verehrung kund zu thun. Dazu kam noch, daß die Fürstin eine besondere Liebhaberei daran hatte und eifrig Bedacht nahm, daß jeder Trinkspruch, jedes kleine Gedicht von mir, das dem Augenblicke geweiht und mit dem Augenblicke verloren gehen sollte, dennoch, wenn es irgend auf die Altenburg Beziehung hatte, von mir gebucht werden mußte. Es war dafür ein eigenes Album angelegt, und dies war bereits zu einem Buche gediehen, daß davon eine saubere Abschrift mit Randzeichnungen des Malers Sixtus Thon für die Prinzessin veranstaltet werden konnte. Das neue Album erhielt heute einen reichen Beitrag.*)

VI, 77. Ein heiteres Mittagsmal. Außer den Meinigen waren noch zugegen F. Preller und Cornelius und zwei musicalische Frauenzimmer, die gerne Schülerinnen Liszt's genannt werden möchten. Zum Schlusse brachte noch Cornelius mir ein Hoch aus:

Ihm, der Freiheit singt, und dem frei das Herz schlägt,
Ihm, der Liebe preist und in Liebe waltet,
Der den Wein erhebt, und vom Wein erhoben
Freudiger singet;

*) Ges. W. Bd. VI. S. 90—95. G.

Der nach Schätzen forscht in der Vorzeit Tagen,
Neues heute schafft, was da nie veraltet,
Stolz ein Ring sich fühlt in der ew'gen Kette
Geistigen Lebens;

Den ein klangreich Lied in dem Kreis der Seinen,
Den ein guter Fund auf des Forschers Pfaden,
Den ein Becher Wein, wie der Freund ihn bietet,
Glücklich und reich macht:

Ihm ein dreifach Hoch, dem der Rosen drei blüh'n,
Freiheit, Lieb' und Wein um den Kranz des Wissens,
Ihm dies Glas geleert, den in freier Liebe
Froh wir verehren.

Der Großherzog hatte sich über meinen Trinkspruch auf seine VI, 78
Genesung*) sehr gefreut, mir durch Liszt danken lassen und beim Abschiede diesem noch gesagt: 'Vergessen Sie ja den Hoffmann nicht!' worauf Liszt entgegnet: 'Und königliche Hoheit, vergessen Sie auch den Hoffmann nicht!'

14. Mai im Neu-Weimar-Verein mit Hackländer. Ich brachte VI, 79
ein Hoch auf ihn aus, das also endete:

Stoßt an! sagt Liszt der Tabakspender:
Hoch lebe der Hofrath — Hackländer! **)

Daß mir dieser Scherz noch ein Honorar einbringen würde, ahndete ich nicht. Am andern Morgen sendete Liszt zwei Kisten Cigarren.

19. Mai. Nachmittags um 6 kehrte ich von Belvedere zurück. Schon um 5 hatten sich bei Ida die Wehen eingestellt. Die Hebamme und Frau Preller warteten auf die Entbindung. Ich war in höchster Aufregung: ich gehe in den Garten, finde nirgend Ruhe, hacke Holz, begieße Blumen. Um 7 erschallt der Ruf: 'ein tüchtiger Junge!' Seit einem Vierteljahre hatte ich vor diesem Augenblicke große Angst gehabt — jetzt war Alles gut und ich verkündete sofort dies frohe Ereigniß der Altenburg und meinen Freunden.

*) Ausgebracht am 2. April auf der Altenburg; vgl. Ges. W. Bd. VI. S. 93—95. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 97. 98; vgl. dazu ebenda S. 302. Anm. 40. G.

8. Juni Mittagsmal auf der Altenburg. Ich treffe dort Ernst Rietschel und Ernst Förster. Beide kannte ich bisher noch nicht persönlich. Ich stelle mich ihnen vor und nehme Theil an ihrem Gespräche. Beide sind nicht sonderlich erbaut von der neuen Zeit; sie sehen in ihr eine gar zu materielle Richtung und keine sonderliche Begeisterung für das Schöne in Litteratur und Kunst. Ich kann ihnen nicht recht beistimmen, namentlich Rietschel'n nicht, der sehr trübe in die Zukunft sieht und wenig Gutes für die Kunst erwartet. Bald treten Liszt und Jos. Rank ein, dann die Fürstin mit ihrer Tochter, Prinzeß Maria. Wir begeben uns zu Tische und erfreuen uns einer lebhaften, vielseitigen und heiteren Unterhaltung. Jedem der beiden Gäste bringe ich ein Hoch aus.*)

VI, 81. Gegen Abend machte ich mit Rietschel einen Spaziergang nach
Tiefurt, woran außer einigen anderen noch F. Preller, der langjährige Freund Rietschel's, und Secretär Schuchardt theilnahmen. Ich unterhielt mich lange mit Rietschel, wir sprachen uns wechselseitig aus über Gegenwart und Zukunft der jetzigen Bestrebungen und Richtungen auf dem Gebiete der zeichnenden und bildenden Künste.

Rietschel war nach Weimar gekommen, um sich nochmals den Platz für das Göthe-Schiller-Denkmal anzusehen, und mit dem Denkmal-Comité Rücksprache zu nehmen. Es verdroß mich, daß sich niemand vom Comité um den Künstler weiter bekümmerte. Da meinte ich, wir wollen ihm wenigstens ein Zeichen unserer Liebe und Verehrung geben. Meine Freunde waren einverstanden: der Neu-Weimar-Verein veranstaltete Rietschel'n zu Ehren ein Festessen, mehrere Nicht-Mitglieder betheiligten sich, und am 9. Juni fand
VI, 82. unsere Festlichkeit statt, im russischen Hofe. Nachdem wir schon eine
Zeitlang in heiterer Stimmung bei Tische gesessen, brachte ich einen neuen
VI, 83. Trinkspruch **) auf den Künstler aus. Rietschel war sehr überrascht
und bis zu Thränen gerührt, und dankte mir herzlichst. 'Ja, sagte er, und das Bim bam bum erinnert mich lebhaft an meine Kindheit: wie manchmal habe ich als kleiner Junge für meinen Vater die Betglocke ziehen müssen!' Solche Anspielung hatte ich natürlich nicht beabsichtigen können, da ich eben jetzt erst erfuhr, daß R. der

*) Ges. W. Bd. VI. S. 93–100. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 100–102. G.

Sohn eines Küsters war und seine Kindheit im elterlichen Hause auf dem Dorfe Pulsnitz bei Dresden verlebte.

Es war ein schöner Abend: der gefeierte Künstler mußte sich bald überzeugen, wie rein und innig unsere Liebe und Verehrung für ihn und seine Leistungen war. Er wollte Allen Dank sagen, er VI, 8
kam aber nicht dazu, denn er meinte, er könne nun einmal nicht öffentlich reden, und so übernahm ich es, in wenigen scherzhaften Versen für ihn zu danken. Rietschel verweilte noch einige Tage in Weimar. Ich hätte ihn gerne noch Einmal gesprochen, aber er war dermaßen in Anspruch genommen, daß mein Wunsch unerfüllt blieb.

Noch am Festabend hatte mich Joseph Rank gebeten, ihm mei- VI, 8
nen Trinkspruch für sein 'Sonntagsblatt' zu überlassen. Ich versprach's und er erhielt zu rechter Zeit eine Abschrift. Der Sonntag kam und mit ihm das Sonntagsblatt, aber ohne meinen Trinkspruch. Der Verleger, Herr Böhlau, hatte ihn anstößig gefunden und die Aufnahme verweigert, um jedoch meinen Wünschen zu entsprechen, einen besonderen Abdruck veranstaltet. Ich erklärte, daß mir das durchaus nicht genügen könnte, eine Staatscensur hätte ich leider oft genug erdulden müssen, eine Buchhändlercensur würde ich mir *nie* gefallen lassen und von jetzt an nie mehr eine Zeile zum Weimarischen Sonntagsblatt liefern.*) Der unerwartete Reim auf *Rietschel*: das *Gequietschel* der materiellen Philister — war dem engherzigen Verleger zu stark gewesen.

Ich hatte meinem Trinkspruche eine größere Verbreitung gewünscht, mußte nun aber vorläufig darauf verzichten. Ich schickte an Rietschel einen Abdruck und scherzte über die unerhörte Anmaßung eines Buchhändlers, der mir gegenüber ein unfehlbarer, gediegener Kunstrichter sein wollte. Seitdem dachte ich oft an den lieben be- VI, 8
scheidenen Künstler und wünschte sehnlichst ihn einmal wieder zu sehen und ihm ein Zeichen meiner Liebe und Verehrung als kleinen Dank darzubringen für all das Große, Schöne und Herrliche, dessen wir uns zu erfreuen hatten und noch erfreuen würden.

Sein letztes großes Werk: die Standbilder Göthe's und Schiller's

---

*) Dergleichen Geschichten kamen öfter vor, und mein liebenswürdiger Freund Rank hatte es am Ende satt und gab nach Jahr und Tag das Blatt, das *er* gegründet, auf, das nun unter der Leitung der Hofräthe nach zwei Jahren einem sicheren Schicksale entgegenging und für immer verschied. H.

waren endlich vollendet. Sie kamen nach Weimar und der Künstler selbst. Den 3. September 1857 war die Grundsteinlegung zum Denkmal für Carl August. Da ich von aller näheren Betheiligung
VI, 87. ausgeschlossen war, so fühlte ich mich nicht im mindesten veranlaßt theilzunehmen. Es war ein Hof= und Hofrathsfest. Man hatte nicht einmal daran gedacht, Rietschel'n einen Sitzplatz anzuweisen, er mußte in der Hofbibliothek auf eine Leiter klettern, um ein Treppenfenster zu erreichen und von dort aus die Feierlichkeit sich mit anzusehen. — Den zweiten Tag war die Enthüllung der Dichtergruppe. Nun erst gedachte man würdig des Künstlers: er wurde allergnädigst bewillkommnet und beehrt und vom Volke bejubelt, und dann dermaßen in Anspruch genommen, daß unser einer ihn nicht einmal zu sehen bekam. Ich hoffte noch immer irgendwo und wie mit ihm zusammen zu kommen. Vergebens. So blieb dann ungesprochen mein Trinkspruch,*) den ich Ihm aus vollem Herzen bringen wollte, und der als ein Immergrünblättchen dem Eichenkranze beigefügt werden mag, womit seine unsterblichen Verdienste das dankbare Vaterland krönt!

VI, 88. 14. Juni ward unser Kind getauft. Pathen: Franz Liszt, Friedrich Preller und der Pastor zum Berge, des Kindes Großvater. Er erhielt nach diesen dreien die Namen Franz Friedrich Hermann. Ein fröhliches Mal beschloß das Familienfest, woran außer den beiden Pathen auch noch Frau Preller und Ida's älteste Schwester Adele, die erst vor einigen Tagen angekommen war, theilnahmen.

VI, 90. 2. Juli. Liszt fuhr mit mir um 11 Uhr nach dem Römerhaus. Der Großherzog empfing uns sehr huldvoll und bot uns eine Cigarre an. Ich überreichte das neue Heft des Jahrbuchs (das 1. des 3. Bandes)**) und den Trinkspruch auf Rietschel. Wir unterhielten uns über allerlei. Nach 7 Viertelstunden war die Audienz zu Ende.

VI, 91. Im Laufe des Sommers hatte ich fortwährend an der neuen Ausgabe der niederländischen Volkslieder gearbeitet. Ich war, so weit meine Hülfsmittel reichten, jetzt im Juli damit fertig. Das

*) Ges. W. Bd. VI. S. 153. 157. G.

**) Dieser Band wird mit der Zeit selten werden, er ist dem Verleger aus der Niederlage gestohlen worden. H.

genügte mir aber nicht: eine Reise nach den Niederlanden schien mir nothwendig, um meinem Buche die möglichste Vollendung zu geben. So entschloß ich mich denn schnell zur Reise. In der Nacht auf den 1. August reiste ich ab, erreichte gegen Morgen Cassel, den Mittag Hamm. Da ich Crefeld nicht mehr erreichen konnte, blieb ich in Homberg. Den folgenden Morgen kehrte ich bei Conrad Wolff ein und verlebte mit ihm und den Seinigen einige angenehme Tage.

Den 6. August fuhr ich nach Lüttich, wo ich Professor Lieb- VI, 92.
recht besuchte. Wir waren eigentlich alte Bekannte, denn er er- VI, 93.
zählte mir, daß er in Breslau mein Zuhörer gewesen sei. Wir machten einen Spaziergang auf die Berge. Schöne Aussicht auf Lüttich, das leider in Rauch gehüllt war. Nach unserer Rückkehr blieb ich noch einige Stunden in seiner Familie. Wir unterhielten uns viel über deutsche Philologie und unsere persönlichen Beziehungen zu den Hauptvertretern derselben. Den andern Tag begleitete er mich zum Bahnhof.

Den 7. August nach Gent. Ich wohnte wieder im Hotel d'Allemagne. Da unten eine Bierstube war, die auch von den Gelehrten besucht wurde, so hatte ich eine bequeme Gelegenheit mit diesen zu verkehren und meine Wünsche gegen sie auszusprechen. Das mußte mir denn sehr willkommen sein. Die meisten waren durch Berufs- und andere Arbeiten sehr in Anspruch genommen, und an den Ver- VI, 94.
kehr mit Fremden wenig gewöhnt, auch waren bei der großen Ausdehnung der Stadt die Wege zu ihnen sehr weit und raubten einem viel Zeit.

Mit Blommaert, Snellaert und Heremans verkehrte ich am meisten. Ihrer Gefälligkeit hatte ich es zu verdanken, daß ich meine nächsten Zwecke nach Wunsch erreichte. Sie legten mir Alles vor was sie wichtig für mich hielten, Bücher, Handschriften, Abschriften ꝛc. und unterstützten mich mit Nachweisungen aller Art. Damit ich längere Zeit meinen Arbeiten widmen konnte, mußte ich mit ihnen zu Mittag speisen und setzte dann nach Tische meine Studien fort.

Eine sehr liebe Erinnerung sind mir die Stunden, die ich in der Familie Heremans verlebte. Heremans wie seine Frau und seine VI, 95.
Schwägerin, die Wittwe des Dichters Ledeganck, wußten durch ihr

liebenswürdiges Wesen dazu beizutragen, daß ich mich recht heimisch in der Fremde fühlte. Das war besonders der Fall, als ich einen ganzen Sonntag mit ihnen draußen in ihrer Sommerwohnung zubrachte. Da wir nach Tische nicht mehr im Garten spazieren gehen konnten, weil es fortwährend regnete, so blieben wir im Zimmer sitzen und ich erzählte viel aus meinem Jugendleben, namentlich von meinem ersten Aufenthalt in Holland. Heremans und die Frauen hörten mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und ich wunderte mich, daß ich selten um ein holländisches Wort verlegen war, sondern prächtig zu 'praten' verstand.

Frans Rens war auch während meines diesmaligen Aufenthalts wieder wie früher sehr theilnehmend und gefällig. Da er ein Stammgast des Hotels d'Allemagne war, so traf ich ihn jeden Abend, wenn ich mich dort einfand. Als einer der Hauptmänner der vlämischen Bewegung und sehr thätiger Schriftsteller konnte er mir manchen Aufschluß über das Streben und Wirken seiner Gesinnungsgenossen ertheilen. Oefter war ich auch zusammen mit Felix Alphons Boone, Herausgeber der 'Broedermin', ebenfalls ein eifriger Mitkämpfer für die vlämische Volksthümlichkeit: er hatte es zuerst gewagt, in einer öffentlichen Versammlung eine vlämische Rede zu halten.

So war mir denn Gent von neuem lieb und werth geworden,
VI, 96. und ich schied nur mit dem einen schmerzlichen Gefühle, daß Willems für die Wissenschaft und auch für mich zu früh (1846) gestorben war.

Den 14. August kam ich nach Brüssel. Ich besuchte gegen Abend Herrn Schulte, einen hier ansässigen deutschen Kaufmann, den ich in Gent kennen gelernt hatte. Er erbot sich, da den folgenden Tag Mariä Himmelfahrt sei, mir den ganzen Tag zu widmen. Ich nahm das freundliche Anerbieten an. Am Morgen des anderen Tages fand sich Herr Schulte bei mir ein. Auf unserer Wanderung durch die Stadt kamen wir an die Magdalenen-Kaufhalle. Wir gingen hinein. In den oberen Räumen waren auch Buchläden. Ich trat in einen hinein und fragte nach vlämischen Büchern. Der Antiquar war überrascht und schüttelte mit dem Kopfe. Er hatte nur lauter französische Bücher feil. Ich sah den kleinen Vorrath schnell durch und fand zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine Sammlung

französischer Lieder, 9 Bände mit etwa 1500, alle mit Musiknoten. 'Die muß ich haben,' sagte ich zu Schulte, 'aber der Kerl wird zu viel dafür haben wollen.' Ich fragte nach dem Preise und der schien mir zu hoch. Da meinte Schulte: 'Wir bekommen sie — wir wollen weiter gehen, er besinnt sich unterdessen und folgt uns bald nach.' Richtig. Kaum waren wir bei seinem Nachbar, da fand er sich ein. Er hatte seine Forderung ermäßigt, ich bot 16 Francs und der Handel war abgeschlossen. Wir packten unsern Schatz zusammen und trugen ihn heim. Schulte hatte mich zum Mittagsessen eingeladen. VI, 97.
Bei Tische untersuchten wir die 9 Bände und sahen nun erst, welchen bedeutenden Fund ich gemacht hatte: lauter Lieder kurz vor und während der Revolution. Der Sammler muß in einer sehr glücklichen Lage gewesen sein: es war in jener Zeit oft lebensgefährlich etwas zu besitzen was der herrschenden Partei für Hochverrath galt und bestraft wurde.

Den 16. August war ich bei Dautzenberg zum Mittagsessen. Ich lernte ihn schon im vorigen Jahre kennen. Seiner Gemüthsrichtung und wol seiner ganzen Bildung nach war er ein Deutscher, und das spricht sich auch in seinen vlämischen Gedichten aus. Es war ein hübscher Mittag, und obschon vlämisch, deutsch und französisch gesprochen wurde, so entwickelte sich doch trotz diesem Mischmasch viel reine Heiterkeit. Es macht übrigens doch einen eigenen Eindruck, wenn man sich unter den Männern der vlämischen Bewegung befindet und sieht und hört in ihren amtlichen und geselligen Beziehungen nichts Vlämisches und liest dann ein vlämisches und noch dazu 'vaterländisches Lied' von ihnen, dessen zweite Strophe übersetzt also lautet:

Schätzt doch der Väter reine Sitten
Und ihren nie gebeugten Muth,
Erinnert euch wofür sie stritten
Und opferten ihr Gut und Blut.
Die Sprache, ihnen angeboren, VI, 98.
Die Sprache, unsrer Freiheit Wehr,
Geht Vlanderns Sprache einst verloren,
Dann lebt auch Vlanderns Volk nicht mehr.

[Von Brüssel aus wendete Hoffmann sich zunächst nach Ant= VI, 98 —104

werpen, wo er Hendrik Conscience aufsuchte und im Gedankenaustausch mit diesem eifrigen Vorkämpfer der vlämischen Bewegung einige genußreiche Tage verlebte. Dann berührte er Leiden, wo er seinen alten Freund und Gönner, den Dr. Salomon, wiedersah. Er fand den hochbetagten noch sehr rüstig und heiterer als im Jahre vorher. Hierauf folgte er einer Einladung des Oberbibliothekars Holtrop nach dem Haag. Von hier schrieb er an Ida:]

VI, 104. 'Haag 3. September 55.

Es geht mir gut. Ich wohne in einem kleinen Zimmer in der königlichen Bibliothek mitten unter Büchern und Handschriften. Was nur von litterarischen Dingen vorhanden ist, steht mir zur Benutzung frei. Ich bin sehr fleißig und gehe oft gar nicht einmal vor die Thür. Obschon ich über acht Tage hier bin, so habe ich doch noch nicht Alles erschöpft; ich muß zuviel nachsehen und ausziehen. Ich werde wol noch diese Woche bleiben müssen . . . .

VI, 105. Sonntag 26. August. Abends die Familie Holtrop-Campbell bei uns im großen Saale. Herr Nicolai, ein junger Musiker, spielte mehrere Lieder eigener Composition, so auch: 'Ich muß hinaus, ich muß zu Dir', von mir. Du wirst es kennen, er hat es mir durch Marshall zukommen lassen, es ist bei Breitkopf und Härtel gedruckt.

Dinstag fuhren wir ins Seebad Scheveningen, kamen aber um 11 schon wieder heim. Um 1 Uhr besuchte ich die Gräfin d'Agoult. Eine sehr interessante Frau. Sie hatte mich kennen zu lernen gewünscht und brieflich zu sich eingeladen. . . . .

VI, 106. Freitag, den letzten August, war ich mit Holtrop und seinem Schwager zur Gräfin d'Agoult zum Mittagsessen (5 Uhr) eingeladen. Wir trafen dort noch einen französischen Schriftsteller Mr. Esquirol und einen holländischen Maler, Bosboom mit seiner Frau, einer bekannten holländischen Schriftstellerin, die unter dem Namen Bosboom-Toussaint schreibt. Alles ganz à la Altenburg, sehr fein; es fehlte nicht an Rheinwein und Champagner. Die Unterhaltung war sehr lebendig, französisch, deutsch und holländisch. Wir gingen um 8 Uhr ganz befriedigt heim. . . .

Ich habe in Gent, Brüssel und hier wieder mehrere Loverkens gedichtet. Sie haben ganz ungemein gefallen und so werde ich denn

von dem 8. Theile der Horae belgicae gelegentlich wieder eine neue Ausgabe veranstalten.*) Daß die alten in 4000 Exemplaren in VI, 107 Gent nachgedruckt und um 15 Centimen verkauft wurden, weißt Du doch. Die Wirkung ist bedeutender als ich mir je gedacht hatte. . .'

Den 14. September reiste ich vom Haag ab. Drei Wochen hatte VI, 109 ich so zur Familie Holtrop gehört, daß sie mich wie einen alten Freund und Verwandten betrachteten. Gerührt über die vielen Beweise inniger Theilnahme und zugleich erfreut über die befriedigenden litterarischen Erfolge nahm ich Abschied.

In Crefeld kehrte ich bei Conrad Wolff wieder ein und ver- VI, 110 lebte mit ihm und seiner Familie in alter Gemüthlichkeit zehn sehr frohe Herbsttage.

Den 25. September in Düsseldorf. Dort besuchte ich Ferdi- VI, 111 nand Lassalle. Offenbar ein geistreicher Mensch von vielseitigem Wissen, der durch seinen Geist, aber auch durch andere Dinge, die Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken versteht. Er lud mich ein, mit ihm aus einer dreiröhrigen türkischen Wasserpfeife zu rauchen. Ich begnügte mich mit einem Versuche, das Schmurgeln war mir denn doch zu eklich. Er ergötzte mich durch seine Unterhaltung, er sprach sehr anziehend über Paris und Heinrich Heine. Bei einem feinen Abendessen und einer Pfirsichbowle plauderten wir uns in die Nacht hinein.

27. September — 2. October in Neuwied. Ich war beim 'wilden Mann' eingekehrt. Piel gab es nicht zu, daß ich unter Wilden hauste, ich mußte bei ihm wohnen, und das war mir denn auch sehr angenehm. Wir unterhielten uns viel über Neuwied, das damalige und das heutige, und ich erzählte viel von Weimar und meinen Reisen. Ich sah die alten Freunde und Bekannten wieder, machte mit diesem und jenem einen Ausflug in die Umgegend und war des Abends mit ihnen immer im Casino, wo sich denn noch regelmäßig 'die alte Garde' einfand. Ich blieb nur noch drei Tage unterwegs, übernachtete in Coblenz, Castel und Gießen und traf den 5. October in Weimar ein.

Die Meinigen waren alle wohl und munter. Auf meinem VI, 112 Arbeitstische lagen viele Pakete und Briefe. Ich griff den ersten

*) Weil keine Aussicht dazu war, so nahm ich sie auf in Pars XII. p. 41—55. H.

besten heraus und las. Holtrop berichtete mir aus guter Quelle, daß mich der König von Holland zum Ritter des niederländischen Löwens ernannt habe. Ich packte nun meine Geschenke aus, Alles war sehr erfreut.

Schon den folgenden Tag fing ich wieder an zu arbeiten und war dann so fleißig, daß ich nach 14 Tagen das Manuscript der neuen Ausgabe der niederländischen Volkslieder für den Druck fertig hatte. Leider erkrankte ich dann und war fünf Wochen so leidend, daß ich an geistige Beschäftigung wenig, an Ausgehen und geselligen Verkehr gar nicht denken konnte. Da letzterer jetzt nach Jahr und Tag so ziemlich zum Abschluß für mich gekommen war, so will ich, ehe ich dies Jahr beschließe, noch etwas mittheilen über das Weimarische gesellige Leben.

Unter den vielen geschlossenen Gesellschaften Weimars war die größte und vornehmste 'die Erholung.' Sie hatte die Ehre, daß sogar der Großherzog Mitglied war. Obschon ich ein Feind aller geschlossenen Gesellschaften war und mich nie entschließen konnte, einer anzugehören, so bestimmten mich hier allerlei Gründe, auch schon die Rücksicht auf meine Familie, eine Ausnahme zu machen: schon seit August vorigen Jahres war ich 'admittiertes' Mitglied, wirkliche konnten nur hiesige Ansäßige sein.

Die Erholung hatte zwei Locale, eins für den Winter in der Stadt neben der Hauptkirche, eins für den Sommer draußen an der Jenaer Landstraße. Dies Sommerlocal war sehr freundlich und angenehm. Ein einstöckiges Haus mit einem großen Saale und mehreren Gesellschaftszimmern genügte vollkommen den Zwecken der Gesell-
VI, 113. schaft. Der davor liegende Garten, ehemals dem Professor Musäus gehörig und dann durch ein Geschenk Carl Augusts erweitert, hatte viele Spazierwege, Sträuche und schattenreiche Bäume und einige Blumenbeete. Dagegen war das Winterlokal ganz erbärmlich: in einem alten verbauten Hause waren drei niedrige Zimmer im zweiten Stocke von mäßigem Umfange für die Gesellschaft hergerichtet. Das erste war das Lesezimmer. In einem schmalen länglichen Raume stand eine lange Tafel, worauf einige Blätter, Zeitungen und Zeitschriften lagen; der Tisch war immer ziemlich besetzt, aber nicht zum stillen Lesen, sondern zum lauten Unterhalten. In einer Ecke stand noch ein runder Tisch, der Erbtisch der Staats- und sonstigen

Räthe, den ich mit dem Namen 'der Mandarinentisch' zu bezeichnen pflegte. — In dem daran stoßenden sogenannten Gesellschaftszimmer waren zwei oder höchstens drei Spieltische im Gange; an einem der beiden Tische am Eingange rechts oder links pflegte ich mit einigen zu sitzen, die sich so zusammen gefunden hatten und sich gern heiter unterhielten: Rank, Carl Gräf, Schulrath C. F. Lauckhard, Professor Lieberkühn, Geh. Finanzrath Schumann, Lehrer Weiskopf 2c. — Im dritten Zimmer stand das Billard. Da waren die jüngern Leute, meist Beamte, die sich in die Nähe ihrer Vorgesetzten nicht wagten, um sich keinen Zwang anzuthun.

Der Besuch war ein sehr schwacher: durchschnittlich mochten zu gleicher Zeit 30—40 Mitglieder gegenwärtig sein. Viele kamen nie, einige höchst selten; mancher mochte durch den steifen, vornehmen Ton abgeschreckt werden, oder blieb weg, weil er das was er in der Erholung suchte, nämlich Erholung, am wenigsten fand. Mehrere, die zugleich Mitglieder anderer Vereine waren, gingen lieber dorthin, sie fanden da besseres Bier und mehr und angenehmere Unterhaltung. Die Restauration war schlecht und konnte auch nie gut VI, 114
werden: der Wirth gab zu viel Pacht und es wurde zu wenig verzehrt. Ein hoher Rath konnte den ganzen Abend vor seinem Glase Lichtenhainer sitzen und ließ sich höchstens noch einen Schnitt geben.

Im Sommerlocale schien die Erholung eine ganz andere Gesellschaft zu sein. Das schöne Wetter lockte die alten Herren ins Freie hinaus, ihre Familien, Frauen und Kinder belebten den Garten, und da derselbe Raum genug hatte, so konnte jeder Kreis hübsch für sich bleiben. An den Concerttagen war es recht belebt, zumal wenn hinterdrein noch ein Ball erfolgte. Wir hatten es von unserer Wohnung ab recht bequem, den Garten zu jeder Tageszeit zu besuchen, nur wenige Schritte und wir standen vor einem der vier Eingänge.

Die Mittwochsgesellschaft*) war ein Verein zu wissenschaftlicher Unterhaltung, es wurden Vorträge gehalten, worauf denn ein Abendessen erfolgte. Ich kannte diese Gesellschaft nur dem Namen nach,

*) auch wol der 'Schlüsselverein' genannt, weil die Herren über die Bürgerstunde hinaus zusammen blieben und ein guter Hausrater nie den Hausschlüssel vergißt. H.

kam aber mit vielen Mitgliedern in Berührung. Wegen ihrer Beziehungen zum Hofe nannte ich die diesem Kreise der Gesellschaft Angehörigen und was sich daran anschloß 'die Hofräthe.' Dazu rechnete ich die Hofräthe Preller (Oberbibliothecar), Sauppe (Director des Gymnasiums), Schöll (Vorsteher der Kunstsammlungen), ferner Oberkirchenrath Dittenberger, Geh. Medicinal-Rath Dr. Robert Froriep, seit 1844 Besitzer des Landes-Industrie-Comptoirs, Secretär Christian Schuchardt, Dr. Karl Biedermann, seit 1. October 1855 Herausgeber der Weimarischen Zeitung, Hermann Böhlau, seit 1. September Hof-
VI, 115. buchdrucker und Verleger, Staatsanwalt Wilh. Genast, Hofrath Marshall, Cabinetssecretär der Großherzogin, Hofrath Weber und Ludwig Kunze, Professoren am Gymnasium — alle mehr oder weniger Schriftsteller, denen sich noch hinzufügen lassen Frau von Schorn und Freifrau von Groß.

Neben diesen beiden geschlossenen Gesellschaften muß ich noch einer freien Vereinigung gedenken, die sich recht gut als Stadthaus-Gesellschaft bezeichnen läßt. Es war ein Kreis specifischer Weimaraner, Kleinstaatler und Kleinstädter, die das Wohl und Wehe der Stadt und des Landes beim Biere besprachen, überzeugt von ihrer eigenen Tüchtigkeit vieles besser wußten und konnten als andere, und nebenbei sich ärgerten, daß die bedeutendsten Männer in Staat und Kirche keine Weimaraner, nicht einmal Thüringer waren. Sie fanden sich häufig ein des Abends im 'Traiteur-Stadthaus' und pflegten an einem bestimmten Tage in der Woche zum Lichtenhainer in Süßenborn zu spazieren. Ich traf sie zuweilen an beiden Orten. Dazu gehörten Bürgermeister Wilh. Bock, 'Vorstand der Großh. Residenzstadt', Dr. Richter, Advocat Fries, Heinrich Jäde der Schriftsteller und sein Bruder der Maler, Dr. Kräuter und seine beiden Verwandten Dr. Richard und Dr. Robert Keil, Dr. Brehme, später auch der Dramatiker Alexander Rost und Müller von der Werra.

Zu keiner dieser drei Gruppen schienen zu gehören einige, die sich auf sich beschränkend und bei ihrer Schriftstellerei keines Verkehrs mit anderen bedurften: Archivar Dr. Röse, Dr. Panse, Prof. Dr. Tröbst, Director der Realschule, Carl Eitner und Freih. von Biedenfeld. Die beiden letzten kannte ich schon von Breslau her, die anderen lernte ich erst hier, jedoch nur flüchtig kennen.

VI, 119. Unser gesellige Verkehr hatte sich ganz angenehm gestaltet. Die

freundschaftlichen Beziehungen zur Altenburg blieben dieselben, der Verkehr mit Preller's war lebhafter und inniger geworden, wir besuchten uns wechselseitig und öfter. Preller, der jeden Abend um sich seinen Kreis von Freundinnen und Freunden versammelt hatte und sich nur schwer davon trennen konnte, widmete uns zuweilen einen Abend.

Sehr angenehm war für uns der Besuch des Theaters, besonders für Ida. Sie verdankte ihm manchen genußreichen Abend, zumal wenn eine gute Oper gegeben und die Ausführung unter Liszt's Leitung nichts zu wünschen übrig ließ.

In der Erholung fand ich für mein Theil gewöhnlich gute Unterhaltung. Einige Male in der Woche ging ich in den Abendstunden hin. Der kleine Kreis, der sich um den runden Tisch einfand und sich danach 'der runde Tisch' scherzhaft zu nennen pflegte, hielt sich, ja er gewann mitunter an Ausdehnung, aus Neugier oder aus einem andern Grunde setzte sich dieser und jener zu uns. Das konnte uns nur lieb sein, es kam ein neues Element hinein und die Unterhaltung wurde vielseitiger.

Zu Anfang Januars (1856) gab Dawison einige Gastrollen. VI, 120.
Ich war mit vielen anderen entzückt von seinem Spiele. Den 11. Januar lud Liszt den Verein auf die Altenburg ein. Dawison war Gast. Ich brachte ihm ein Hoch aus, in das alle freudig einstimmten.*)

Den 12. Januar fuhr ich mit Liszt zum Großherzog. Ich über- VI, 122.
reichte mein 'Kinderleben', das ich als Weihnachtsgabe hatte drucken lassen, und Rümpler's neuesten Verlag: Gengenbach, Sündenfall, Schiller's Jugendleben von Boas, alle prachtvoll gebunden. Der Großherzog war sehr erfreut. Ich las dann einige Lieder und Distichen und den Trinkspruch auf Dawison.

Im Februar besuchte uns Frau Hofräthin von Dessauer mit zwei Töchtern, die sich hier zu Sängerinnen ausbilden wollten. Wir verkehrten viel mit einander. Frau Hofräthin wußte sehr anziehend zu erzählen von dem Künstler- und Dichterleben Münchens.

Den 18. Februar feierten wir wieder auf der Altenburg ein heiteres Fest, den Geburtstag der Prinzeß Maria. Mit uns waren

*) Ges. W. Bd. VI. S. 109. 110. G,

zugleich Preller's eingeladen. Wir waren also so zu sagen unter uns, unter lauter poetisch gestimmten Gemüthern, und da konnte ich es um so eher wagen, schließlich noch eine Herzensergießung vorzutragen.*)

VI, 124. Berlioz war wieder in Weimar. Zum Geburtstage der Großherzogin-Mutter ward bei festlich beleuchtetem Hause sein Benvenuto Cellini aufgeführt. Den 25. Februar war ihm zu Ehren ein Abendessen in unserm Verein. Da er kein Deutsch versteht, so begrüßte ich ihn französisch.**)

VI, 125. Bei allen den mancherlei Zerstreuungen, die ja meist recht ergötzlich und belebend waren, lastete doch auf meiner Seele ein Alp, der mich noch mehr quälte als das Unwohlsein, welches mich so oft heimsuchte: das war die Arbeit, die ich zum Theil freiwillig übernommen hatte, seit langer Zeit aber zur Muß-Arbeit geworden war. Das Jahrbuch und die beiden neuen Bände der Horae belgicae nahmen meine Zeit und Kräfte fortwährend in Anspruch. In viertehalb Monaten hatte ich 51$^{1}/_{8}$ Bogen drucken lassen, wovon ich den größten Theil selbst ausgearbeitet und jeden Bogen selbst corrigiert hatte. Wer es weiß, wie lästig jede Correctur, zumal bei schwierigem Satze ist, der weiß auch, was es heißt, drei bis vier Bogen an Einem Tage, wie es oft vorkam, corrigieren müssen. Dies mechanische Geschäft wurde noch dadurch sehr langweilig, daß ich mir nie genügte und manchen Bogen oft dreimal durchsah, ehe ich ihn zum Abdruck in die Druckerei schickte. Endlich am 3. März waren beide neuen Ausgaben der Pars II und VII. der Horae belgicae vollendet, Pars II erschien auch unter dem Titel: 'Niederländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von Hoffmann von Fallersleben.' (Zweite Ausgabe. Hannover. Carl Rümpler. 1856. 8⁰. LII. 368 SS.) — Pars VII. auch unter dem Titel: 'Glossarium belgicum. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben.' (Hannover. Carl Rümpler. 1856. 8⁰. XXVI. 127 SS.). Das erste Werk ist den königlichen Akademien der Wissenschaften zu Amsterdam und Brüssel, das andere 'Meinen mitforschenden Freunden Arie de Jager, Wilh. Müller, Matthias de Vries, Wilh. Wackernagel und Lambert Allard te Winkel gewidmet.'

---

*) Ges. W. Bd. VI. S. 111–113. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 114. G.

Ich hätte nun wol eine Pause machen und mir etwas Erholung gönnen können, aber es lag mir die neue Ausgabe des 1. Theils VI, 126
der Horae belgicae sehr am Herzen. Bei den bedeutenden Fortschritten, die in diesem Zweige der deutschen Sprachforschung in Holland und Belgien gemacht waren, schien es mir ein Bedürfniß, eine Uebersicht des ganzen Bereichs der alten niederländischen Dichtung zu geben in allen Quellen und Ausgaben und den darauf bezüglichen Schriften.

Dennoch fand ich in diesen Tagen etwas Erholung und diesmal in der 'Erholung', und zwar am 'runden Tische.' Es hatte sich nämlich bei uns Dr. Widmann von Jena eingefunden, er war zum Besuch herübergekommen, ein geweckter Kopf, für Kritik und litterarische Dinge sehr empfänglich und selbst Dichter. Wir sprachen über Xenien und ich theilte ihm einige meiner neuesten mit und meinte, es wäre doch hübsch, wenn man einen Xenienkampf eröffnete, man müsse dazu aber Verbündete haben. Er ging auf die Sache ein und versprach seine Mitwirkung. Wie das aber mit den meisten Versprechen zu gehen pflegt, so hier, sie bleiben Versprechen. Ich hatte schon früher in Rank's Sonntagsblatt einige Dutzend, freilich ziemlich zahme, zum Besten gegeben. Da ich nun jetzt wieder drin war, so setzte ich das Geschäft fort, und nachdem ich mich der Güte meiner Waare durch das Urtheil meiner Freunde versichert hatte, so trat ich damit zum Vorschein.*) Da das Jahrbuch wenig verbreitet VI, 127
war und nächstens aufhörte, so gelangten die Xenien wenig an ihre Adresse.

Unterdessen war es Frühling geworden. An milden sonnigen Tagen pflegte ich nach Tische einen Spaziergang zu machen ins Webicht. Dies halb wilde Wäldchen, worin ich statt langweiliger Menschen nur munter singende Vögel, frisches Grün und freundlich blühende Blumen traf, war mir lieber als der viel besuchte und gerühmte Park. Ich wußte bald alle Stellen, wo Blumen wuchsen. Ich begnügte mich nicht, jedesmal einen Strauß zu pflücken, sondern

*) Weimar. Jahrbuch 5. Bd. 1856. S. 1 ff. 106 Stück, vielleicht kaum ein Dutzend nicht von mir, doch war das genug, um die Ueberschrift: 'Von Verschiedenen' zu rechtfertigen. H.

Nicht von Hoffmann sind die Nummern: 3. 4. 15. 41—43. 45. 62—65. 67—71. 77—79. G.

auch einige mit den Wurzeln auszuheben und zu Hause in Töpfe zu pflanzen. So machte ich es besonders mit den Schneeglöckchen (Leucoium vernum), womit eine Gegend besonders reich gesegnet war; wenn sie die Blüthe im Munde hatten, wie Ida sagte, nahm ich sie mit und sie mußten dann zu unserer Freude vor den Fenstern aufblühen. Ich machte hier auch die Bekanntschaft mit einem Blümchen, das ich sonst noch nirgend gesehen hatte: die Waldwicke (Orobus vernus).

Am 1. Mai erhielt ich mein Diplom als Mitglied des Neu-Weimar-Vereins, unterzeichnet von Liszt, mir und Ferdinand Schrei-
VI, 128. ber. Es ist sehr hübsch ausgeführt in Holzschnitt von der Xylographischen Anstalt E. Kretzschmar's in Leipzig. Um einen Stabrahmen windet sich oben Immergrün, links eine Rebe mit Trauben und rechts ein Eichenzweig mit Eicheln, eine Illustration meines Gedichts,*) das den obern Theil ausfüllt. Der mittlere Raum ist für die Schrift bestimmt. Darunter steht das Siegel des Vereins, die in einander verschlungenen schräg liegenden großen lateinischen Buchstaben NWV. Unten wie in einem Rahmen zeigt sich Weimar mit seinen drei Thürmen.

Auch den Ehrenmitgliedern wurden jetzt oder waren bereits ihre Diplome zugestellt: Hector Berlioz in Paris, Hans von Bülow in Berlin, Jos. Joachim in Hannover, Carl Klindworth in London und Richard Wagner. Es war also vorläufig nur Eine Kunst, die Musik, unsererseits beehrt worden. Dies Jahr wurden drei Musiker in den Verein aufgenommen: Leopold Damrosch, Dr. med., Louis Hartmann und Julius Reubke, und Hofopernregisseur Ernst Pasqué.

Die neue Ausgabe des 1. Theils meiner Horae belgicae war in Weimar so weit gediehen als sie bei meinen Hülfsmitteln gedeihen
VI, 129. konnte. Das aber genügte mir nicht. Eine abermalige Reise in die Niederlande schien mir unumgänglich nothwendig. So kostspielig und mitunter beschwerlich eine solche Reise auch war, so glaubte ich doch dies Opfer der Wissenschaft bringen zu müssen. Da nun die Meinigen wohl und munter waren und ich mich selbst wohl fühlte, so entschloß ich mich gar schnell, und den 8. Mai des Nachmittags war ich bereits in Cassel, den folgenden Tag in Münster.

*) Ges. W. Bd. VI. S. 77. G.

Den 10. Mai setzte ich meine Reise fort. Ich war sehr traurig VI, 130.
gestimmt. Von Weimar aus hatte ich Conrad Wolff meinen
baldigen Besuch gemeldet und dann von ihm eine betrübende Antwort erhalten: ‘Ich bin krank, sehr krank, l. H., und Gott weiß wie lange ich noch unter euch wandle, ich glaube, nicht lange mehr.’ — Als ich nach Oberhausen kam, hörte ich aus dem Munde eines Crefelders auf die Frage, wie es dem Conrad Wolff gehe? ‘Ach, den habe ich erst dieser Tage spazieren gesehen.’ Und wie wurde ich überrascht, als ich seine Frau begrüßte! ‘Der Conrad ist mit seinen Brüdern zur Musikprobe nach Düsseldorf — er muß aber gleich zu Hause kommen.’ Halt, dachte ich, den sollst du mal begrüßen. Als ich ihn schellen hörte, hatte ich mich versteckt. Er trat ein und fing auch gleich an zu jammern. Da überraschte ich ihn mit einigen schönen Redensarten und wußte ihn gar bald umzustimmen, daß wir noch alle einen heiteren Abend verlebten.

Ich merkte bald, daß es bei Conrad mehr eine geistige Verstimmung als körperliche Krankheit war, ich suchte ihn demnach zu zerstreuen und zu erheitern: wir gingen viel spazieren und waren viel in fröhlichen Gesellschaften. Seine Brüder, namentlich der Musikdirector Hermann, der wirklich krank gewesen und jetzt wieder hergestellt war, und sein Schwager, der Musikdirector Schmidt von
Bremen, unterstützten eifrig meine Bemühungen.*) Was ich gewollt, VI, 133.
gelang mir. Den 17. Mai nahm ich befriedigt Abschied von dem gesunden Conrad und seinen Brüdern, und traf noch denselben Tag in Brüssel ein.

Weil der folgende Tag ein Sonntag war, so konnte ich erst den dritten Tag die königliche Bibliothek besuchen. Ich erhielt zwei Handschriften: den Willem van Hildegaersberch und den Reinaert, und arbeitete einige Tage, fand aber nichts von Bedeutung.

Die wenigen Tage, die ich nun noch auf Brüssel verwendete, verlebte ich sehr angenehm. Ich verkehrte nur mit Deutschen: in unserer Unterhaltung war immer der Hauptgegenstand Deutschland
und die Niederlande in ihren jetzigen Zuständen, ihrer Entwickelung VI, 134.
und ihren Beziehungen zu einander. Bei der Vorliebe der Belgier

*) Unter anderem erheiterte Hoffmann den Freund durch einen Trinkspruch: Ges. W. Bd. VI. S. 120—122. G.

für Frankreich erwartete niemand von uns weder eine staatliche Selbständigkeit noch eine volksthümliche Entwickelung auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst.

Unter anderen lernte ich den weimarischen General-Consul Rahlenbeck kennen. Er besaß eine schöne Bibliothek und eine nicht unbedeutende Autographensammlung. Da ihm sein Amt viel Zeit übrig ließ, so konnte er auch viel auf seine Sammlungen und seine Schriftstellerei verwenden. Er beschäftigte sich viel mit der Geschichte der Protestanten in Frankreich und den Niederlanden. Er war sehr freundlich und gefällig gegen mich und steuerte Einiges bei für das Jahrbuch.

Er war so gütig, mich zum Minister des Innern, Herrn de Decker zu begleiten. Der Minister freute sich mich persönlich kennen zu lernen und rühmte meine Verdienste um die vlämische Litteratur. Rahlenbeck bat ihn dann, er möchte erlauben, daß ich vlämisch mit ihm spräche. Das geschah, und ich überreichte ihm für die Akademie der Wissenschaften Pars II. und VII. der Horae belgicae. Wir kamen auf Willems zu sprechen, mit dem der Minister sehr befreundet gewesen war. Er freute sich, daß ich so vortrefflich vlämisch spräche u. dgl. Es war eine der freundlichsten Audienzen, die ich je gehabt hatte, und das mußte mir genügen: eine Antwort von Seiten
VI, 135. der Akademie habe ich nie erhalten, und das stimmte ganz zu dem Benehmen aller übrigen vlämischen Fransquillons in Brüssel.

Zum Andenken schenkte ich Rahlenbeck eine Kleinigkeit: 'Die Kinderwelt in Liedern', und damit das Büchlein für ihn als Autographensammler doch auch noch einen Werth hätte, schrieb ich eine Widmung*) hinein.

VI, 136. Professor Heremans hatte mich zu sich eingeladen. Den 26. Mai begab ich mich nach Gent, und nach zwei Stunden war ich schon in dem gastlichen Hause Sandberg 16. Herzlich bewillkommnet von Heremans und den Seinigen fühlte ich mich sofort recht heimisch und war sehr heiter; in dem Wechsel von angenehmem häuslichen Verkehre und erfreulichen Arbeiten gingen alle meine litterarischen Wünsche in Erfüllung. Heremans war bemüht, mich mit seinen Freunden und Bekannten zusammen zu bringen. Da gab es denn

*) Ges. W. Bd. II. S. 81. G.

Besuche und Gegenbesuche, und Einladungen aller Art. So verkehrte ich denn wieder wie früher viel mit Snellaert, Blommaert, Prudentius van Duyse, Rens, Boone und Serrure.

Am Abend führte mich Heremans ein in Het vlaemsch Gezelschap. Ich wurde freundlich bewillkommnet. Nach der Sitzung trug ich etwas vor. Als der Vorsteher mir seinen Dank ausgesprochen hatte, erfolgte ein dreimaliges tactmäßiges Händegeklatsche. Um mir VI, 137 nachträglich noch einen Beweis der Theilnahme zu geben, ernannte man mich zum correspondierenden Mitgliede.

Den 27. Mai besuchten wir Het taelminnend Studentengenootschap. Ich wurde beim Eintritt mit lautem Jubel bewillkommnet. Nachdem Vuylsteke's Lied: 't zal wel gaen, vier- und einstimmig gesungen war, trug ich einige deutsche Gedichte vor, und nachdem Heremans eine Einleitung gegeben, auch meinen Spruch von der vlämischen Bewegung.*) Lauter anhaltender Jubel. Der Präsi- VI, 138 dent hielt dann eine Anrede an mich und überreichte mir den Studenten-Almanak voor 1856, in welchen sich alle Anwesenden eingeschrieben hatten. Dafür widmete ich ihnen später einen deutschen Trinkspruch und ein vlämisches Lied.

Am 29. Mai ward mir zu Ehren ein eigenthümliches Abendessen gegeben. Etwa ihrer zwanzig, Mitglieder verschiedener Vereine, versammelten sich in Het Motje, einer Gartenwirthschaft vor dem Brüggeschen Thore. Es war ein Fischessen, ein sogenanntes Waaterzoo (allerlei Fische in Salzwasser gekocht), wozu wir Uitzet und Roth- VI, 139 wein tranken. Rens brachte ein Hoch auf mich aus, welchem nachher Snellaert noch einige Berichtigungen hinzufügte. Ich dankte mit einem vlämischen Liede, welches diesen Morgen erst entstanden war.**)

Wir lebten dann sehr ruhig, und das war mir lieb. Den Tag über arbeitete ich und des Abends gingen wir bei gutem Wetter nach der Sommerwohnung (het buitentje) oder machten sonst einen Spaziergang. Ich war sehr fleißig. Zunächst suchte ich die neue VI, 140 Ausgabe der Pars. I. der Horae belgicae zum Abschluß zu bringen. Snellaert erwies mir einen großen Dienst: durch seine gütige Ver-

---

*) Ges. W. Bd. VI. S. 122. 123. G.

**) „Wel op! zoo laet ons streven" ist für den beabsichtigten IX. Band der Ges. W. zurückgelegt. G.

mittelung erhielt ich die Brüsseler Handschrift des Willem van Hildegaersberch, die mich mehrere Tage beschäftigte.

Es war in neuester Zeit immer so viel die Rede gewesen von der vlämischen Bewegung. Jetzt wollte ich dieselbe gründlich kennen lernen von ihren Anfängen bis zur Gegenwart und zwar nach allen Seiten hin. Heremans war sehr bereitwillig, mich darin zu unterstützen. Da er selbst ein Betheiligter war, so konnte er mich auf das Wichtigste aufmerksam machen und mir aus seiner Bibliothek alles darauf Bezügliche vorlegen. Bald war ich im Besitze eines reichen Stoffes, so daß es mir schien, ich würde ihn kaum bewältigen können. Nach und nach gewann ich eine Uebersicht und Kenntniß des Wichtigsten. Ich konnte die Ausarbeitung beginnen, ich begann und vollendete sie. Jetzt wollte ich auch noch ein Verzeichniß der vorzüglichsten Schriftsteller seit 1834 hinzufügen mit kurzen bio- und bibliographischen Nachrichten. Dieser kleine Anhang machte wieder viele Arbeit: es mußten mündliche und briefliche Erkundigungen angestellt werden, um das Fehlende zu ergänzen und das Zweifelhafte zur Gewißheit zu bringen. Am 7. Juni vollendete ich mein Büchlein, im Bewußtsein, einer gerechten Sache das Wort geredet zu haben und in der Hoffnung, daß auch meine Arbeit nicht ganz vergeblich
VI, 141. sein würde. An das Druckenlassen in Gent war nicht zu denken. Heremans bemerkte mir, dergleichen würde so schlecht gesetzt, daß er von einem Bogen oft 6 Correcturen verlangen müsse, und auch dann sei er noch nicht sicher, ob nicht noch Fehler stehen geblieben.

Den 11. Juni nahm ich Abschied. Es ward mir schwer, mich von der lieben guten Familie Heremans zu trennen. Halbelf Vormittags war ich schon in Antwerpen. Ich fuhr sofort zum holländischen Bahnhof, gab mein Gepäck ab und spazierte zu Conscience, der in der Nähe wohnt. Er war nicht zu Hause, wurde aber zu Mittag erwartet. Ich wollte nicht in die Stadt zurückkehren und blieb in einer Schenke am Beeldekensweg. Während ich nun so auf Conscience wartete, suchte ich mir mit Distichen die Zeit zu vertreiben. Das Wetter war wunderschön, ich lag auf einer harten Bank, die breitblättrigen Linden gaben mir Schatten, ich war ungestört, außer einem Hündlein ließ sich kein lebendes Wesen blicken:

Naest den beeldekens weg, daer zocht ik den vlaenderschen leeuw
lacy vergeefs, ik vond niets dan een hondeken maer.

Was ich zunächst gewünscht hatte, war erreicht, aber ich war doch nicht zufrieden:

Wat ik zoo lang my gewenscht is even de rust en de vrede, VI, 142
maer nu ben ik nog veel minder tevreden dan voor.

Ich erinnerte mich unserer früheren Gespräche, wie es nach meiner Ansicht nothwendig wäre, daß ein Dichter, namentlich ein Romanschreiber, reisen müsse, um sich vor Einseitigkeit zu bewahren, sich frisch zu erhalten und neue Anschauungen aus dem Leben für's Leben zu gewinnen:

Reizen toch moet gy, ofschoon gy er ook op den beeldekens weg woont;
reizen moet gy, het zyn anders de beeldekens weg.

Schon in Gent hatte ich derartige Versuche gemacht in der den Holländern ungewöhnlichen und unbeliebten Distichenform. Es geschah immer in Folge von Gesprächen, die ich mit Heremans führte über das Wesen der Poesie, über das was den Deutschen und den Niederländern für poetisch galt u. dgl. Ursprünglich waren diese Peperbolletjes, wie ich sie nannte, deutsch, sie wurden dann von uns übersetzt.

So sprach ich mich denn auch über die Art und Weise aus, wie man die Poesie in französischer Nachahmung durch Preisausschreiben und Wettkämpfe zu fördern strebte und dergleichen:

By pinten en kannen VI, 143
zoo zitten de mannen
en praten fransch altemael
over vlaemsche zeden en vlaemsche tael,
hebben fransche gedachten en fransche gevoelen
om voor de vlaemsche zaek te woelen,
en gelooven aen elke kant
de litteratuer in hun vaderland,
gelyk als het de Franschen bedryven,
opteheffen door prys uitschryven.
Maer de poëzy laet zich nooit dwingen,
men mag niet naer opdragt dichten en zingen.
Om goede gedichten en liederen te schryven,
moet men vry van buiten en binnen blyven,

en niet naer den loon der wereld trachten,
noch byval of prys van de wereld verwachten.
En een vlaemsche dichter moet begeven
het vreemde fransche wezen en leven,
moet zyn vaderland van herten minnen
om vlaemsch te worden van buiten en binnen,
en heeft hy wedergewonnen zyn vaderland,
dan mag hy naer vlaemschen aerd en trant
zyn eigen volk bezielen en laven,
tot al het goede en schoone staven,
dan maekt hy de vlaemsche beweging waer,
dan zal ik zeggen over 't jaer:
Myne heeren, ik bid om vergeving!
uw vlaemsche beweging is de volksherleving.

Endlich kam Conscience. Er nahm mich gleich mit in sein Haus. Ich war sein Mittagsgast und verbrachte noch einige sehr angenehme Stunden mit ihm. Wir unterhielten uns viel über die vlämische Bewegung, er sprach sich über sein Verhältniß zu derselben aus.

VI, 144. Nachmittags fuhr ich nach Rotterdam. Dort begab ich mich
zum Buchhändler Otto Petri. Ich erzählte ihm von meinem
Büchlein. Er war geneigt es zu verlegen, wollte es sich aber morgen
erst noch näher ansehen. Am andern Morgen fand er sich zeitig
ein. Er meinte, das Büchlein müsse holländisch erscheinen. Ich war
einverstanden, er wollte die Uebersetzung und das Weitere besorgen.
Den Nachmittag um 1 traf ich im Haag ein und vollendete die
VI, 145. Durchsicht der Haager Handschrift des W. van Hildegaersberch. Da
ich nur wenig im Haag zu thun hatte, so eilte ich schon den dritten
Tag weiter. Den 15. um Mittag traf ich in Leiden ein. Mein erster
Besuch galt dem Professor de Vries. Wir unterhielten uns viel über
sein niederländisches Wörterbuch und die Geschichte des Niederländischen.
Er bat mich bis übermorgen noch zu bleiben und an einem Gastmale
theilzunehmen, das er einigen seiner Schüler geben würde. Den
anderen Tag*) besuchte ich meinen alten Freund, den Dr. Salomon.

*) Die folgenden Schilderungen seiner Erlebnisse in Leiden stammen aus einem Briefe Hoffmanns an Ida vom Juni 1856. G.

Er ist 83 Jahre alt. Ich fand ihn noch ziemlich rüstig. Er freute sich meines Besuchs und war sehr liebenswürdig. Beim Abschiede sagte er: 'Wenn Sie der Wind einmal wieder hieher führt, so laufen Sie bei mir in diesen Hafen ein!'*)

Dinstag den 17. um $^1/_2$5 war nun das große Mittagsessen bei VI, 14
de Vries. Die Studenten hatten de Vries zeichnen und lithographieren lassen und um ihnen für diesen Beweis der Liebe und Verehrung einen Gegenbeweis zu geben, waren sie eingeladen worden und ich sollte dies Fest verherrlichen. Auch gut. Eine echt holländische Malzeit: anderthalb Stunden aßen und tranken wir, es ging sehr deftig, bedaard en fatsoenlijk zu. Dann wurde die Gesellschaft munter, endlich fast ausgelassen. De Vries sprach in einer langen Rede seinen Dank aus. Dann folgte ein neuer Trinkspruch von ihm: er VI, 14
besprach ausführlich meine großen Verdienste um niederländische Sprache und Litteratur, wie sehr ganz Niederland mir zu Danke verpflichtet sei u. s. w. Anhaltender Jubel und Gesang. Ich ließ dann die Jugend leben, nachdem ich einige holländische Worte vorausgeschickt hatte. Und so weiter — ich weiß nicht mehr, wen und was wir Alles leben ließen. Das nur weiß ich, daß der ganze Abend einen

*) Wir sahen uns nicht wieder, und darum mag denn hier seiner in Liebe und VI, 14
Dankbarkeit von mir gedacht werden.

Gottlieb Salomon, geb. 20. April 1774 zu Danzig, ältester Sohn eines israelitischen Kaufmanns, studierte zu Königsberg und ging, nachdem er Dr. med. geworden war, 1797 nach Holland und ließ sich in Leiden als practischer Arzt und Geburtshelfer nieder. Er starb den 7. August 1864. Einen Lebensabriß von ihm enthalten die Levensberichten der afgestorvene medeleden van de Maatsch. der nederl. Letterkunde 1865. blz. 157—164. Darin heißt es:

'Salomon war stets gefällig und wohlwollend im Umgange, einfach in seiner Lebensweise, treu und herzlich für seine Freunde und Kranken, sehr empfänglich für jeden Beweis der Theilnahme und Dankbarkeit, in seiner Praxis pünktlich, eifrig und ziemlich ehrsüchtig; er war von gesunder und starker Leibesbeschaffen- VI, 14
heit, für deren Pflege er, jedoch ohne es zu übertreiben, sorgte. Salomon war in seinen alten Tagen kein laudator temporis acti, wie es so viele alte Leute zu sein pflegen; bei Werthschätzung dessen was die Vorfahren in wissenschaftlicher und socialer Beziehung gethan, anerkannte er den Fortschritt, dessen Zeuge er auf seinem langen Lebenswege sein konnte.'

Sehr erfreulich in dem kurzen Lebensabrisse ist es für mich, daß auch meines Verhältnisses zu ihm gedacht wird: 'Heeft Salomon dit g.daan uit sympathie voor zijnen landgenoot en voor de Maatschappij, onder wiens leden hij zelf sedert 1828 geteld werd, de beoefenaars der Nederlandsche Letterkunde zullen den gullen gastheer daarvoor erkentelijk blijven.' H.

gewaltigen Eindruck auf die jungen Gemüther machte und gewiß allen unvergeßlich bleiben wird. Das sagten sie mir wie auch de Vries noch den andern Tag.

VI, 148. Am Mittwoch reiste ich dann ab und war um 8 Uhr in Rotterdam. Petri empfing mich an der Eisenbahn. Wir besuchten Herrn Dr. de Jager. Dort traf ich einen Buchhändler, der eben viele alte Bücher auf dem Tische ausgebreitet hatte. Ich besah mir alle und fand zwei fliegende Blätter: den Grafen von Rom und Mariechen von Nymwegen. Ich las und erfreute mich an diesen Liedern. Herr Jacob, so hieß der Biedermann, erkannte meine geheimen Wünsche und schenkte mir die beiden Seltenheiten. Besonders merkwürdig ist das Mariechen, das alte Schauspiel ist hier als Lied behandelt. Von beiden Sachen wußte noch keine Seele etwas. Das heiß' ich Glück! Noch im Laufe des Sommers erschien mein Genter Büchlein: 'De vlaamsche Beweging; door Hoffmann van Fallersleben, Ridder der Orde van den Nederlandschen Leeuw. Met een voorwoord van Dr. A. de Jager.' (Rotterdam, bij den Boekverkooper Otto Petri. 1856. 8°. 48 SS.).

Den 19. Juni übernachtete ich in Arnheim, den 20. im Homberg. Von hier aus schrieb ich sofort an Ida: 'So bin ich denn wieder auf deutschem Boden angelangt, und wenn ich auch nicht vor Freuden tanze und springe wie einer meiner Reisegefährten es that, der nach siebenjährigem Aufenthalt in der Fremde sein Vaterland erst wiedersah, so freue ich mich doch recht herzlich: meine Liebe zu
VI, 149. meinem Vaterlande ist nach jeder Reise so auch nach dieser nur noch größer geworden.'

Den 23. und 24. in Ems. Es ist nun zwar nicht meine Liebhaberei, Badeörter zu besuchen, hieher aber trieb mich Conrad Wolff, der die Cur gebrauchte. Wir verkehrten viel mit einander, spazierten auf die höchsten Punkte der Umgegend und machten auch einen Ausflug nach Nassau. Den ersten Abend lernte ich den Geh. Medicinal-Rath von Ibell kennen und den andern Abend war ich bei ihm eingeladen. Wir waren sehr heiter. Ich trug mehrere Trinksprüche vor, und da nun gerade der Geburtstag des Groß-
VI, 150. herzogs von Weimar war, auch den jüngsten.*) Damit ich eine noch fröhlichere Erinnerung an den schönen Abend behielte, begrüßte

*) Ges. W. Bd. VI. S. 123. 124. G.

mich, ehe ich Abschied nahm, die liebliche Tochter Ibell's, ein Mädchen von zwölf Jahren, eine lebendige Rose.

Den andern Tag setzte ich meine Reise fort und kam am 26. Juni VI, 151
nach Kitzingen. Ich war in das rothe Roß eingekehrt und benachrichtigte Dr. Schad von meiner Ankunft. Er fand sich sehr bald ein und freute sich, daß er mich als seinen Gast begrüßen könnte, diese Nacht möchte ich nur hier bleiben, der Wirth sei sein Oheim, aber von morgen ab müsse ich bei ihm wohnen. Das geschah denn auch und ich ließ mich bei ihm häuslich nieder. Mit Schad hatte ich schon lange im Briefwechsel gestanden und ihm manchen Beitrag beigesteuert zu seinem 'Deutschen Musenalmanach'. Er hatte mich in Weimar besuchen wollen, aber nur die Meinigen getroffen. Jetzt lernten wir uns erst persönlich kennen. Ich war sehr heiter gestimmt und dichtete auch 'Junilieder',*) beseelt von der Erinnerung an den schönen Abend in Ems. Schad war ganz entzückt davon und kaperte sie für seinen Musenalmanach.

Den 30. Juni fuhr ich weiter und traf den 1. Juli in München VI, 154
ein. Ich war jetzt meinem Ziele näher: Frau Hofräthin von Dessauer hatte mich nämlich eingeladen, mit ihr nach ihrer Besitzung am Kochelsee hinüber zu reisen, ich sollte dort Kiefernadelbäder gebrauchen, Brunnen trinken und mich in der frischen Bergluft erholen und stärken. Sie hatte mich lange erwartet und war dann vorgestern nach Kochel abgereist. Ihr Sohn Heinrich, der mich am Bahnhof empfing, wollte mich dorthin begleiten. Ich blieb den folgenden Tag noch in München und verlebte einige angenehme Stunden mit Bodenstedt.

Den 3. Juli fuhren wir mit dem Nachmittagszuge nach dem Starnberger See, dann mit dem Dampfschiffe nach Seeshaupt. Unser Kutscher hatte uns nicht mehr abwarten wollen und war heimgefahren. Wir mußten uns in unser Schicksal finden, blieben in Seeshaupt, VI, 155
spazierten viel umher und aßen Renken (Rheinanken), diesen edeln Fisch der baierischen Seen.

Da den folgenden Morgen der Kocheler Stellwagen nicht kam, so mußten wir uns zu dem landesüblichen Fuhrwerke bequemen: wir setzten uns auf ein Wägelchen mit hartem Brettersitz und kutschierten

*) Ges. W. Bd. II. S. 20—22 u. S. 395. Anm. 7. G.

auf schlechten Wegen nach Schlehdorf. So viel Hübsches dieser Weg darbot, so konnten wir doch vor lauter Erschütterung zu keinem Naturgenuß kommen. Mit heftigen Kopfschmerzen kam ich in Schlehdorf an. Hier nahm uns ein bequemer Nachen auf und wir fuhren über den See. Trotzdem daß die Fahrt sehr sanft war, so hatte ich mich doch nicht erholt, in einem elenden Zustande erreichte ich Kochel und es bedurfte erst dreier Stunden Schlafs, bis ich wieder wohl wurde.

4. Juli—7. September in Kochel. Schon in den ersten Tagen schrieb ich an Ida:

'Eine prachtvolle, großartige Natur! Die hohen schroffen Berge, meist mit Fichten und Tannen bewachsen, die Vorberge mit ihrem Laubholz und ihren Matten, Alles gewährt einen immerwährenden Reiz, man sieht sich nie satt. Der Empfang war, wie ich nicht anders erwartete, ein sehr herzlicher . . . . Die Dessauer'sche Besitzung fand ich noch viel schöner und zweckmäßiger als sie uns beschrieben war, ja, ich möchte sie großartig nennen. Die Frau Hofräthin hat Alles nach ihren Entwürfen bauen und einrichten lassen. Sie ist ein wirkliches Baugenie. Die beiden Häuser stehen mit ihrer schmalen Seite nach dem See gerichtet, sie sind zwei Stockwerk hoch mit einem Giebelstock. Jeder Stock hat eine gegen Regen geschützte Bühne (Gallerie), die bei beiden Häusern nach dem See und nach dem Hofe geht. . . .
VI, 156. Der Garten zieht sich bis an den See, parkartig angelegt, mit den schönsten Obstbäumen, Erdbeerfeldern, Johannis- und Stachelbeerpflanzungen, Blumen- und Gemüsebeeten. Rechts und links Hügel mit Matten und etwas Kornfeld, westlich ein ziemlich hoher Berg mit einem alten Hause, der Aspenstein. Es war ein ehemaliges Jagdschloß der Mönche von Benedictbeuern und wurde später zum Wohnhause eingerichtet, im Augenblicke steht es leer.'

'Das Leben ist hier sehr einfach, ganz ländlich und sagt mir deshalb sehr zu. In der Stille der schönen Natur und bei der freundlichen Theilnahme aller Hausgenossen fühle ich mich recht wohl und hoffe den alten Feind meines Daseins, den verwünschten Rheumatismus, durch guten Humor und 12 Kiefernadelbäder mit Kochelbrunnen vollständig zu beseitigen. — Ich bewohne ein hübsches Zimmer im zweiten Hause mit einer Aussicht auf's Gebirge.'

Die Frau Hofräthin hatte bis auf eine verheirathete Tochter

alle ihre Kinder um sich vereint: Heinrich, der sich zum Doctor der Medicin vorbereitete, nebst zwei jüngern Brüdern; die vier erwachsenen Töchter Emilie, Hildegarde, Mathilde, Beatrix, nebst zwei jüngern Schwestern und zwei Anverwandtinnen. Die Frau Hofräthin schaltete unter ihnen als zärtliche Mutter und tüchtige Hausfrau und war den Gästen gegenüber eine liebenswürdige Wirthin. Die Kinder waren alle sehr begabt, wohlerzogen, gebildet, freundlich und angenehm im geselligen Verkehre, und hatten sich alle unter einander recht lieb.

Schon durch diese große Familie war unser Haus sehr belebt, VI, 157
wurde es aber nun noch mehr durch den Zutritt von neuen Gästen. Einige Tage nach mir fanden sich ein Herr und Frau von Milde aus Weimar und Dr. Otto von Franqué aus München, jene ein ausgezeichnetes Sängerpaar, und dieser, der Mediciner, nebenbei ein tüchtiger Bergzitterspieler. Gegen Ende des Monats kam Dr. Adolf Wüllner und brachte einen photographischen Apparat mit.

Es entwickelte sich nun bald eine vielseitig heitere Geselligkeit, alle Künste wurden losgelassen: es wurde gezeichnet, gemalt, photographiert, gestickt, gedichtet, declamiert, gesungen, gejodelt, Clavier, Zitter, Schach und Dame, Blindekuh mit Kochlöffel oder mit Stimmen gespielt, Reif und Federball geschlagen, geturnt, getanzt, es wurden Blumenkränze und Laubgewinde gewunden. Den ganzen Juli hatten wir mit Ausnahme weniger Tage fortwährend schlechtes Wetter: Regen, Nebel und Kälte, und wenn es warm wurde, Gewitter, die denn auch Regen und Kälte brachten. Für mich war es dann immer höchst angenehm, daß ich auf der Bühne spazieren und so wenigstens im Freien sein konnte. Je schlechter das Wetter war, um so mehr wurden wir auf uns angewiesen, und da war es für mich eine Wohlthat, unter Menschen zu sein, die wie ich das Bedürfniß hatten, fröhlich zu sein.

Um durch ein geistiges Band die Einzelnen mehr zu einen und VI, 158
jedem Gelegenheit zu geben, sich auszusprechen, unternahm ich eine Kochelzeitung, die ganz eingerichtet wie jede andere Zeitung, Berichte und Besprechungen enthalten sollte über die bedeutenden Begebnisse VI, 159
in unserm kleinen Kreise, Nachrichten und Anzeigen aller Art ꝛc. Am 1. August las ich nach dem Abendessen die erste Nummer vor.

Die Idee fand Anklang, aber freilich wenig Unterstützung. Ich lieferte noch einige Nummern, und dabei blieb es.

VI, 165. Einige Tage vorher hatten wir eine Academia Louisiana gestiftet, die den 29. Juli ins Leben trat. Fräulein Beatrix sollte zu
VI, 166. ihrem Namenstage zum Doctor creiert werden. Die Vorbereitungen waren Tags vorher gemacht, ich hatte ein lateinisches Diplom verfaßt und Dr. von Franqué eine Brottorte eingerührt. Um 12 Uhr begann der feierliche Actus. Wir Männer hatten alle unsere Feiertagskleider angezogen, sonst trugen wir immer die landesüblichen Juppen, die durch den Schneidermeister Huber in Kochel eine europäische Verbreitung gefunden haben. Der Zug beginnt, voran die Pedelle mit den Stäben, einer trägt das Diplom auf einem Küssen, dann folgen der Promovend, der Rector (ich), der Decan (Wüllner), der Secretär (H. von Dessauer), der Cantor (von Milde), der Pistor (von Franqué) und die übrigen. In der Mitte zwischen dem Promovenden und den Professoren nehme ich Platz auf einem großen Sessel. Ich halte eine Rede, worin ich Bedeutung und Zweck der neuen Akademie hervorhebe und also schließe:

Wir wollen vergessen nie, ja nie
Die berühmte Kochelsche Akademie,
Wo der Gedanke nicht ist verkannt und verbannt,
Sondern immer findet sein Vaterland,
Wo das Schöne, Gut' und Wahre lebt
Und die Geister zum Wirken und Schaffen erhebt,
Wo die Kunst ihren Preis und Ruhm behält,
Wenn sonst in der Welt nur gilt das Geld,
Wo Alles harmonisch sich strebt zu entfalten,
Und ein freies, heiteres Sein zu gestalten.
Drum ist es als süße Pflicht uns erschienen,
Der Kunst und der Wissenschaft so zu dienen,
Daß der Strebende findet bei uns sein Heil
Und jedem Verdienste wird sein Theil.
VI, 167. Damit die Welt des werde inne,
Anjetzo eine Promotio beginne
In optima forma wie es muß —
So spricht der Rector magnificus.

Darauf liest der Decan die Vita, der Promovend die Quaestio. Dann beginnt das Examen: fünf Räthselfragen aus verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens. Der Candidat antwortet vortrefflich. Der Secretär liest die Eidesformel, der Promotus verspricht durch Handschlag Alles zu halten. Der Decan liest das Diplom und überreicht es dem neuen Doctor, dem dann Rector magnificus et Senatus gratulieren. — Alles sehr gelungen. Nachher beginnt die Bescherung: eine Brottorte mit dem schön verzierten Namen BEATRICE, zwei Schalen mit Johannesbeeren, in Zucker candiert und drei Flaschen Champagner, mit der Etiquette: GIFT. Es folgt ein sehr heiteres Mittagsmal.

Vier Wochen später, am 25. August, war wieder ein Fest: der Namenstag der Frau Hofräthin. Gegen 9 Uhr Morgens gingen wir nach Kochel in die Kirche. Es wurde ein Meßamt gehalten, wozu die Unsrigen sehr schön sangen. Gegen Mittag kam Professor von Martius. Er war sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Wir saßen lange allein in der Gartenlaube und erzählten uns unsere Lebensgeschichte seit wir zum letzten Male (1839) zusammen waren. Wir unterhielten uns dann noch viel über Deutschland, Schleiden, Schmeller, Endlicher. Nachdem wir uns dann an dem schönen Gesange der beiden Milde erfreut hatten, begaben wir uns in den schön geschmückten Saal und nahmen Platz an der Festtafel, die des Guten nur zu viel VI, 168.
darbot. Heinrich hatte den Speisezettel gemacht und auch den Saalschmuck besorgt.

Schon am Morgen hatte ich der Frau Hofräthin einen Blumenstrauß mit einem Gedicht*) überreichte. Sie mochte nicht ahnden, VI. 169.
daß ich ihr noch etwas zugedacht hatte, ich überraschte sie und die ganze Gesellschaft bei Tische mit einem Trinkspruch.**) Dann eine abermalige Ueberraschung: ich brachte unserm lieben Gaste von Schlehdorf ein Hoch aus.***)

Den 27. August reisten die Gäste ab. Ich dachte schon früher VI, 171.
an meine Abreise: erst hielt mich der Ludwigstag zurück, dann das

*) Ges. W. Bd. VI. S. 127. G.

**) An dieser Stelle in M. L. (VI, 169) mitgeteilt; in die Ges. W. nicht aufgenommen. G.

***) Ges. W. Bd. VI. S. 128. 129. G.

schlechte Wetter, und so blieb ich denn noch etwas länger als die anderen. An guten Tagen ging ich nach wie vor viel im Freien umher und besuchte am liebsten das Joch. Es ist die Besitzung eines einzigen Bauern: ein großes Wohnhaus, eine Sägemühle, verschiedene Wirthschaftsgebäude und Ställe. Von Osten nach Süd und West ist es von so hohen Bergen umgeben, daß vom 29. September bis zum 1. Februar kein Sonnenstrahl hineinfällt. Es liegt ein Stündchen von Kochel. Seitdem mir unsere Bergfahrt auf die Rabenköpfe so schlecht bekommen war, verzichtete ich auf die Aussicht von den Bergen und begnügte mich im Thale mit der Ansicht der Berge. Auch ohne Alpenblumen wand ich täglich Blumensträußchen so eigenthümlich und zierlich, daß mich niemand übertraf.

Zweimal wiederholte ich noch meinen Ausflug nach Schlehdorf zu Martius. Am 8. September waren die schönen Tage von Kochel vorüber. Ich reiste mit der Frau Hofräthin nach München. Ich nahm mit eine liebe dankbare Erinnerung und eine Handvoll Lieder.

Am 4. September schrieb ich an Ida über mein jüngstes Gelegenheitsgedicht: 'Das ist nun wol das letzte, das ich hier für jemanden dichte. Zwar ist jedes gut aufgenommen, aber ich möchte doch nun weiter keins machen, denn jede Waare, selbst die beste, verliert an Werth, wenn sie zu oft dargeboten wird. Nun, meine Dichterei hier ist verzeihlich: einmal glaubte ich damit Freude zu bereiten — und
VI, 172. Du weißt wie gerne ich das thue — und zweitens war es ein Bedürfniß für mich, geistig thätig zu sein und dies Bedürfniß wuchs mit dem Gefühle der Gesundheit. Was sollte ich nun auch anders treiben? Zu wissenschaftlichen Sachen fehlten mir Lust und Hülfsmittel. Das Gute was ich geschaffen habe hat bleibenden Werth, und so bin ich denn über meine Bummelei etwas getröstet,' — ich war nämlich am 8. September schon 127 Tage unterwegs. Meine Lieder, worauf ich hier anspielte, erschienen schon im Januar 1857 in 'Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften.'*)

VI, 184. 8.—17. September zu München in der Familie von
VI, 186. Dessauer. Dann nahm ich Abschied und wiederholte in Prosa meinen Dank, den ich in Versen so oft ausgesprochen hatte. Die

*) Es sind die „Alpenröschen. Lieder vom Kochelsee". Ges. W. Bd. II. S. 23—38 und 395. Anm. 8. Außerdem entstand in Kochel ein anderer Kreis von Liedern: „Am Kochelsee" — Ges. W. Bd. II. S. 39—43 u. 396. Anm. 12. G.

Frau Hofräthin und ihre Tochter Hildegard begleiteten mich zum Bahnhof. Wir waren alle sehr wehmüthig gestimmt. Ich dachte an den Kochelsee:

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Ich übernachtete in Bamberg. Den andern Tag besuchte ich Herrn Martin von Reider. Sein ganzes Haus ist voll von fränkischen Alterthümern, Bildern und Büchern. Er zeigte mir gar vieles. Dann ging er mit mir in den Dom und machte mich auf Alles von Bedeutung aufmerksam.

Den 20. September traf ich in Weimar ein. Agnes empfing mich auf dem Posthofe, Ida mit Franz kam einige Tage später erst heim. Ich war 135 Tage unterwegs gewesen und hatte 200 Rthlr.
verreist. Ich war bald wieder im Weimarischen Gleise: ich arbeitete VI, 187.
fleißig, spazierte, ging in die Erholung und unsern Verein, dann verkehrten wir viel mit Preller's und Carl Gräf's, sahen die alten Freunde öfters bei uns und gaben auch wol mal ein Abendessen. Liszt war eben von einer Reise zurückgekehrt und trat mit der Fürstin eine neue an.

Am 1. October beschied mich der Großherzog zu sich ins Schloß. VI, 188.
Ich mußte von meiner Reise erzählen, besonders von München. Er hörte Alles mit großem Interesse an.

Unser Verein hatte den ganzen Sommer gefeiert, er sollte jetzt wieder werkthätig werden. Ich lud zu einer Sitzung am 20. October ein. Ich erwartete nicht viel: der Magnet für die musicalischen Mitglieder, Liszt, fehlte. Die Theilnahme war denn auch wirklich sehr gering; je geringer sie aber bei anderen ward, desto größer ward sie bei mir. Ich übernahm die 'Laterne' und dichtete und sang allerlei Spott- und Scherzlieder auf die faulen Mitglieder, daß ich denn doch endlich ein Publicum herbeilockte. Coßmann aber ließ sich nicht blicken. Halt! dachte ich, der soll mir auch schon noch kommen. Ich hatte gehört, daß der ausgezeichnete Violoncellist in letzter Zeit nicht mehr so viel Zeit und Mühe seinem Instrumente widme. Das gab mir nun Anlaß, ein Quartett zu dichten, worin ihn seine Ge-

liebte der Untreue bezichtigt ꝛc. Den Anfang las ich vor, Coßmann war nicht da. Ich dichtete eine Fortsetzung und las diese das nächste Mal. Coßmann war wieder nicht da. Nun arbeitete ich das Ganze um und gab es in dieser neuen Form auch ihm zum Besten. Bernhard Coßmann und Edmund Singer, die beiden besungenen Helden, freuten sich sehr, ich aber mich noch mehr, denn mit dieser kleinen Dichtung habe ich vielen große Freude bereitet und dadurch auch mir. *)

VI, 201. Am vorletzten Tage Septembers hatte ich das Manuscript zu meinem rückständigen Jahrbuchsheften des 5. Bandes in die Druckerei geliefert. Gegen Ende Novembers war es nun fertig geworden. Ich hatte aber vor dem Jahrbuche noch keine Ruhe: ich mußte noch ein Heft liefern, nämlich das eigentlich schon fällige des 6. Bandes. Um mir dazu und zu anderen Arbeiten noch allerlei Stoff zu verschaffen, unternahm ich eine Reise nach Berlin.

6.—21. December in Berlin. Herr von Zedlitz, der Polizeipräsident, hatte die mir von Hinckeldey früher ertheilte Erlaubniß, in Berlin weilen zu dürfen, anerkannt, und so betrat ich denn getrost das Gebiet der königlichen Haupt- und Residenzstadt. Ich hatte noch sehr viele beschwerliche Laufereien, ehe ich des Glückes theilhaftig wurde, mit einer Paßkarte frei in Berlin zu gehen und zu stehen. Ich wohnte bei Erk; damit es aber nicht hieße: der sehr mißliebige Mensch wohnt bei einem königlichen Musikdirector, so hatte ich mir eine Wohnung nicht weit von Erk gemiethet und auf der Polizei als meine Wohn- und Schlafstelle angegeben; ich hatte sie mir übrigens nur angesehen und den freundlichen Leuten den vollen Miethzins bezahlt.

Erk widmete mir seine ganze freie Zeit. Wir arbeiteten oft zusammen an 'Unseren volksthümlichen Liedern', einer Abhandlung, die ich jetzt für's Jahrbuch zum Abschluß bringen wollte. Erk hatte seit Jahren für denselben Zweck Bücher und Nachrichten gesammelt. Fast täglich besuchte ich die Bibliothek. Die Benutzung wurde mir sehr erleichtert durch die große Gefälligkeit des Dr. Schrader und Dehn. Auch Pertz war ungewöhnlich freundlich gegen mich, er

*) Diese scherzhafte Dichtung „Cellinchen und Violinchen: Eine melodramatische Phantasie in drei Abtheilungen." fügt H. hier in seine Biographie ein; wir haben deren Veröffentlichung in den Ges. W. unterlassen. G.

gestattete mir die Benutzung der Meusebach'schen Handschriften und Autographa.

Den 2[illegible]. traf ich wieder in Weimar ein und erhielt den 26., VI, 202
gewissermaßen als einzige Weihnachtsbescherung, die Correctur des 1. Bogens des letzten Heftes vom Jahrbuch.

Zu Anfang des Neuen Jahres (1857) ging ich nach Almerich. VI, 203
Meine Behörden lud ich wie gewöhnlich beim Beginne des Neuen Jahrs zum Abendessen ein: Richter, Schulze und Schöffe waren alle sehr vergnügt. Den andern Tag erhob ich in Naumburg mein Wartegeld, speiste bei Steinhart in Pforta zu Mittag und war den Abend wieder in Weimar.

Den 4. Januar gingen wir alle ins Theater. Es wurde Romeo und Julia gegeben und Fräulein Seebach trat darin als Julia auf. Sie spielte so vortrefflich, daß einen das mitunter schwache Spiel einiger anderen nicht weiter störte. Sehr befriedigt kehrten wir heim. Ich fand eine Einladung der Fürstin auf morgen Abend mit der Bitte, einen Trinkspruch auf Fräulein Seebach zu dichten. Die Einladung war mir schon recht, aber der Trinkspruch—? Ich überlegte mir jedoch die Sache und da ich überdem zu aufgeregt war und nicht einschlafen konnte, so dachte ich noch viel an die Erfüllung jener Bitte. Ich schlief darüber ein.

Am folgenden Morgen war mein Trinkspruch bald fertig, und mit dem Gefühle der Sicherheit betrat ich am Abend den Saal. Ich fand eine große Gesellschaft, wol über 30 Personen versammelt. Es begann eine musicalisch-declamatorische Unterhaltung. Frau von Milde
sang 'Meine Ruh' ist hin', Fräulein Seebach declamierte zwei Balla- VI, 204
den von Hebbel, wozu Rob. Schumann's Musik gespielt wurde. Nachher sang sie noch ein irisches Volkslied. Während dann an kleinen Tischen gespeist wurde, brachte ich meinen Trinkspruch*) aus.
Fräulein Seebach war sehr ergriffen und dankte. Sie erfuhr aber erst VI, 206
beim Nachhausegehen, wer der Spruchsprecher gewesen war. Erst einige Tage später besuchte sie uns, dankte nochmals für den 'schönen' Trinkspruch und bat mich um Abschrift. Da ich sehr unwohl war, so konnte ich ihr keinen Gegenbesuch machen. Ich schickte ihr das Gewünschte mit einem Briefchen, dessen Schluß also lautete: 'Die

---

*) Ges. W. Bd. VI. S. 136—133. G.

Liebe und Verehrung verwandter Geister ist für den Künstler die unversiegbare Quelle seiner Begeisterung und seines Trostes für die vielen Mühen, von denen die große Menge nichts weiß, kaum etwas ahndet.'

VI, 207. Der Geburtstag der Fürstin (8. Februar) wurde dies Jahr nicht gefeiert. Trotzdem beglückwünschte ich sie in zwei Gedichten und sie schien sich über diese kleine Aufmerksamkeit mehr zu freuen als wenn
VI, 208. ich ihr in großer Gesellschaft ein Hoch ausgebracht. Dagegen wurde der Geburtstag der Prinzessin Maria (18. Februar) zwar in einem kleinen Kreise, aber in großer Heiterkeit gefeiert, wozu auch ich das Meine beitrug.*)

VI, 209. Wenige Tage vorher hatte ich den letzten Bogen meines letzten Antheils am Jahrbuche corrigiert (Heft **1** des 6. und letzten Bandes). Es war mir, als ob mir ein Stein vom Herzen gefallen wäre, ich fühlte mich so leicht, daß ich die Schmerzen des Hexenschusses, der mich so sehr plagte, oft darüber vergaß. Ich fing wieder an zu dichten, zunächst für unsern Franz, und vollendete manche wissenschaftliche Arbeit, die ich seit Jahren hatte liegen lassen müssen. Ich gab sofort das Manuscript der Pars I. der Horae belgicae in die Druckerei. Schon den 26. März war der Druck vollendet. Ich freute mich sehr daß mein Werk wieder einen Kopf bekommen hatte. Dieser erste Theil erschien jetzt in völliger Umarbeitung, mit Benutzung aller Hülfsmittel, die ich in Deutschland und auf meinen dreimaligen Reisen in den Niederlanden hatte bekommen können: Horae belgicae Pars I. ed. 2., auch unter dem Titel: 'Uebersicht der mittelniederländischen Dichtung von Hoffmann von Fallersleben.' (Zweite Ausgabe. Hannover. Carl Rümpler. 1857. 8⁰. xij. 136 SS.)

So wichtig mir diese Arbeit auch für die Wissenschaft schien und so viele Freude sie mir auch gemacht hatte, so stand das Honorar doch in gar keinem Verhältnisse zu der unsäglichen und langen Mühe und den
VI, 210. mancherlei Kosten, die außerdem damit verbunden waren. Ich mußte jetzt, da ich nicht mehr solche Opfer der Wissenschaft und meiner Liebhaberei bringen durfte, an eine Schriftstellerei denken, die nicht solche Vorstudien und Kosten erforderte, sondern leichter auszuführen war und etwas einbrachte. Ohne eine größere, sichere Einnahme, wie sie

*) Ges. W. Bd. VI. S. 141. 142.

das Jahrbuch gewährt hatte, ließ sich mein Weimarischer Hausstand nicht mehr durchführen. Wir hatten bisher sehr einfach, durchaus nicht in Herrlichkeit und Freuden gelebt, und doch jedes Jahr sehr viel ausgegeben: 1854 1353 Rℓ., 1855 1270 Rℓ. und 1856 1042 Rℓ. Es war mir deshalb erfreulich, daß mir ein litterarisches Unternehmen angetragen wurde, durch dessen Ausführung ich mir ein sicheres Einkommen auf mehrere Jahre ermöglichen könnte. Herr Theodor Oswald Weigel in Leipzig hatte nämlich die Idee, ein 'Handbuch der deutschen Bibliographie' zu verlegen und sich deshalb an mich gewendet. Da er durchaus noch nicht darüber im Klaren war, so bat er mich, nach Leipzig zu kommen und mit ihm die Sache zu besprechen. Er erwartete mich zu Fastnacht, Krankheit aber hielt mich zu Hause zurück. Erst im März konnte ich meine Reise ausführen. Unterdessen hatte ich, wie er wünschte, die Sache nach allen Seiten erwogen, und aufgeschrieben was ich für nothwendig und berücksichtigungswerth hielt.

Am 29. März ging ich nach Leipzig. Den andern Tag besuchte ich Herrn Weigel. Ich theilte ihm meine Ansichten mit und wir einigten uns: er übernahm den Verlag des bibliographischen Handbuchs und ich die Ausführung. Es handelte sich nur noch um Honorar und Vorschüsse auf 4 bis 5 Jahre. Wir zogen Professor Zarncke zu Rathe und dieser sprach sich sehr klar aus. Weigel wollte nun
einen Vertrag entwerfen und das Weitere betreiben, während ich nach VI, 21
Weimar zurückkehrte.

Zu meinem Geburtstage überraschte mich Liszt mit einem Fäßchen Austern und sechs Flaschen Champagner. Auf der Altenburg feierten wir dann seinen Namens- und meinen Geburtstag noch weiter. Peter Cornelius, der das Essen versäumt hatte, brachte mir noch nachträglich ein Hoch aus:

Alt-Weimar ist eine große Stadt,
Die dreizehntausend Einwohner hat.
Neu-Weimar ist eine kleine Gemeinde,
Aber sie hat dreizehntausend Feinde.
Doch führen wir keine arge Beschwerde
Gegen den Bock und seine Heerde;
Nur dürfen auch sie nicht Klag' erheben,

Lassen wir unsre Meister leben.
Es lebe denn unser Vice-Bock,
Der Veteran im Studentenrock!
Hoch Hoffmann, den jeder Deutsche kennt,
Neu-Weimars Vicepräsident!

Ida erfreute ich den 11. April zu ihrem Geburtstage mit 8 Liedern: 'Springauf für unser liebes Fränzchen.'

Um diese Zeit besuchte uns fleißig Bernhard Althaus, ein junger talentvoller Musiker. Er trug uns mit seiner angenehmen Stimme viele seiner Compositionen vor und componierte viele meiner Lieder; ich besitze zwei Hefte von seiner Hand, die meisten verdienten eher gedruckt zu werden als so manche, die sich durch weiter nichts
VI, 212. empfehlen als durch einen viel genannten Namen. Althaus ging nach London. Von dort aus sendete er mir die Composition meines Liedes: 'Nimm diesen frischen Blumenkranz',*) dem zugleich eine englische Uebersetzung beigefügt ist: 'The Poet's bridal gift'. Seitdem erfuhr ich nichts mehr von ihm.

Am 13. April überbrachte mir Liszt die letzte großherzogliche Unterstützungssumme für das Jahrbuch. 'Und, fragte ich, was hat der Großherzog gesagt?' — 'Er interessiere sich nicht mehr für das Unternehmen.' So endete das Jahrbuch und damit schienen alle Beziehungen zu Sr. königlichen Hoheit enden zu sollen.

Zu Anfange Mais theilte mir Zarncke die Hauptpunkte des Weigelschen Vertrages mit. Danach sollte ich drei Jahre nach einander jährlich 500 Rℓ. erhalten, im Laufe des Jahres 1860 das Manuscript zum Druck abliefern und für den Druckbogen mir 10 Rℓ. Honorar berechnen lassen. Ich erschrak — 1500 Thaler ist allerdings ein hübsches Stück Geld. Ich kannte aber meine Arbeit bereits in ihrem ganzen Umfange und mit allen ihren Schwierigkeiten. Wenn ich drei Jahre diesem Buche all meine Zeit und meine Kräfte gewidmet gehabt hätte, konnte es leicht kommen, daß ich noch fernere
VI, 213. drei Jahre arbeiten und das bereits verzehrte Geld abverdienen mußte und nebenher nichts weiter beginnen konnte. Nein! lieber frei, selbst mit einer ungewissen Zukunft, als ein Sklav von Ver-

*) Ges. W. Bd. I. S. 236. 237. G.

pflichtungen, deren Erfüllung mich geistig und leiblich zu Grunde richten müßte.

Also auf diese Weise geht es nicht, es muß ein anderer Weg gesucht und gefunden werden. Ich dachte mir, wenn man sich nur auf die deutsche Dichtung beschränkte und dann aus den Dichtungsarten Abtheilungen machte und während man die eine ausarbeitete, für alle übrigen fortsammelte, so ließe sich der große Stoff bewältigen und nach einem längeren Zeitraume doch das Ganze vollenden &c. Da ich nun für diesen Zweck früher in der Meusebach'schen und Berliner Bibliothek, dann in der Breslauer fleißig gesammelt hatte, also vor länger als 30 Jahren, so schien mir ein Fortsammeln für diesen Zweck, wobei sich doch noch mancher andere berücksichtigen ließ, des Versuches werth. Und so ging ich denn wieder auf Reisen.

Den 9. Mai in Köthen. Ich sah die Kataloge der Schloßbibliothek durch und fand viel für mich. Vierzehn Tage war ich dann in Wolfenbüttel. Ich wohnte bei meinem Vetter Voges. Mein Zimmer war immer voll von Büchern aus der herzoglichen Bibliothek, wozu VI, 214.
nun noch viele aus den Resten der ehemaligen Riddagshausener kamen. Ich arbeitete sehr fleißig. Von hier aus machte ich einen Ausflug nach Braunschweig. Ich besuchte Franz Abt und las ihm meine Oper vor: 'Aus beiden Welten.' Ich ließ sie ihm zu näherer Ansicht. Nach einigen Tagen brachte er sie wieder: mit dem Componieren war es nichts. Den 26. Mai folgte ich einer Einladung des Dr. Förstemann nach Wernigerode. Die Benutzung der Bibliothek wurde mir von meinem lieben Wirthe, der zugleich Bibliothecar war, sehr bequem gemacht. Ich konnte alle Bücher, die ich für meinen Zweck fand, zu Hause näher ansehen. Nach vier erfolgreichen Tagen kehrte ich nach Weimar zurück.

Als das Pfingstfest vorüber war, begab ich mich den 3. Juni wieder auf Reisen und wendete mich nach Rudolstadt und Saalfeld. Als ich am vierten Tage mit meinen Arbeiten fertig war, schrieb ich VI, 215.
in mein Tagebuch: 'Meine Ausbeute ist doch ganz hübsch, aber wenn ich immer so viel Zeit und Mühe und Geld für wenige Notizen verwenden soll, dann wird es ein theueres Werk! Weigel hat gar keine Idee von der Sache, er wird sich wundern, wenn ich ihm erzähle, was ich seit 10 Wochen gethan habe.' Nach einigen Tagen besuchte ich ihn in Leipzig und erzählte ihm den Stand des biblio-

graphischen Handbuchs. Er war anfangs überrascht, ging dann aber auf meine neuen Pläne ein.

Ende Junis war ich einige Tage bei Steinhart in Pforta. Er war damals sehr beschäftigt, er verwendete seine ganze freie Zeit auf seine Einleitungen zu den Werken des Platons in der Uebersetzung des Hieronymus Müller. Wenn er dann auf seinem Zimmer in tiefem Studium saß und ich unten im kleinen niedlichen Garten auf und ab wandelte, da kam es denn wol vor, wenn die Sonne gar zu schön schien, daß ich dem fleißigen Freunde die Worte Opitzens zurief:

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
VI, 276. Bin gesessen über dir.
Es ist Zeit hinaus zu schauen
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergeh'n,
Wo die schönen Blumen steh'n
Und die Fischer Netze stellen.

Wir pflegten dann noch einen gemeinschaftlichen Abendspaziergang zu machen, wenn wir beide auch durchaus nicht einverstanden waren mit dem was Opitz weiter singt:

Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?

Nachdem ich mein Wartegeld in Naumburg gehoben, kehrte ich aus dem Saalthale zurück.

Ich glaubte vorläufig nicht wieder dorthin zu müssen. Da hörte ich aber, daß der Minister von Raumer die Badecur in Kösen gebrauchte. Ich versuchte nun von Almerich aus, zur Audienz bei Sr. Excellenz zu gelangen. Am 14. Juli wurde mir dieselbe gewährt, nachdem ich ihm meine Geschichte des deutschen Kirchenliedes und eine Eingabe hatte überreichen lassen. Der Minister empfing mich sehr freundlich, dankte für mein Buch und meinte, auf meine Eingabe könne er nur amtlich antworten, versprechen wolle er mir nichts, ich könne ihn sonst morgen schon beim Worte halten ꝛc. Ich sprach über meine litterarische Thätigkeit und bemerkte, daß es mir

eben nicht sonderlich ginge. Da meinte denn der Herr Minister: ‘Nun, man sieht es Ihnen nicht an, daß es Ihnen traurig geht.’ Er lächelte und ich mußte lachen: ‘Excellenz, mit der Traurigkeit kommt man auch nicht weiter.’

Als ich am 15. Juli von Almerich zurückgekehrt war, erzählte mir Ida, Liszt lasse mich bitten, ihm ein Lied für das September- VI, 217
fest zum Componieren zu dichten, er habe sich sehr ausführlich darüber ausgesprochen, Näheres erfuhr ich nicht. So ein Gedicht ins Blaue hinein, schien mir eine schwierige Aufgabe, der ich mich aber doch unterzog, um nicht ungefällig zu erscheinen. Schon am 18. Juli schickte ich es ihm nach Berlin, wo er eben weilte. Am 20. war er zurückgekehrt und wir sahen uns noch denselben Tag. Da mußte ich denn hören: ‘Mit Deinem Liede ist es nichts: ich hatte etwas anders erwartet: ein God save the King für den hiesigen Meridian ꝛc.’ Auch gut.*)

Eines Abends in der Erholung blickte ich in das Frankfurter VI, 218
Journal. Ich wurde sehr überrascht, als ich las: ‘J. G. Wirth hat sich mit Hinterlassung bedeutender Schulden aus dem Staube gemacht.’ So war also wieder ein Stück unsers ersparten Geldes dahin. Es ist schwerer Geld zu behaupten als Geld zu verdienen. Ich hatte Wirth Sohn in Mainz ein baares Darlehn anvertraut und noch Honorarforderungen an ihn. Ich mußte jetzt einen Versuch machen, zu retten was noch zu retten war. So drückend und anhaltend die Sommerhitze, so entschloß ich mich doch zur Reise (26. Juli). In Mainz fand ich leider Alles bestätigt. Ich bevollmächtigte den Dr. Röder, meine Forderungen geltend zu machen und übergab ihm meine Papiere.

Am 29. Juli fuhr ich mit dem Dampfschiffe nach Neuwied. Ich kehrte bei meinem Freunde Piel ein, der erst einige Tage später von einer Reise heim kam. Mein vierzehntägiger Aufenthalt in VI, 219
Neuwied war ein sehr erheiterter und erheiternder und bei aller Hitze, allem Schwitzen und Durste befand ich mich doch ungewöhnlich wohl. Ich hatte mir nun vorgenommen, in kurzen Tagereisen heimzukehren,

*) Hoffmanns Lied ist mitgeteilt: Ges. W. Bd. VI. S. 144. 145. — Liszt zog ihm das von Peter Cornelius gedichtete Lied „Von der Wartburg Zinnen nieder“ vor, das mit der Liszt’schen Composition die weimarische Landeshymne geworden ist. G.

und so ging ich denn den ersten Tag (12. August) nur bis Coblenz,
den zweiten bis Rüdesheim.

Als ich eben unter dem Eisenbahndamm durchging und dem
Darmstädter Hofe zuwandern wollte, begegnete mir August Reuter.
Ich war nicht wenig überrascht. August, den ich nur immer als
Junggesellen gekannt, hatte jetzt seine junge Frau am Arme. Ich
wollte meinem Vorsatze treu bleiben und in den Gasthof einkehren
VI, 222. — half nichts, ich mußte Augusts Gast sein. Den 19. August ver-
ließ ich heiter die heiteren Rüdesheimer, denn die Hoffnung auf ein
gutes Weinjahr erheiterte alle Gemüther und Gesichter. Am 22. Au-
gust traf ich wieder in Weimar ein.

Von dem Weimarischen Septemberfeste war viel die Rede, Nähe-
res aber erfuhr ich erst in den letzten Tagen des Augusts, als mir
zufällig an einem dritten Orte das Festprogramm in die Hände fiel.
Da weiter keine Aufforderung oder Einladung irgend einer Art er-
folgte, so sah ich darin die Absicht von Seiten des Comités, mich fern
zu halten, und ich betheiligte mich nicht weiter als jeder der eine
Erzählung davon oder einen Zeitungsbericht darüber liest. Den
2. September trafen unsere Gäste ein: Pastor Theodor Balzer und
Idas Bruder, Dr. Adolf zum Berge, Redacteur des Hannov. Cou-
riers. Den folgenden Tag begleitete ich sie in die Stadt, ich sah
mir den Festzug an und ging heim, als er vorüber war. Ich habe
weiter keine Festlichkeit gehört und gesehen und hielt mich fern.*)
VI, 223. Daß ich mich zu- oder eindrängen würde, konnte doch niemand von
mir erwarten, noch weniger verlangen. Und wie sollte ich denn da
noch theilnehmen? Ich konnte nicht einmal als Weimarischer Bürger
mich dem Zuge anschließen, ich war ja nur ein Weimarischer Mieths-
mann, dem nur mit einer Aufenthaltskarte gestattet war, in der
Haupt- und Residenzstadt zu leben.

Die vielen Berichterstatter, die ein großartiges, fröhliches Volks-
fest erwarteten, hatten sich alle sehr getäuscht und konnten für die
ihnen bewilligten Reisekosten und Honorare keine Berichte liefern, die
das Geld werth waren. Es war ein Hof- und Hofrathsfest. Darin
VI, 224. stimmten die wohlmeinendsten Augenzeugen überein. Da ich nun

*) Was später erfolgte, erfuhr ich nur von Augenzeugen und aus dem Berichte der Illustrirten Zeitung 29. Bd. S. 187—190, welchem 4 Abbildungen in der gewöhnlichen Bilderbogenmanier eingedruckt sind. H.

das Carl August- und Dichterfest als solches nicht feiern konnte, so feierte ich es nachher als Hofrathsfest und erstattete meinen Freunden in einer Anzahl Gedichte 'Weimar's 3. und 4. September.' *) Bericht.

Da ich noch immer keine Antwort auf meine Eingabe wegen VI, 229. Wiederanstellung an die Minister von Manteuffel und von Rau- VI, 230. mer erhalten hatte, so hielt ich es für das Beste, mir selbst eine Antwort zu holen und nebenbei die Bibliothek zu benutzen. Den 7. October reiste ich ab, blieb die Nacht in Dessau und traf den andern Tag in Berlin ein. Gustav Eggers empfing mich am Bahnhofe und führte mich in die Wohnung, die er für mich gemiethet hatte. Ich besuchte nun die Bibliothek, einige Freunde und geheime Räthe. Während letztere mir die Unterstützung meines Gesuchs versprachen, ward mir ein Brief, der schon mit der Post abgesendet werden sollte, eingehändigt: Raumer schlug meine Bitte um Wiederanstellung ab.

Ich hatte also nur meine Autographensammlung um eine Nummer vermehrt, zugleich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß ich unter dieser Regierung nie angestellt werden würde. Uebrigens war ich durchaus nicht niedergeschlagen: das Bewußtsein, Alles versucht zu haben, um einen meinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis wieder zu gewinnen und einer sorgenfreieren Zukunft mit den Meinigen entgegen gehen zu können, dies Bewußtsein mußte mich trösten und beruhigen. Und so war ich denn im Verkehre mit Anderen recht heiter, das können diejenigen bestätigen, wenn sie sich dessen noch erinnern, mit denen ich öfter zusammen war: Gustav Eggers, Franz Commer, Otto Janke rc. Am 15. October trat ich meine Heimreise an. Erk, der erst verreist und dann amtlich verhindert war mich zu sehen, fand sich noch ein und begleitete mich zum VI, 231. Bahnhof. Da der Zug erst um 1 Uhr ging, so hatten wir noch Zeit, uns über unsere litterarischen Arbeiten gegenseitig auszusprechen.

Bei meiner Rückkehr fand ich die Meinigen sehr leidend und bald wurde ich es auch. Trotzdem arbeitete ich fleißig und machte einen neuen Versuch, vom Ministerium wenigstens eine Unterstützung

*) Gef. W. Bd. VI, S. 147—156 und S. 306—309. Anm. 62—67. G.

für ein größeres litterarisches Werk zu erlangen. Ich schickte dem Minister eine sauber abgeschriebene Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700 und bat dies Werk zu unterstützen.

VI, 232. Für Liszt standen zwei Feste bevor: der Tag seiner zehnjährigen Wirksamkeit als großherzoglicher Hofcapellmeister und sein Geburtstag. Am 21. October war im Stadthause ein großes Abendessen, woran die Mitglieder des Theaters und viele Freunde Liszt's theilnahmen. Den folgenden Tag wurde auf der Altenburg der Geburtstag sehr glänzend gefeiert. Es wurde eine Vorstellung gegeben: des Meisters Bannerschaft, gedichtet von Steinacker und angeordnet von Dr. Pohl. Bei Tische brachte Steinacker ein Hoch aus, dem ich das meinige*) folgen ließ.

VI, 233. Unser häuslicher Verkehr hatte dies Jahr eher zu- als abgenommen. Zu den uns lieb gewordenen Familien kamen noch von Milde, Landbaumeister Scheffer und Carl Gräf. Auch hatten wir gerade im Laufe dieses Jahrs häufigen Fremden-Besuch. Der Neu-Weimar-Verein war nach außen gewachsen, aber nicht nach innen,
VI, 234. es waren aufgenommen worden: Hofopernsänger Feodor von Milde, Componist Eduard Lassen und Theaterintendant Franz Dingelstedt. Die Theilnahme der Mitglieder ließ viel zu wünschen übrig, viele kamen selten, einige gar nicht. Mehr und erfreuliche Unterhaltung gewährte mir der 'runde Tisch' in der Erholung.

Meine diesjährige Thätigkeit am Jahrbuch war eine mühsame und zeitraubende, aber auch die letzte: In dulci iubilo nun singet und seid froh (Zur Geschichte der lat.-deutschen Mischpoesie) 6, 43—56. — Unsere volksthümlichen Lieder. 6, 84—215. — Findlinge. 6, 216—240. — Meine wissenschaftliche Beschäftigung hatte seitdem nicht nachgelassen, sie war nur eine freiere und eben deshalb angenehmere geworden. Zunächst waren es wieder sprachliche Studien, die mich in Anspruch nahmen. Ich hatte die niederdeutschen Sprichwörter des Antonius Tunnicius v. J. 1514, 1362 an der Zahl, abgeschrieben, mit Anmerkungen versehen und übersetzt, und zum Druck vorbereitet. Ferner hatte ich Beiträge geliefert zu Pfeiffer's Germania und zu Frommann's Zeitschrift: Die deutschen Mundarten. In besonderen

*) Ges. W. Bd. VI. S. 158. 159. G.

Abdrücken erschienen: 'Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche.' (Nürnberg. 1857. 8⁰. 30 SS.) und 'Die Mundart in und um Fallersleben.' (Nürnberg. 1858. 8⁰. 46 SS.)

Dem hohen Ministerium gegenüber war mein ganzes litterarisches Thun und Treiben so gut wie gar nicht mehr vorhanden; ich durfte von dieser Seite keine Unterstützung, ja nicht einmal eine VI, 235. Aufmunterung erwarten. Am 7. December ließ mir Excellenz von Raumer durch Dr. J. Schulze kurz und bündig schreiben: 'daß ich Ihrem Gesuche um eine Unterstützung der von Ihnen unternommenen litterarischen Werke nicht willfahren kann.'

Das Jahr endete mit einem frohen Ereignisse. Ida wurde von einem Knaben glücklich entbunden und trotz unseren Besorgnissen schien sich Alles gut zu gestalten.

Den 3. Januar (1858) ging ich nach Almerich. Da ich auf VI, 236. mein Wartegeld noch warten mußte, so machte ich einen Ausflug nach Merseburg. Die Bibliothek war leider nicht zugänglich und da konnte es mir nur sehr angenehm sein, daß mir Conrector Osterwald seine ganze freie Zeit widmete. Wir sprachen uns über Alles was uns am Herzen lag genügend aus. Ich erzählte ihm von unserm Weimarischen Leben, meinen Studien und vergeblichen Bemühungen wieder angestellt zu werden und was ich in letzter Beziehung vor einigen Wochen noch nachträglich gehört hatte, nämlich mein Gesuch sei bei dem Ministerpräsidenten von Manteuffel günstig aufgenommen worden und er habe Herrn von Raumer die Randbemerkung gemacht: 'Mit Vorsicht zu verwenden.'

Ich blieb noch zwei Tage in Almerich, besuchte von hier aus Steinhart und Koberstein in Pforta, gab meinen Behörden das übliche Neujahrsessen und war den 7. Januar wieder in Weimar.

Am 16. Januar wurde unser Kind getauft. Pathen waren meine Freunde Eduard Kießling und Conrad Wolff und die Prinzeß Maria von Wittgenstein. Nur letztere war anwesend und hielt das Kind über die Taufe. Der Diaconus Fiege sprach einfach, aber recht zum Herzen. Gerührt empfingen wir die Glückwünsche der Anwesenden. Leider sollten wir uns unsers Glückes nicht lange mehr freuen. Unser Edward erkrankte, und während wir uns der besten Hoffnung hingaben, daß es bald genesen würde, war VI, 237. es plötzlich verschieden.

Am 26. Januar in der Morgendämmerung stürzt Ida auf mein Bette laut schluchzend: 'Unser Kind ist todt!' — Ich kann es mir nicht denken — noch gestern anscheinend so gesund — ich eile in die Kammer und sehe das liebe Kind bleich und kalt daliegen. — Wir weinen und weinen immer wieder. Ida hat zu viel gelitten und ich bin endlich von ihrem Schmerze so traurig und still geworden wie ich es fast noch nie war. Das liebe Kind mit seinen großen blauen Augen, unsere Hoffnung, unsere Freude, nun bald vom warmen Herzen der Mutter in der kalten Erde! Ich mußte ins Freie um mich auszuweinen. Als ich zurückkehrte, war unser Kind schon ins Leichenhaus abgeholt, ich habe es nicht wieder gesehen, aber sein Bild blieb vor meiner Seele. Die Theilnahme unserer Freunde und Freundinnen war groß, sie boten Alles auf uns zu trösten, zu zerstreuen, zu erfreuen und zu erheitern. Wir konnten nur sagen: Eine kurze Freude, ein desto längerer Schmerz! Nur Gott und die Zeit können trösten.

Zum 29. Januar war ich auf die Altenburg eingeladen. Tags
vorher hatte uns Liszt besucht und mich dringend gebeten, doch ja
zu kommen, ich müsse mich zerstreuen, und würde mich erheitern,
wenn ich Andere erheiterte. Es war ein schwerer, schwerer Gang.
Als ich die Fürstin, die Prinzeß und Miß Anderson wieder sah —
da konnte ich vor Thränen kein Wort sagen. Ich kam mir so unend-
lich arm und elend vor. Es dauerte lange, ehe ich mich in der
VI, 238. großen Gesellschaft zurecht fand. Zugegen waren Dingelstedt nebst
Gemalin, Meißner, Rank, Lauckhard, von Bronsart. Es war heute
anders als vor acht Tagen. Damals, als das Dingelstedtsche Ehe-
paar auch zugegen, hatte ich es unberücksichtigt gelassen, aber aus
freien Stücken den ebenfalls anwesenden Alfred Meißner begrüßt.*)
Heute mußte ich nun auf Wunsch der Fürstin einen Trinkspruch auf
Herrn und Frau Dingelstedt ausbringen. So kitzlich mir die
Aufgabe gewesen war, so hatte ich es doch für angemessen gehalten,
selbst als Gast der Fürstin einen andern ihrer Gäste gewissermaßen
VI, 240. in ihrem Auftrage zu beehren.**) Da es vor acht Tagen von der
Fürstin gewünscht war, daß wir uns das nächste Mal beide besingen

*) Ges. W. Bd. VI. S. 159. 160. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 160—163. G.

sollten, so hatte nun auch Dingelstedt diesen Wunsch erfüllt und brachte mir ein Hoch*) aus. Eine Abschrift wurde mir versprochen, aber dabei blieb es, ich hatte jedoch eine Abschrift m e i n e s Spruches gar nicht diplomatisch zurückgehalten.

Den 8. Februar feierte die Fürstin wieder ihren Geburtstag. Nach ihrer langen Krankheit war sie wieder recht wohl und munter, und theilnahmvoller und fast freudiger gestimmt als vorher. Wir waren alle zur Tafel geladen und gingen etwas früher hin. Wir brachten unsere Glückwünsche, Franz überreichte ihr ein Gedicht und einen Blumenstrauß. Die Fürstin war sehr erfreut, besonders daß nun auch Ida wieder da war.

Bei den traurigen Erinnerungen an den Verlust unsers Kindes VI, 242.
und bei dem fortwährenden Kranksein der Meinigen und dem anhaltenden unfreundlichen Wetter war es für mich recht wohlthuend, wenn es einen Anlaß zum Dichten gab. Und so dichtete ich denn zum Geburtstage der Prinzessin einen Kreis Lieder. Wir waren alle eingeladen, aber die Meinigen wurden wie Preller's durch Unwohlsein verhindert. Als ich kam, sah ich mir die Festgeschenke an: viele Blumen auf den Tischen, schöne Handzeichnungen, ein Gedicht von Meißner und ein Heft meiner Lieder, componiert von E. Lassen, die später als Op. 4. im Druck erschienen. Bei Tische trug ich m e i n e Festgabe vor: 'Mein Fasching am 18. Februar 1858.**)' Erfindung und Ausführung fanden Beifall.

Für meine Bücherkunde hatte ich im Laufe des Winters wenig VI, 248.
thun können, nur der Opitz als Vorläufer und Probe war vollendet. Als es nun zum Frühling neigte und das Reisen bald wieder bequemer wurde, wollte ich erst sehen, ob meine Wünsche in Betreff meines Werkes sich verwirklichen würden. Den 15. März reiste ich nach Leipzig. Ich besuchte sofort T. O. Weigel. Er empfing mich ziemlich lau, sprach über Geldkrisis, schlechte Geschäfte u. dgl. Ich zeigte ihm den Opitz. Er meinte, so etwas würde nichts helfen, er wolle ein Lexikon von A—Z, keine einzelnen Abtheilungen. 'Nun, sagte ich, gedruckt wird er doch', und empfahl mich. — Den dritten VI, 249.
Tag besuchte mich E n g e l m a n n. Ich theilte ihm den Plan meines

*) Ges. W. Bd. VI. S. 309. Anm. 69. G.
**) Ges. W. Bd. VI. S. 164—171. G.

Werkes mit und wir wurden schnell einig. Zuerst sollte der Opitz gedruckt werden, dann die dramatische Litteratur folgen. Zu meiner großen Freude übernahm auch Engelmann die zweite Ausgabe meines Buches über 'Unsere volksthümlichen Lieder.' Den vierten Tag war ich wieder in Weimar.

Den 25. März besuchte mich Bogumil Goltz. Ein fröhliches Wiedersehen seit so langer Zeit. Als wir uns zum letzten Male sahen, da gedachte ich also seiner: 'Goltz nimmt heute (23. Oct. 30) Abschied von mir — ich hatte mich auf ein langes, recht vielseitiges Gesprächspiel mit ihm gefreut, und nun ist Alles vorbei. Er wußte nicht oft genug sich zu äußern, wie sehr meine Aphorismen über die Liebe ihn angesprochen hätten, wie vieles daraus gleichsam aus seiner Seele geschrieben sei.'

VI, 250. Preller war um diese Zeit oft sehr leidend. Wenn sich seine Kopfschmerzen einstellten, lag er oft fast bewußtlos darnieder. Am 25. April wollten wir ihn zu seinem Geburtstage beglückwünschen, aber wie erschraken wir! Er lag mit den heftigsten Kopfschmerzen auf dem Sopha und konnte kein Wort sprechen. Wir gingen traurig und schweigend heim, und er hörte und las nicht wie wir es so herzlich meinten. *)

Wir hatten seit Neujahr fleißig das Theater besucht und ver-
VI, 251. dankten unserm Freibillet manchen Genuß; auch hatten wir in unserm geselligen Verkehre Zerstreuung und Erheiterung gefunden. Mir aber war ein stiller Schmerz geblieben, der nur in der freien Natur jetzt zur Frühlingszeit Linderung suchte und fand. War es mir doch, als ob jede Blume mir einen Gruß unseres lieben Edwards brächte. **)

Am 9. Mai, als wir noch bei Tische saßen, fragte ich Ida: 'Kennst Du Gödeke?' — Nein. — Da schellte es, und wer kam? Karl Gödeke. Drei Tage war ich nun fast immer mit ihm zusammen. Gödeke sah sich so ziemlich Alles an was für jemanden, der so tief eingeweiht ist in die Weimarische Glanzperiode, sehens-
VI, 252. werth sein muß. Wir wanderten in und um Weimar umher, waren in Tiefurt und sogar in Ettersburg. Nur in die Erholung, die

*) „So wünsch' ich wieder dir auch heute" — Ges. W. Bd. VI. S. 171. G.
**) „So viele Blumen blühen nun" — Ges. W. Bd. I. S. 111. G.

doch auch ein Stück Glanzperiode ist, konnte ich ihn nicht bringen, bis er denn endlich auf langes Zureden sich bewegen ließ in das Haus einzutreten, ich durfte ihn aber nur als Dr. Meier vorstellen. Dagegen nahm er eine Einladung zur Altenburg an und er mußte es sich gefallen lassen, daß ich seiner als Dr. Gödeke gedachte.*)

Den 27. Mai tagte in Weimar die zehnte allgemeine deutsche VI, 253.
Lehrerversammlung. Ich war angegangen worden, doch etwas für sie zu dichten. Schon am 13. überreichte ich dem Schulrath Lauckhard zwei Lieder, das eine zum Componieren für Liszt, das andere ein Tafellied, nach einer allgemein bekannten Melodie zu singen. Am 27. erhielt ich ein Danksagungsschreiben vom Vorstande und zugleich eine Einladung zum Festessen. Dies begann um 2 Uhr. Die Seminaristen trugen vorher meine Cantate vor nach Liszt's Composition. Während des Essens sang die ganze Versammlung VI, 251.
mein Tafellied.**) Es wurden viele Hochs ausgebracht. In einem Berichte des Frankfurter Journals heißt es: 'Das gestrige Festessen war sehr zahlreich besucht und von classischem Hauche durchweht. Da saßen an Einer Tafel Franz Liszt, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Joseph Rank und andere wohlbekannte Männer. Da fühlte man wieder einmal, daß das kleine Weimar doch eine Größe in Deutschland beanspruchen darf.' Schade, daß kaum ein Jahrzehent verging und von den genannten Männern war kein einziger mehr in Weimar, die 'anderen wohlbekannten' mögen noch da sein. — Unter den vielen Schulmännern lernte ich den Consistorial-Rath Hirsche VI, 255.
von Wolfenbüttel näher kennen.

Im Mai besuchte mich Ernst Ortlepp. Er machte einen sehr traurigen Eindruck. Ich wußte nicht, was ihn zu mir herführte. Er war mit einer Gauklergesellschaft herübergekommen, der Vorsteher derselben hatte ihn zum Lehrer seiner Kinder angenommen und glaubte wirklich auf diese Weise den Tiefgesunkenen noch retten zu können. Ortlepp war durch diese Stellung vor Noth gesichert und behielt Zeit genug, um sich aus dem Bummlerleben an eine würdige Thätigkeit nach und nach zu gewöhnen. Ich stellte ihm vor, er möchte doch seine jetzige Muße darauf verwenden, seine Lebensge-

---

*) Ges. W. Bd. VI. S. 172. 173 und S. 310. Anm. 74. G.
**) Ges. W. Bd. VI. S. 173—175. G.

schichte zu schreiben. Er hörte sich Alles ruhig an, meinte dann aber, seine jetzige Lage sei der Art, daß sie ihn zu keiner litterarischen Thätigkeit kommen ließe. Er dankte für meine Theilnahme und schied nachdenklich und bewegt, so daß ich wirklich Hoffnung hatte, mein guter Rath könnte vielleicht von guter Wirkung sein. Meine Hoffnung war umsonst. Nach einigen Tagen traf ich ihn in der 'Sonne'. Er war in einem seiner gewöhnlichen Zustände, sprach
VI, 256. griechisch und allerlei Unsinn. Später hörte ich, daß er sein wüstes Bummlerleben beharrlich fortführe, sich im Herzogthum Sachsen herumtreibe und mitunter von Schulpforta unterstützt werde. Am 14. Juni 1864 fand man ihn in dem Wassergraben längs der Landstraße von Almerich nach Pforta ertrunken.

Schon zu Anfange Junis erschien mein Büchlein über Opitz, nachdem ich jeden Bogen zweimal sorgfältigst corrigiert hatte: 'Martin Opitz von Boberfeld. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700. Von Hoffmann von Fallersleben.' (Leipzig. Wilh. Engelmann. 1858. 8⁰. 32 SS.)

Mein Werk ist seitdem nicht über die Vorarbeiten hinausgekommen. Ueber das was ich damals wollte und heute noch will, giebt die Vorrede genügenden Aufschluß und eben deshalb mag einiges aus ihr hier eine Stelle finden.

'Vorliegende Zusammenstellung aller Ausgaben und Einzeldrucke der Opitzischen Gedichte soll zugleich eine Probe eines größern bibliographischen Werkes sein, zu dessen Ausarbeitung ich schon seit vielen
VI, 257. Jahren geforscht und gesammelt habe. Dies Werk soll den ganzen poetischen Bücherschatz der deutschen Litteratur umfassen bis zum Jahre 1700 unter dem Titel:

Bücherkunde
der deutschen Dichtung
bis zum Jahre 1700,

und zwar in folgenden Abtheilungen:

I. Gedichte (lyrische, didactische, epische). Alphabetisch nach den Verfassern, die anonymen nach dem Hauptworte.

II. Schauspiele. Alphabetisch nach den Verfassern, die anonymen chronologisch.

III. Gesangbücher (Sammlungen geistlicher Lieder). Chronologisch.

IV. Erzählungen (Volksbücher, Romane, Satyren). Nach dem Hauptworte oder dem Namen des Verfassers.

V. Sprichwörter. Räthsel. Chronologisch.' —

Um dieselbe Zeit vollendete ich mein thüringisches Idiotikon, VI, 258. eine Arbeit, die mir seit Jahr und Tag viel Unterhaltung und Belehrung gewährt hatte. In Weimar sammelte ich selbst aus dem VI, 259. Volksmunde; für andere Gegenden hatte ich mich mancher bereitwilligen Unterstützung zu erfreuen, namentlich durch Carl Gräf, Dr. Sigismund in Rudolstadt, Pfarrer Andreä in Stotternheim und die Lehrer Peter in Weimar, A. Schauseil in Allstedt und K. Gräser in Mittelhausen. Ferner benutzte ich alle bisher gedruckten Mittheilungen über thüringische Mundart. Doch beschränkte ich mich nicht auf den Volksmund: ich suchte alle älteren thüringischen Verordnungen, Gesetze, Chroniken u. dgl. für meinen Zweck auszubeuten. Meine Sammlung bedurfte nur noch der Abschrift und sollte dann in Frommann's Zeitschrift: 'Die deutschen Mundarten' gedruckt werden. Leider hatte diese für deutsche Sprachkunde so gehaltreiche Zeitschrift schon mit dem sechsten Jahrgange (1859) ihre Endschaft erreicht.*)

Den 15. Juni traten wir unsere schon lange beschlossene Reise an. Ich begleitete die Meinigen nur bis Wolfenbüttel, da mir das Welfenreich immer noch verschlossen war. Ob ich mit ihnen in ihrer Heimat noch zusammenkommen würde, war noch sehr ungewiß, auf meine Eingabe an Herrn von Borries war noch keine Antwort erfolgt. So blieb ich denn vorläufig in Wolfenbüttel, wo ich die herzlichste Aufnahme fand bei Consistorial-Rath Hirsche. Ich setzte nun die im Frühjahr unterbrochene Benutzung der Bibliothek fort. Während ich behaglich arbeitete, oder zur Erholung im Garten VI, 261. spazierte oder mit den Kindern spielte, und dann die Abende im traulichen Verkehre mit den Familien Hirsche, Voges, Strümpell, Bethmann heitere Stunden verlebte, quälte sich Ida um meinetwillen in Hannover. Endlich war sie am 17. Juli zum Minister von Borries durchgedrungen und theilte mir sofort Alles brieflich mit.

[Ida hatte selbst bei dem Minister eine Audienz, um für VI, 261 —264. ihren Mann die Erlaubniß zu erwirken, im Königreich Hannover sich aufhalten zu dürfen. Als Grund für Hoffmann's Aus-

*) Das Thüringische Idiotikon ist damals und später nicht erschienen. Im Jahre 1867 bot er es seinem Freunde Carl Gräf zum Verlegen an, der auf diesen Vorschlag nicht einging. G.

weisung im Jahre 1853 gab der Minister an: seine Zusammenkunft mit dem größten Oppositionsmitgliede der Regierung, Planck, habe das damalige Ministerium sehr geärgert, und da er in dem Rufe stehe, Gemüther leicht zu erregen, so habe man ihn damals aus Hannover entfernt. Der Beredtsamkeit Ida's gelang es jedoch, Borries zu bewegen, daß er sich in dieser Angelegenheit an den König wendete, um eine Zurücknahme der damaligen Verfügung gegen Hoffmann zu erwirken. Darauf hin wurde dem Dichter, wie Borries in einem sehr freundlichen Schreiben Ida mittheilte, bis auf Weiteres der Aufenthalt in Bothfeld gestattet, zugleich aber wurde er ermahnt, in seinem Verkehre die empfehlenswerthe Vorsicht zu beobachten.]

VI, 264. Sofort war meine Abreise beschlossen. Ich war übrigens bis den letzten Augenblick noch recht fleißig gewesen. So hatte ich noch den 17. Juli 30 Bände aus der Bibliothek untersucht und verzeichnet. Meine litterarische Ausbeute hatte an Umfang sehr zugenommen. Am 18. Juli reiste ich mit Hirsche's nach Braunschweig. Wir waren noch zu guter Letzt recht heiter zusammen. Den folgenden Tag traf ich in Bothfeld ein. Ida erzählte mir nun noch ausführlicher in ihrem liebenswürdigen Humor was sie für mich gethan und erlebt hatte. Wir waren hocherfreut und beruhigt.

Am 24. Juli meldete mir das königliche Amt Langenhagen oder der Reg. Rath Hagemann, 'daß das unter dem 7. August 1845 erlassene Verbot Ihres Aufenthalts im hiesigen Königreiche in seiner Allgemeinheit zur Zeit nicht aufgehoben werden könne, daß Ihnen indessen unter Allerhöchster Genehmigung bis auf Weiteres gestattet werde, in Bothfeld bei Ihren dortigen Verwandten, zu deren Besuche Sich
VI, 265. aufzuhalten &c.' Ich konnte mir gar nicht denken, daß das so wörtlich gemeint sei. Ich ging am 27. Juli ohne irgend etwas Schlimmes zu ahnden nach Hannover. Ich blieb mehrere Stunden auf der königlichen Bibliothek, sah das ganze Fach der deutschen Litteratur durch und suchte die Bücher aus, die ich später näher ansehen wollte, dann machte ich einige Besuche und ging heim.

Den 29. Juli wiederholte ich meine Wanderung. Ich war wieder einige Stunden auf der Bibliothek und freute mich, daß ich für die nächste Zeit eine hübsche Ausbeute machen würde. Als ich eben

in einer Musikhandlung nach Compositionen meiner Lieder suchte, kam Ida mit einem Briefe des RR. Hagemann. Ich wurde gewarnt, wenn ich den mir durch die Gnade Sr. Majestät gestatteten Aufenthalt nochmals überschritte, so würde sofort die Ausweisung erfolgen.

Jetzt blieb mir weiter nichts übrig als mich ruhig zu verhalten. Wie ernstlich die Confinierung, diese sinnreiche Erfindung und berechtigte hannoversche Eigenthümlichkeit aus den Zeiten Ernst Augusts, gemeint war, wurde bald klar: zwei Gendarmen wurden auf dem angränzenden Gehöfte einquartiert, um mich zu überwachen. Daß sie um meinetwillen da waren, ist erst zur unumstößlichen Gewißheit geworden durch den eigenhändig von Sr. Majestät George V. unterzeichneten Cabinetsbefehl an den damaligen Chef der Gendarmerie C. Poten, der sich in seinem Nachlasse vorfand.

Was nun thun? Ich suchte mich bestens zu beschäftigen, ich las Allerlei, machte Abschriften, schrieb Briefe, dichtete, unterhielt mich mit den Meinigen, und spazierte auf und ab in dem Pfarrgärtchen, das nur einen einzigen Weg zwanzig Schritt lang hatte. Ich kam mir vor wie ein an einen Pflock getüdertes Pferd, das auf seinen kleinen Kreis beschränkt die sogar nur dürftige Weide vor sich sieht VI, 260
und nicht erlangen darf. Mein guter Humor erlosch nicht, ja er steigerte sich nur noch beim täglichen Anblick der Gendarmen, und das fröhliche Gesicht meines Franz, wenn er sich unter den Blumen und Schmetterlingen herumtummelte, oder die Hühner fütterte, oder die Katzen jagte, stimmte mich immer von neuem zur Heiterkeit und zum Dichten. Und so dichtete ich denn den größten Theil der Lieder, die nachher als 'Fränzchens Lieder'*) erschienen.

Die Hitze war unerträglich und das Reisen deshalb nicht rathsam. Ich beschloß daher auszuharren und von der königlichen Gnade noch weiter Gebrauch zu machen. Endlich den 26. August, nachdem ich durch ein abermaliges Gesuch an den Herrn von Borries nichts erreichte, verließ ich mein St. Helena und begab mich in die Republik Hamburg.

Mein Vetter F. Wiede hatte mich schon lange erwartet. Er

*) Lübeck, Dittmarsche Buchhandlung, 1859; aufgenommen in die Ges. W. Bd. II. S. 109—254. G.

VI, 267. wohnte sehr weit von der Stadt und dadurch wurde mir die Benutzung der Bibliothek, und das war mein Hauptzweck, sehr erschwert. Doch war ich mit der Ausbeute auf der Stadtbibliothek sehr zufrieden, der Bibliothecar Dr. Petersen war sehr gefällig und von allen Seiten kam man mir hülfreich entgegen. Auch andere Bibliotheken sah ich. Zur Geschichte 'Unserer volksthümlichen Lieder'
VI, 268. erhielt ich manchen hübschen Beitrag durch Friedrich August Cropp und Dr. Carl Rudolf Caspar. Letzterer, zwar Mediciner, beschäftigte sich gern mit der Volksdichtung und besaß eine große Sammlung seltener neuerer Liederbücher und fliegender Blätter, die ich näher kennen lernte. Dr. Johannes Geffcken, rühmlichst bekannt durch seine kirchengeschichtlichen Forschungen, war so freundlich, mir seine bedeutende Bibliothek zu zeigen, und ich mußte den andern Tag meinen Besuch wiederholen. Wäre mein Aufenthalt von längerer Dauer gewesen, so hätte ich wol noch manche Privatbibliothek zu sehen bekommen und etwas für meinen Zweck gefunden.

So zeitraubend auch täglich meine Arbeit war, so hatte ich doch noch immer Zeit übrig zu geselligem Verkehre: ich besuchte Dr. Friedrich Dörr, Otto Speckter und Siegmund und war einige Tage viel zusammen mit Resch, der eben von Helgoland kam. Siegmund hatte eine photographische Anstalt, er photographierte Resch und mich. Mein Bild ist Jahre lang im Bazar ausgestellt gewesen und alle, die es gesehen, haben behauptet, es wäre das beste das überhaupt von mir vorhanden. Ich wollte nun nach Berlin. Um aber nicht in die Bibliotheks-Ferien hinein zu gerathen, schien es mir besser, bis sie vorüber wären, unterwegs zu bleiben. So ent-
VI, 269. schloß ich mich denn noch meine Freunde in Meklenburg zu besuchen, denen ich gewiß willkommen sein würde.

VI. 272. Den 8. October traf ich in Berlin ein. Ich wohnte wieder bei Erk. Das war mir für meine Liederforschung höchst willkommen. Ich konnte nun mit ihm in seinen freien Stunden gemeinschaftlich arbeiten und in seiner Abwesenheit seine reichen Sammlungen benutzen.

Mehrmals besuchte ich die königliche Bibliothek. Dr. Schrader unterstützte mich auch jetzt in alter liebenswürdiger Bereitwilligkeit und ich bereicherte meine Bücherkunde mit manchem hübschen Beitrag.

Ich beschränkte mich jedoch nicht auf die königliche Bibliothek, eine andere reiche Fundgrube eröffnete sich mir: Freiherr Wendelin VI, 273. von Maltzahn lud mich ein auf seine Schätze. Ich wiederholte öfter meinen Besuch und war jedesmal mehrere Stunden bei ihm. Er hatte seit Jahren für ältere und neuere deutsche Litteratur gesammelt und erstaunliches Glück gehabt. Mit dankenswerther Bereitwilligkeit legte er mir Alles vor was ihm für meinen Zweck wichtig schien, und seine Freude mitzutheilen war eben so groß als die meinige sein mußte zu empfangen. Diese Arbeiten und die weiten Wege raubten mir täglich viel Zeit, so daß mir zu Besuchen nur wenig übrig blieb. Ueberdem fand ich manchen Bekannten nicht zu Hause und so sah ich denn nur wenige.

Während meiner Anwesenheit gelangte die Regentschaftsfrage zur Entscheidung. Am 9. October enthielt die Volkszeitung in fetter Schrift die Nachricht, daß die Cabinetsordre zur Uebernahme der Regentschaft dem Prinzen von Preußen ausgefertigt sei. Ich knüpfte an dies Ereigniß auch für mich große Hoffnungen, die aber für mich nur Hoffnungen blieben.

Ehe ich noch an meine Abreise dachte, hatte ich meine große Sammlung französischer Lieder den Herren A. Cohn und D. Collin (Asher) übergeben und durfte erwarten, daß sie dieselbe für mich verwerthen würden. Sie hatte lange genug auf der königlichen Bibliothek gelegen, konnte aber um den Spottpreis, den Pertz dafür bot, ihr leider nicht einverleibt werden. Nach allen Seiten hin befriedigt trat ich meine Heimreise an. Am 21. October empfing mich VI, 274. Ida am Bahnhofe in Weimar. Die Meinigen waren alle wohl und munter. Nach einigen Tagen war ich wieder unterwegs: ich ging nach Leipzig und schloß mit Engelmann einen Vertrag ab über meine 'Findlinge' und 'Unsere volksthümlichen Lieder', 2. Ausgabe.

Die beiden letzten Monate des Jahres vergingen uns ziemlich still: wir machten und empfingen Besuche, gingen dann und wann ins Theater, und ich arbeitete sehr fleißig. Am 3. December be- VI, 275. suchte mich Hofcapellmeister Kücken von Stuttgart. Er blieb viertehalb Stunden bei uns. Wir sprachen viel über volksthümliche Lieder, Opern u. dgl. Ich gab ihm meine Oper 'Der Graf im Pfluge' zum Lesen. — Als ich ihn den andern Tag besuchte, war er noch ganz entzückt von dem Texte, meinte aber, er entspreche nicht

den Anforderungen eines Operncomponisten, übrigens solle ich ihn doch ja drucken lassen.

Der Verein bestand noch, aber daß er bestand, erfuhren wir selbst nur, wenn Liszt nach Beendigung einer Oper oder eines Concertes einige Gäste mitbrachte. War er krank oder verreist, so erschienen auch die meisten unserer Musiker nicht. Früher wäre so etwas weniger von Einfluß gewesen. Seit 1856 hatten aber acht Mitglieder Weimar verlassen, einer war gestorben, einer ausgetreten. In diesem Jahre wurden nur zwei aufgenommen: Hofschauspieler Friedrich Caspari und Buchhändler Carl Voigt. Die Theilnahme der Mitglieder ließ viel zu wünschen übrig, einige kamen selten, andere gar nicht, Dingelstedt fast nie. Trotzdem glaubten wir durch eine größere Zahl eine größere Theilnahme zu erzielen und es wurden deshalb im nächsten Jahre noch sieben zu Mitgliedern aufgenommen und zwar außer Carl Gräf lauter Maler, die auch zugleich dem vorwaltenden musicalischen Elemente ein Gegengewicht sein sollten: Bonaventura Genelli, Hermann Wislicenus, Carl Hum-
VI, 276. mel, Schuchardt, Bauer und James Marshall. Hiezu kamen noch im Januar 1860 A. von Wille und Dr. Reinhold Köhler. Dennoch entwickelte sich nichts was mir genügen konnte, und so habe ich denn z. B. mit Genelli angenehmere Abende außer als in dem Vereine verlebt.

Zu Weihnachten wurden wir alle erfreut durch eine reiche Christbescherung von der Altenburg, jedes war bedacht, auch unser kleine Franz, der auf seinem hübschen Schaukelpferde fröhlichen Muthes in das Neue Jahr hineinritt, während uns leider das schöne Fest sehr getrübt wurde, Ida war seit längerer Zeit schon recht krank.

So begann denn das Neue Jahr (1859) für uns recht traurig. Die Quelle, woraus ich sonst Erheiterung und Muth schöpfte, schien versiegt. Ich war recht fleißig, aber bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten konnte ich wol meine trübe Stimmung vergessen, aber nicht gründlich beseitigen. Nur wenn sich ein äußerer Anlaß darbot, wobei das Gefühl der Dankbarkeit mitwirkte, begann ich wol wieder zu dichten. Und so begrüßte ich denn die Fürstin zu ihrem Geburtstage. *)

---

*) Ges. W. Bd. VI. S. 179. 180. G.

Am 12. Februar, als ich eben von der Bibliothek gekommen VI, 277. und mit Dr. Köhler und Dr. Kräuter unten vor der Thür noch stand, kam der Großherzog, der eben von einem Spaziergange zurückkehrte, auf mich zu, reichte mir die Hand und erkundigte sich nach dem Befinden meiner Frau. Ich war sehr überrascht — seit länger als Jahr und Tag hatte ich den Großherzog nicht mehr gesehen, und meinerseits konnte ich keine Schritte thun, mir eine Audienz zu erbitten. Nach dieser freundlichen Begegnung glaubte ich es wagen zu dürfen, den Großherzog um eine Verwendung für mich in Berlin anzugehen. Schon einige Tage nachher schrieb mir Herr Rath Vent im höchsten Auftrage, 'daß Se. königl. Hoheit zusehen werde, was in fraglicher Angelegenheit zu thun sey.' Bei dieser zweifelhaften Aus- VI, 278. sicht dachte ich: Selbst ist der Mann! und entschloß mich zur Reise nach Berlin. Während ich mich dazu vorbereitete, konnte ich noch an zwei Festlichkeiten auf der Altenburg theilnehmen.

Den 18. Februar war der Geburtstag der Prinzessin. Außer mir war nur Lassen zur Tafel geladen. Wir waren sehr heiter, niemand ahndete, daß wir hier diesen Geburtstag und wol überhaupt nie wieder feiern würden. Mein Glückwunsch fand großen Anklang.*) Den 25. Februar war Genelli zu Ehren große Abendgesellschaft auf VI, 279. der Altenburg. Er war erst Tags vorher in Weimar eingetroffen. Es waren meist nur Maler eingeladen: Preller, Wislicenus, Hummel, Schuchardt, Marshall, Fräulein Seidler und Frau Herwegh von Zürich. Ich sprach abermals meine Verehrung für den genialen, großartigen Künstler aus und diesmal vor seinen neuen Weimarischen Kunstgenossen.**)

Kurz vor meiner Abreise hatte ich noch eine Doppelfreude: das VI, 280. erste Heft meiner 'Findlinge' war erschienen, und Asher meldete, daß er mir meine französischen Lieder für 300 Rℓ mit 15% Abzug abkaufen wolle.

Den 1. März trat ich meine Reise nach Berlin an, nicht ohne Hoffnung, da doch etwas von der neuen Regierung für mich geschehen war, freilich nur in meiner Ordensangelegenheit.

Die Sache verhielt sich so. Am 28. September 1855 hatte mich

*) Ges. W. Bd. VI. S. 180—182. G.
**) Ges. W. Bd. VI. S. 182. 183. G.

der König der Niederlande zum 'Ridder der Orde van den Nederlandschen Leeuw' ernannt. Obschon ich nicht die Absicht hatte, den Orden in Preußen zu tragen, so wollte ich doch das Recht haben. Ich wendete mich deshalb den 20. November 1856 an Seine Majestät den König. Schon den 13. December forderte mich der Minister von Raumer auf, 'die Urkunde über die Verleihung des gedachten Ordens einzureichen.' Das geschah. Ich erfuhr weiter nichts. Als ich am 14. Juli 1857 dem Minister in Kösen meine Aufwartung machte, erinnerte ich zuletzt noch an meine Ordensangelegenheit.
VI, 281. Excellenz bemerkte: 'Künftige Woche wird wol schon die Entscheidung erfolgen. Seine Majestät wußte nicht, daß Sie Preuße waren. Ich habe einen Bericht eingereicht, worin dargethan ist, daß Sie Heimatsrecht in Preußen haben und als Professor Wartegeld beziehen.' — Wieder ein Jahr verging und da hörte ich denn, als Herr von Raumer noch Minister gewesen, habe Seine Majestät bei Vorlegung des Berichts gesagt: 'Nicht nöthig, der ist in Weimar.' Den 26. October 1858 wendete ich mich an den Prinz-Regenten, und den 22. December erfolgte die Erlaubniß, den niederländischen Orden annehmen und tragen zu dürfen, wie mir amtlich durch den Minister von Bethmann-Hollweg am 24. Januar 1859 angezeigt wurde.

Das war also die Hoffnung, die mich bestimmte, bei der neuen Regierung mein Heil weiter zu versuchen. Geh. Regierungs-Rath Justus Olshausen empfing mich recht herzlich. Ich setzte ihn in Kenntniß von meiner mißlichen Lage, sprach meine Wünsche aus und bat ihn, dieselben dem Minister vortragen und mir Bescheid geben zu wollen. Nach acht Tagen wiederholte ich meinen Besuch. Olshausen war wieder recht freundlich, es schien mir aber sein Gespräch mit dem Minister vorläufig erfolglos geblieben zu sein: 'Der Minister wollte sich die Sache noch überlegen.' Unterdessen machte ich meine Aufwartung dem Minister R. von Auerswald und dem Minister von Bethmann-Hollweg. Letzterer hörte mich ruhig an: 'Ich sage Ihnen vorläufig nichts, weil ich das halte was ich sage, ich muß mir die Sache in Erwägung nehmen.' Ich überreichte ihm meine Geschichte des Kirchenliedes und empfahl mich.

Es waren abermals acht Tage vergangen, da besuchte ich wieder
VI, 282. GR. Olshausen. Er hatte mit dem Minister gesprochen, ich sollte jetzt nur einfach um eine Unterstützung meiner 'Bücherkunde' ein-

kommen. Den Tag vor meiner Abreise nahm ich Abschied von Olshausen. Er fragte mich, ob ich an den Minister bereits geschrieben hätte? Ich las ihm meine Eingabe vor, er war damit einverstanden. Ich bemerkte dann noch: 'An eine Professur darf ich wol nicht denken — nun, ich will mit einer Unterstützung zufrieden sein. Eine Professur würde zuviel Aufsehn machen und das Ministerium fürchtet sich davor.' Olshausen wollte das nicht recht zugeben, aber ich merkte ihm doch an, daß ich Recht hatte.

Für meine nächsten litterarischen Arbeiten war ich sehr thätig und glücklich: ich machte für meine 'Findlinge' manchen hübschen Fund. Auf der königlichen Bibliothek sah ich die Meusebach'schen Autographa durch, es waren 22 Mappen voll. Herr Geh. Rath Pertz war so gütig, mir die Benutzung derselben wie auch noch anderer handschriftlichen Sammlungen zu erlauben; ich erhielt dazu einen der besten Plätze im Lesezimmer angewiesen, zugleich eine Schublade zum Verschließen.

Den 27. März verließ ich Berlin, blieb noch zwei Tage in Leipzig, besuchte S. Hirzel und Hofrath Freytag und war den 29. wieder in Weimar. VI, 283.

In den Monaten April und Mai ging es bei uns recht still zu. Ich arbeitete wieder fleißig, spazierte, besuchte die Bibliothek, Abends zuweilen die Erholung oder das Stadthaus, Montag-Abends unsern Verein. Ida und ihre Schwester Adele hatten ihren früheren Verkehr und gingen abwechselnd ins Theater. Dann und wann fand sich Besuch ein.

Ida's Geburtstag, der 11. April, sonst immer ein so frohes Familienfest, wurde uns diesmal durch ihre Krankheit sehr getrübt. Wie sie sich aber über jede kleine Aufmerksamkeit wie ein Kind freuen konnte, so war es auch diesmal, als ich ihr mein Bild in sieben verschiedenen Photographien und ein kleines Lied*) schenkte. VI, 281.

Den zweiten Ostertag, 25. April, feierten wir in unserm Verein durch ein Festessen F. Preller's Geburtstag. Er hatte vor einigen Wochen hier erst seine beiden Odyssee-Cartons: Polyphem und Circe, vollendet. Liszt war heute besonders heiter und suchte meinem

*) Ges. W. Bd. I. S. 112. G.

VI, 285. Hoch *) durch Champapner eine größere Wirkung zu geben. Noch in diesem Jahre begab sich Preller wieder nach Italien. Den 11. September nahm er in einem rührenden Briefe an Ida von uns Abschied: 'So sehr viel Schönes die Reise verspricht, trübt mir der Gedanke doch Alles, daß ich Sie und Heinrich vielleicht hier nicht wiederfinden könnte . . . Daß Sie, liebe Freundin, das Sichere mit dem Fraglichen zu vertauschen wenig Neigung fühlen, weiß ich, und daher neben der Liebe für Sie und Heinrich meine Theilnahme an dem, was Ihnen die nächste Zeit bringen kann. Möge, was auch komme, Ihnen angenehm sein, Anderes will ich nicht wünschen, wenngleich Ihr Weggehen von uns ein großer Verlust ist und immer sein wird!' — Den 25. September, während wir noch abwesend waren, trat er in Begleitung seiner Frau seine Reise an.

VI, 286. Der lange vorhergesehene Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und Italien war endlich ausgebrochen, und gegen Ende Mais lasen wir schon Berichte über den ersten Zusammenstoß der feindlichen Heere. Oesterreich that auf einmal ganz gewaltig deutsch. Durch seine ultramontanen und absolutistischen Vorkämpfer und Anhänger ließ es überall verkünden, der jetzige Krieg sei kein österreichischer, sondern ein rein deutscher. Süddeutschland wurde bald für diese Ansicht gewonnen und auch bei uns fehlte es nicht an Freunden und Fürsprechern, aus Liebe zur Kleinstaaterei oder mehr noch aus Haß gegen Preußen. Es war einem ehrlichen Deutschen viel zugemuthet, sich für Oesterreich zu begeistern und mitzuhelfen, daß Deutsche ihm in seinem wohlverdienten Unglück das eigene Leben opfern sollten. War es doch dasselbe Oesterreich, das viertehalb hundert Jahre Alles aufgeboten hatte, jede freiheitliche Entwickelung zu unterdrücken oder mindestens zu hemmen, dies Oesterreich mit seinen Concordatlern, Jesuiten, Absolutisten, Windisch-Grätzlern und Haynau's! Sollte Deutschland sich etwa am Kriege gegen Frankreich betheiligen, so war dazu nur ein einziger Grund vorhanden, der voraussichtlich auch noch später vorhanden sein dürfte: Deutschland für sich selbst, nicht
VI, 287. für Oesterreich. Daß ein solcher Krieg jetzt nicht aus dem Bereiche des Möglichen lag, gaben die Rüstungen Preußens und des deutschen Bundes zu erkennen, und da sich Alles rüstete, glaubte ich auch,

*) Ges. W. Bd. VI. S. 165. G.

auf meine Weise mich rüsten zu müssen. Ich sammelte viele meiner früheren Lieder, die mir jetzt in Bezug auf Deutschland zeitgemäß schienen. Mit dem Abschreiben und Ordnen war ich bald fertig; am 10. Juni war mein Büchlein gedruckt: 'Deutschland über Alles. Zeitgemäße Lieder von Hoffmann von Fallersleben.' (Leipzig. Voigt und Günther. 1859. kl. 8°. 63 SS.)*)

Mit der Schlacht von Solferino am 24. Juni wurde auch mein VI, 288. Buch geschlagen, das kaum das Licht der Welt erblickt hatte. Der bald darauf folgende Friede von Villafranca beruhigte die Gemüther und niemand wollte sich aufregen lassen, weder prosaisch noch poetisch. Mein Büchlein konnte nicht einmal vergessen werden, da es ja gar nicht bekannt geworden war.**) Ich hatte nichts davon als die Freude, daß ich einen Liederstrauß in den Strauß der Parteien hatte werfen wollen; ich konnte mein Honorar nicht einmal verwenden zu den Kriegssteuern, die auch ich nachher bezahlen mußte, da ich keins empfing. Uebrigens hatte mein Gemüth gegen Ende Mais schon wieder eine friedliche Stimmung gewonnen, als ob ich geahndet hätte, daß der Weltfrieden bereits im Anzuge wäre. Ich dichtete an einem Kindergesangfeste: 'Die vier Jahreszeiten' und vollendete den Frühling.

In den ersten Tagen des Junis wurde ich sehr angenehm überrascht: das Ministerium hatte mir Behufs Ausführung meiner 'Bücherkunde' eine Unterstützung von 150 Rthlr. bewilligt. Ich ent- VI. 289. schloß mich nun sofort zum Reisen. Mein nächstes Ziel galt der Bibliothek zu Zwickau. Von den vielen deutschen Liederbüchern, meist aus dem 16. Jahrhundert, die noch im Jahre 1827 als vorhanden angegeben wurden, war nichts mehr vorhanden. Weder Uhland, der im Jahre 1843 die Bibliothek besuchte, noch ich fanden etwas vor. Sie scheinen für immer verschwunden zu sein. Trotzdem war ich mit meiner Ausbeute sehr zufrieden. Den 10. kehrte ich nach Weima zurück.

Den 15. Juni brachte ich Ida ins Bad nach Kösen und durchforschte dann die Bibliotheken zu Zeiz und Gera. Dann besuchte ich den Buchhändler Eberhard Hofmeister in Ronneburg. Er

*) Ges. W. Bd. V. S. 155—157 und S. 350. Anm. 42. G.

**) Vgl. das Gedicht: „Deutschland, Deutschland über Alles!" — Ges. W. Bd. VI. S. 271. 272 und S. 324. Anm. 128. G.

VI, 290. empfing mich sehr freundlich, behielt mich als seinen Gast und gewährte mir die Benutzung seiner sehr bedeutenden Autographen-Sammlungen. Wir begannen sofort die Durchsicht und mit Erfolg. Den andern Tag fuhren wir damit fort. Einiges schrieb ich mir ab. Ich überzeugte mich bald, daß ich für dies Mal den reichen Schatz nicht heben könnte, und versprach bald wiederzukommen. So kehrte ich denn den 20. nach Weimar zurück.

Den 24. Juni begrüßte ich den Großherzog zu seinem Geburtstage mit einem Gedichte.*) Tags vorher war die Großfürstin gestorben, am 27. ward sie beigesetzt. Ein höchst trauriges Ereigniß, das in allen Kreisen tief empfunden wurde, ein unersetzlicher Verlust für Weimar, namentlich für seine milden Stiftungen. Die Trauer war allgemein und es wurde gerade an dem Begräbnißtage viel über das segensreiche Wirken der edelen Fürstin gesprochen, auch in unserem Vereine, zu dem sich heute ungewöhnlich viel Mitglieder eingefunden hatten. Liszt, der bei seinen nahen Beziehungen zum Hofe, dies Ereigniß mehr als mancher andere in seinen Folgen erkannte, sprach es dreimal aus: 'Mit dem heutigen Sarge ist Alt-Weimar begraben.'

Am 1. Juli ging ich abermals auf Reisen. In Kösen besuchte ich Ida. Sie war so wohl, frisch und heiter, gar nicht zum Wieder-
VI, 291. erkennen. Wir waren den anderen Tag noch sehr fröhlich bei Steinhart's in Pforta zusammen. Den 3. Juli kam ich in Ronneburg an. Ich war nun abermals Hofmeister's Gast und Findlingssucher. Die Durchsicht der Autographen machte mir wie ihrem Besitzer große Freude. Ich war sehr fleißig im Abschreiben und meine 'Findlinge' wurden durch manchen werthvollen Beitrag bereichert. Uebrigens beschränkte ich mich nicht auf meine 'Findlinge', ich dichtete auch mitunter, und so konnte ich denn am 8. Juli Ida melden: 'Gestern habe ich den Winter vollendet und bin jetzt beim Herbste. Dann sind alle vier Jahreszeiten des Kinder-Gesangfestes fertig.'**)

---

*) Im Nachlasse nicht vorhanden. G.

**) Erschien erst im folgenden Jahre: 'Die vier Jahre'zeiten. Vier Kinder-Gesangfeste von Hoffmann von Fallersleben.' (Mit zweistimmigen Volks- und anderen Weisen. Berlin. 1860. Adolph Enslin. 92 SS. — Neue, mit einem Anhang verm. Ausg. 1864. 8°. VIII. 103 SS.) H.

Auch ließen mir hier die Correcturen keine Ruhe. In den letzten Tagen in Weimar hatten sie mich noch recht sehr geplagt: den einen Tag mußte ich 12 Stunden darauf verwenden. Hier erhielt VI, 292.
ich nun den Schluß des einen am 18. Juni vollendeten Buches: 'Unsere volksthümlichen Lieder. Von Hoffmann von Fallersleben.' (Suum cuique. Zweite Auflage. Leipzig. Wilh. Engelmann. 1859. 8^{0}. XL. 171 SS.).

Abends pflegten wir zu spazieren, gewöhnlich nach dem Brunnen und brachten dann wol einige Stunden zu im Club, der auch hier unter dem vielversprechenden Namen 'die Erholung' besteht. Die Unterhaltung drehte sich gewöhnlich um den österreichisch-französischen Krieg. Merkwürdig, ich bin kein politischer Seher, aber am 13. Juli schrieb ich die wenigen Worte in mein Tagebuch: 'Es ist also Friede! und was nun? Krieg gegen Oesterreich, Krieg für Deutschland!' — Am 19. Juli kehrte ich nach Weimar zurück, nachdem ich noch vorher zwei Tage mit Ida zusammen gewesen war in Kösen. Am 25. holte ich sie von dort heim.

Ich beschloß nun mit den Meinigen eine größere Reise: sie wollten zu den Eltern nach Bothfeld und dort verweilen, während ich Bibliotheken und Freunde in Schlesien besuchte. Ueber Leipzig, Dresden und Görlitz eilte ich ins schlesische Gebirge, zunächst nach Eichberg bei Hirschberg zu Eduard Kießling, der jetzt Rittergutsbesitzer war. Es that mir wohl, nach so mancher Anstrengung in VI, 293.
den staubigen, dumpfen Bibliotheken als willkommener Gast hier zu leben, in der schönen Natur mich zu ergehen, und nach Belieben mich mit mir oder mit den lieben Freunden Eduard und Albert zu unterhalten. So vergingen gar schnell vierzehn genußreiche Sommertage. Ich mußte nun wieder ans Arbeiten denken und begab mich am 29. August nach Warmbrunn.

Der gräfliche Bibliothecar, Wilhelm Burghardt, verschaffte mir bereitwilligst Alles aus der Bibliothek was ich wünschte. Zunächst richtete ich mein Augenmerk auf die vom Grafen angekaufte Autographen-Sammlung des Geh. Raths Stenzel. Ich fand darin und auch noch sonstwo Manches für meinen Zweck. Wenn ich nicht zu Hause arbeitete, verkehrte ich mit einigen Badegästen, lustwandelte in den Umgebungen oder spazierte zur Villa Aderholz. Schon von Eichberg aus hatte ich Aderholz besucht. Wir waren dann oft zu-

sammen und freuten uns der schönen Natur und des alten Breslauer Verkehrs. Als ich am 4. September Warmbrunn verließ, mußte ich noch zwei Tage bei ihm zubringen.

Aderholz hatte sich an der Straße, die von Hirschberg nach Warmbrunn führt, etwa Mitte Wegs, einen hübschen Sommersitz geschaffen. Die Aussicht vom Balcon des Hauses nach dem Gebirge ist entzückend; die parkartige Umgebung genügte, wenn man sich im Freien ergehen wollte. Wir waren unter uns und mit anderen sehr heiter gewesen. Beim Abschiede mußte ich versprechen, nächsten Sommer längere Zeit bei ihm zu weilen.

VI, 294. 7.—24. September in Breslau. Ich wohnte in Aderholzens Wohnung, sein Arbeitszimmer war jetzt das meinige.

Breslau war seit 48, als ich es zuletzt sah, wieder ein anderes geworden. Auf den Straßen war es noch wühliger, das Gedränge noch viel ärger. An Einwohnern und Häusern hatte es noch mehr zugenommen. Von meinen alten Freunden und Bekannten war mancher heimgegangen; manche Kunde mußte ich hören, die mich sehr schmerzlich berührte. Ich wandelte in den belebten Straßen wie ein Fremder, der nichts mehr findet in der Gegenwart was sich freudig an die Vergangenheit anreiht.

Da war es mir denn recht angenehm, daß ich einen bestimmten Zweck hatte, der mich herführte und hier festhielt: die Durchsicht der deutschen Litteratur in den Bibliotheken. In der königlichen und Universitäts-Bibliothek war mir die Benutzung sehr erleichtert, da ich wußte wo und wie ich zu suchen hatte, dagegen waren die Schwierigkeiten in den städtischen Bibliotheken immer noch die alten. Noch einer anderen Ausbeute konnte ich mich erfreuen: Herr Robert Weigelt bot mir seine reiche Autographensammlung zur Benutzung an und
VI, 295. ich fand manchen werthvollen Beitrag für meine 'Findlinge.' Mein diesmaliger geselliger Verkehr war übrigens sonst ein angenehmerer, vielseitigerer als in den Tagen der Aufregung im Jahre 48.

VI, 297. Am 24. September schrieb ich an Ida: 'Meinen Zweck habe ich hier erreicht und ich reise heute höchst zufrieden ab. Ich bin fleißig gewesen bis zum letzten Augenblick und habe eben um Mittag aufgehört zu arbeiten. Ich habe hübsche Sachen gefunden, bin aber auch wieder

recht glücklich gewesen. In einem Buche entdeckte ich folgendes hübsche Sprüchlein:

Mein Herz in mir Theil' ich mit Dir; VI, 298.
Brech' ich's an Dir, Räch's Gott an mir;
Vergess' ich Dein, So vergess' Gott mein!
Dies soll unser beider Verbündniß sein.

Den 25. September trat ich meine Heimreise an. Um nicht denselben Weg wieder zu machen, ging ich über Berlin. Den folgenden Tag blieb ich in Liegnitz und hielt noch eine Nachlese in der Bibliothek der Ritterakademie, deren musicalische Sammlungen ich früher viel benutzt hatte.

Da ich nun einmal wieder in Berlin war, so wollte ich sehen, ob ich nichts für mich erreichen könnte. Zunächst besuchte ich GR. Olshausen. Er meinte, es sei kein Geld da, vorläufig dürfe ich auf nichts rechnen, ich möchte zu Anfange Februars einkommen um eine Wiederholung der Unterstützung. Den andern Tag ging ich zum GR. Lehnert: 'Gehen Sie zum Minister. Lassen Sie sich auf Redensarten nicht ein! Wenn er Ihnen sagt, ich will Sie anstellen, dann ist es gut.' — So ging ich denn zum Minister. Als ich ihm meinen Wunsch aussprach, wieder angestellt zu werden, sagte er: 'Das ist mir ganz neu, darüber habe ich noch nie nachgedacht.'

Den 10. October verließ ich Berlin, blieb noch zwei Tage in Köthen VI, 299.
und kam den 13. in Weimar an. Den 15. October war der Hochzeitstag der Prinzeß Maria von Wittgenstein-Sayn. Tags vorher hatte ich sie beglückwünscht und ihr einige Kleinigkeiten zum Andenken überreicht. *) Daß dieser Tag auch für mich ein Glückstag sein sollte, konnte ich nicht ahnden: aus liebevoller Theilnahme für uns hatte mich die Prinzessin dem Herzog von Ratibor empfohlen und diese Empfehlung war von bestem Erfolge. Den 20. holte ich Ida und Franz auf ihrer Reise von Bothfeld in Kösen ab. Wir waren nun alle wieder beisammen und gingen mit neuen Hoffnungen ins Neue Jahr hinein.

1860.

Um noch einigen Stoff für meine 'Findlinge' zu holen, ging ich gleich nach Neujahr über Almerich und Zeiz nach Ronneburg.

*) Ges. W. Bd. VI. S. 186 G.

Als Hofmeister's Gast erfreute ich mich wieder einer ziemlichen Ausbeute. Trotz der winterlichen Jahreszeit machten wir einige ergötzliche Ausflüge. Vom 17. Januar an war ich wieder in Weimar.

Der Herzog von Ratibor wollte mich erst persönlich kennen lernen und Rücksprache mit mir nehmen, ehe er mir die Stelle eines Bibliothecars in Corvey antrüge. Als ich die Anwesenheit des Herzogs in Berlin erfuhr, reiste ich hin. Ich erbat mir Audienz und schon auf den folgenden Morgen (11. Februar) wurde ich zu ihm beschieden. Der Herzog war sehr huldreich. Ich sprach meine Wünsche aus und wir waren bald einig, nur meinte der Herzog noch, ich möchte doch erst mir die Bibliothek ansehen und Bericht erstatten, er wisse ja auch nicht, ob mir die Sache genehm wäre &c.

VI, 300. Ich begab mich nun nach Corvey, machte meinen Bericht und kehrte den 2. März nach Berlin zurück. Den folgenden Tag empfing mich der Herzog. Nachdem wir Alles erwogen, meinte Durchlaucht, wir wollten nun jeder einen Vertrag aufsetzen, der bessere solle dann gelten. Ich machte den meinigen, konnte ihn aber erst den 5. März vorlegen, weil der Herzog immer verhindert war, mich zu empfangen. Er theilte mir nun den von ihm eigenhändig entworfenen und unterzeichneten Vertrag mit, und weil derselbe weit besser war als der meinige, so unterzeichnete ich ihn. Froh und dankbar nahm ich Abschied. Den Abend war ich schon in Halle, den andern Mittag (6. März) zu Hause, freudig von den Meinigen empfangen. Ich hatte nun viel mit Corrigieren zu thun. Bei meiner Ankunft fand ich 5 Bogen vor. Ein Buch war wenigstens wieder vollendet: 'Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung von Hoffmann von Fallersleben'. (Erster Band. Leipzig. W. Engelmann. 1860. 8°. VIII. 496 SS.)

An den Gesellschaftsliedern wurde fleißig gedruckt. Da sie eine Weimarische Arbeit noch sind, so mögen auch sie hier eine Stelle finden: 'Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus gleichzeitigen Quellen gesammelt von Hoffmann von Fallersleben.' (1. u. 2. Theil. Zweite Auflage. Leipzig. W. Engelmann. 1860. 8°. I. XX. 376. II, 274 SS.)

Den 2. April wurde mein Geburtstag zunächst in unserm kleinen häuslichen Kreise gefeiert. Zu den Geschenken der Meinigen brachte noch Herr Hofmeister von Ronneburg mein Bildniß, gemalt

von Walther, im goldenen Rahmen, der von Ronneburger Fräulein VI, 301
mit einem Lorbeerkranze geschmückt war. — Zum Mittag war ich mit Ida auf die Altenburg eingeladen. — Von Genelli erhielt ich noch nachträglich ein sehr liebes Andenken: zwei schöne Handzeichnungen, die eine mit seinen Worten:

Ist man reich, so sei man ein Mensch!
Ist man arm, so sei man ein Mann!

Denselben Tag ward mir der Auftrag, sämmtliche Mitglieder des Neu-Weimar-Vereins zum Abendessen auf der Altenburg einzuladen: ‘unser verehrter Präsident soll zu seinem Namenstage überrascht werden.’ Die meisten Mitglieder waren zugegen, auch sonst noch Einheimische und Fremde hatten sich eingefunden. Es ging sehr heiter zu. Nachdem ich zweimal Liszt ein Hoch ausgebracht hatte, wurde auch mir eins zu Theil, welches ich mit einem Trinkspruch auf die einzelnen Maler beantwortete. Zuletzt sprach ich noch einen Wunsch und eine Hoffnung aus.*)

Am 9. April wohnte ich zum letzten Male dem Vereine bei. VI, 302
Es war ein Abendessen im Stadthause. Ich erwiederte das Hoch auf mich mit einem Spruch.**) Der Abschied von allen den lieben VI, 303
Freunden und Bekannten ging mir sehr nahe, von niemandem mehr als von Liszt, denn es schien mir ein Abschied auf Nimmerwiedersehn. Was ich auch ihm aus vollem Herzen sagen konnte, sagte er mir im letzten Augenblicke unseres Scheidens: ‘Die schönsten Stunden, die ich hier verlebt, habe ich Dir mit zu verdanken.’

Wir hatten nun genug zu thun mit unserer Uebersiedelung. Nachdem meine Bücher und Schriften eingepackt waren und ich überall Abschied genommen hatte, ging ich den Meinigen voran nach Corvey. Den 25. April traf ich ein, und den 1. Mai übernahm ich das Amt eines Bibliothecars Sr. Durchlaucht des Herzogs von Ratibor, Fürsten von Corvey.

Victor amandus Dux nobis haec otia fecit.

---

*) In die Ges. W. ist von den hier angeführten nur ein Gedicht aufgenommen. Bd. VI. S. 187. G.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 188. 189. G.

Hoffmann von Fallersleben in Schloß Corvey 1860—1874.

(Fortsetzung von „Mein Leben" bis zu des Dichters Tode.)

Vom Herausgeber der „Gesammelten Werke."

Erster Abschnitt.

Schloß Corvey. 1860.

Mahnt der Rhein mit seinen alten Römerstädten an die schließlich erfolglosen Versuche der Römer, das Land unserer Altvordern ihrem Weltreiche einzuverleiben, so bewahrt das Flußgebiet der Weser Stätten der Erinnerung an einen Kampf, den das Christentum gegen den heidnischen Glauben unserer Vorfahren siegreich durchgefochten hat. Hier fällte Bonifacius die Donareiche und richtete an ihrer Stelle das Kreuz auf, hier zwang Karl der Große in blutigen Kriegen den alten Sachsen, die treu an ihren heidnischen Göttern hingen, den Christenglauben auf, hier gründeten er und sein Sohn bleibende Pflegstätten für christliche Lehre und Bildung.

Ludwig der Fromme siedelte 816 Benediktinermönche aus dem Kloster Corbie bei Amiens im Sollinger Walde in der Nähe des heutigen Fohlenplacken an. Als dort die Niederlassung infolge des rauhen Klimas nicht gedeihen wollte, verlegte er sie in das Weserthal auf das linke Ufer und gründete 822 das Kloster Corbeia Nova, das, mit reichem Landbesitz und wichtigen Rechten ausgestattet, schnell emporblühte und sich namentlich um die Heidenbekehrung hervorragende Verdienste erwarb. Während des Mittelalters ein Hort des Glaubens und eine Pflanzstätte der Wissenschaften, verlor die Abtei Corvey, wie fast alle ähnlichen Gründungen, in der neueren Zeit ihre alte Macht und Bedeutung und wurde 1802 säcularisiert. Auf dem Wiener Congresse wurde das Fürstentum Corvey Preußen zugesprochen und von diesem 1820 dem letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg, Victor Amadeus, überlassen. Nach seinem Tode (12. November 1834)

erbte es zugleich mit dem Herzogtum Ratibor der Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst und erhielt den Titel eines Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey. Hieraus erwuchs dem Schlosse Corvey nicht der Glanz eines Hoflagers, denn der Herzog von Ratibor wohnte auf Schloß Rauden in Oberschlesien oder in Berlin, wohin ihn mannigfache Pflichten riefen, wie die eines Mitgliedes des Herrenhauses, dessen Vorsitzender er bekanntlich lange Zeit war. Nach seinem Tode (30. Januar 1893) hat sein ältester Sohn, Victor Amadeus, den Besitz von Corvey angetreten.

Als ein Mittelpunkt kirchlichen Lebens und gelehrten Forschens besaß die alte Benediktiner-Abtei an der Weser eine nicht unbedeutende Bibliothek. Ihr gehörte ursprünglich jene einzige erhaltene Handschrift der Annalen des Tacitus, die gestohlen wurde und in die Hände des Papstes Leo X. gelangte, der sie 1515 abdrucken ließ. Ein ähnliches Schicksal, wie diese Tacitushandschrift, erfuhr nach und nach die ganze Stiftsbibliothek. Seit den für die Wesergegenden besondes schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges ging sie einer vollständigen Auflösung entgegen. Die letzten Reste von ihr lernte Hoffmann zufällig auf der Marburger Universitäts-Bibliothek kennen; dahin hatte Jerome sie geschenkt, der als König von Westfalen vorübergehend auch Herr von Corvey gewesen war.

Um so größer ist das Verdienst des Landgrafen von Hessen-Rotenburg, der die jetzt vorhandene Bibliothek völlig neu angelegt hat. Als ihr Gründungsjahr wurde uns an Ort und Stelle das Jahr 1826 bezeichnet. In großartiger Weise sorgte der Landgraf für seine Neuschöpfung, auch über seinen Tod hinaus; denn er setzte testamentarisch von den Einkünften Corvey's alljährlich eine Summe von 2000 Thalern für Instandhaltung und Vermehrung der Bibliothek aus. Mit dieser Bestimmung ist ihr Besitz auf den Herzog von Ratibor übergegangen. Sie ist also eine Privatbibliothek, aber nach Ausstattung und Inhalt eine der bedeutendsten in Deutschland. Sie zählte schon 1860 gegen 100,000, jetzt 150,000—200,000 Bände; die Angaben schwanken. Daß sie nicht alle Gebiete des Bücherwesens umfaßt und umfassen kann, ist weniger zu bedauern, als daß sie fast nur der herzoglichen Familie zur Verfügung steht und für andere Kreise fast gar nicht zugänglich und benutzbar ist. Und doch könnte sie der Wissenschaft infolge ihrer Reichhaltigkeit auf einzelnen Gebieten

manchen Dienst leisten und auch die Gelehrten ins Weserthal nach Corvey locken, das jetzt fast nur das Ziel von Vergnügungsreisenden bildet.

Aber auch so ist der Besuch des Weserthales und der alten Abtei lohnend.

Nach dem Zusammenflusse der Werra und Fulda windet sich die Weser in nördlicher Richtung zwischen dem Bramwald und Reinhardswald hindurch, um dann vor dem Solling in weitem Bogen nach Westen auszubiegen. Unweit Karlshafen öffnet sich das bis dahin enge Thal, und während die Weser nach Norden am Solling hinfließt, treten auf dem linken Ufer die Berge meist weiter zurück und geben einem fruchtbaren Thale Raum, das sich bis über Holzminden hinaus ausdehnt. Hier tritt dem Wanderer nicht eine großartige Natur entgegen: gewaltige Bergriesen, jähe Felsenabgründe, wildschäumende Gebirgswasser sucht das Auge vergebens. Die Berge erheben sich nicht über 500 Meter, in das üppige Grün dichter Laubwälder eingehüllt; über die entfernteren liegt ein bläulicher Schimmer ausgegossen. Die Berglinien sind weich und verschmelzen sanft in einander. Von dem duftigen Blau der weiter zurückliegenden Berge und dem dunkleren Grün der Wälder hebt sich im Thale das Hellgrün der Wiesen, das Goldgelb der Kornfelder ab. Und zwischen den Höhen durch Wald, Wiese und Feld schlängelt sich in mancherlei Windungen der Fluß dahin, nicht rastlos eilend, sondern in gemächlichem Wanderschritte, und begrüßt die schmucken Dörfer und Städte an seinen Ufern.

So übt das Weserthal durch seine bescheidene Anmut und Lieblichkeit, durch seine farbenreichen und wechselvollen Landschaftsbilder großen Reiz auf den Naturfreund aus, und manchem Norddeutschen, der sein Bedürfnis nach Naturgenuß nur in den Alpen und im fernen Süden oder Norden befriedigen zu können glaubt, möchte man zurufen: Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah.

In diesem Teile des Weserthales, dem Solling gegenüber, liegt das alte und altertümliche Höxter. Hier treten wieder einmal auf dem linken Ufer die Berge näher an den Fluß heran, der Brunsberg und Ziegenberg schieben ihre Kämme kulissenförmig in das Thal hinein, nach dem Flusse zu ziemlich steil abfallend. Am Fuße

des letzteren liegt Höxter, von der Weser bespült, die hier in ihrem weiteren Laufe einen Winkel bildet, indem sie sich erst rein östlich dem Solling zuwendet, um dann durch diesen die Richtung nach Norden, nach Holzminden, zu erhalten. In diesem Winkel nahe der über den Fluß führenden Brücke der Holzminden-Altenbekener Eisenbahn ragen aus dem dichten Grün des Weidengebüsches und stattlicher Baumgruppen altersgraue Türme hervor.

Es ist das alte Corvey, dahin führt von Höxter eine prachtvolle Kastanienallee. Mächtige Baumriesen neigen ihre Zweige tief hernieder und bilden einen dichten Laubgang, in den die neugierigen Sonnenstrahlen vergeblich einzudringen versuchen. Zur linken lachende Fluren, dahinter der bis fast auf die Thalsohle reichende Wald des Räuschenberges, aus dem die Prinzessinnenklippen hervorlugen, im Hintergrunde die blauen Linien der entfernteren Weserberge, die nach Norden den Abschluß dieser reizenden Landschaft bilden. Nach rechts ist der Blick nicht so frei. Der Damm der Holzminden-Altenbekener Eisenbahn verbirgt uns das Thal und den Fluß. Aber die bewaldeten Höhen des Solling grüßen zu uns herüber.

Wie in einem Schacht der Ausgang zum Tageslichte als ein heller Punkt erscheint, so leuchtet uns beim Betreten der schattigen Allee das Endziel, die Pforte von Corvey, entgegen. Nach einer Wanderung von 20 Minuten öffnet sich der Laubgang; wir überschreiten den alten Wallgraben, der ausgetrocknet und in eine saftig grüne Wiese verwandelt ist, und gelangen durch die Eingangspforte in parkähnliche Anlagen.

Vor uns erhebt sich das Schloß, ein stattliches Häuserviereck von zwei Stockwerken. Man gewahrt von ihm zunächst nur den Westflügel, der die Vorderseite bildet; im Süden wird er begrenzt von der Westseite der alten Klosterkirche mit ihren beiden romanischen Türmen, im Norden von einem mit wildem Wein umrankten Eckturme, an den sich der Schloßpark mit seinen herrlichen Baumgruppen anschließt. Wie der freundliche Kastellan, der die Führung übernimmt, uns berichtet, enthält die Westseite der Kirche die ältesten Teile des ganzen jetzigen Baues. Ursprünglich lagen die Klostergebäude um die Kirche herum; sie sind längst der Zeit zum Opfer gefallen. Die jetzigen Gebäude, größtenteils aus dem Anfange des

achtzehnten Jahrhunderts stammend, liegen alle nördlich der Kirche.

Vor uns winkt das Portal des Westflügels, zu dessen beiden Seiten in Nischen die Standbilder Karls des Großen und Ludwigs des Frommen aufgestellt sind, die Erinnerung an die tausendjährige Geschichte des Ortes wachrufend. Der Kastellan, der unsere besonderen Wünsche erfahren hat, führt uns durch dieses Portal über den rings von Gebäuden umgebenen Schloßhof in den Ostflügel, in dessen erstes Stockwerk wir emporsteigen. Hier öffnet sich eine weite Halle, die sich durch den ganzen Flügel hindurchzieht. An ihren Wänden hängen in langer Reihe die Bildnisse der Schutzheiligen, Gründer und Äbte des Klosters. Noch vor zwei Jahrzehnten sahen sie, die jetzt nur fremde, neugierige Gesichter erblicken, täglich auf ein ihnen wohlbekanntes Antlitz herab: der Weg von seiner Wohnung zur Bibliothek führte Hoffmann durch diese Äbtehalle. An sie stoßen nämlich, nur von ihr aus zugänglich, die Räumlichkeiten, die Hoffmann als Wohnung benutzt hat. Wir treten ein: nichts erinnert uns mehr daran, daß hier ein deutscher Forscher seine Bücherei und seinen Arbeitstisch aufgeschlagen, daß hier ein deutscher Dichter nach einem bewegten Leben eine Heimstätte gefunden hat. Unbefriedigt treten wir an ein Fenster: da erfreut sich unser Auge an dem frischen Grün und dem nahen Solling. Wir kehren in die Äbtehalle zurück. Der Kastellan, der aus eigener Erinnerung uns mancherlei von Hoffmann zu erzählen weiß, öffnet eine Thür, die in den Nordflügel des Schlosses führt. Hier birgt eine Flucht von Sälen und Zimmern, 15 an der Zahl, den kostbaren Besitz des Herzogs, die Bibliothek. In mächtigen Wandschränken mit Glasthüren und in geräumigen Tischschränken wohlverwahrt, stehen die Geistes- und Kunstschätze und erinnern uns an ihren Ordner und Verwalter: hier fühlen wir uns auf Hoffmanns Arbeitsfeld. Und werden die Augen vom vielen Sehen müde — ein Blick hinunter in den Schloßpark, ein Gruß hinüber nach den nahen und fernen Weserbergen, und neugestärkt versenkt Auge und Geist sich wieder in die Betrachtung der hier aufgehäuften Schätze.

Durch den Kaisersaal, den alten Speisesaal der Mönche, folgen wir unserem Führer über Gänge und Treppen hinab zu einem Kreuzgang. Bald darauf stehen wir in der nach katholischer Sitte reichgeschmückten Kirche. Eine Thür an der Südseite führt uns ins

Freie; wir befinden uns auf dem kleinen Friedhofe. Wir treten an ein schlichtes Doppelgrab, einfach, mit Steinen eingefaßt, mit Immergrün und zwei Lebensbäumen bepflanzt. Zwei Steintafeln thun uns kund, wer hier ruht: Hoffmann von Fallersleben und seine Ida.

In Corvey hat der Dichter 1874 die letzte Ruhe gefunden. Auch für den Lebenden war das Schloß an der Weser ein Ruhehafen, in den er nach einer langen, sorgenvollen Fahrt einlief, als er 1860 als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor nach Corvey kam.

In Weimar hatte Hoffmann bald die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß seines Bleibens nicht lange sein werde. „In diesem Leben soll ich wie es scheint nicht mehr zur Ruhe kommen", schrieb er schon am 5. Mai 1857 an Ludwig Erk. Die Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. erweckte 1858 nur vorübergehend in ihm die Hoffnung, unter der Regentschaft endlich wieder in Preußen angestellt zu werden. Daher gestaltete sich seine äußere Lage in Weimar immer sorgenvoller. Er mußte darauf bedacht sein, sich eine ausreichende Einnahme zu sichern, und einen billigeren Aufenthaltsort wählen. Beides bot ihm Corvey, wohin er durch Vermittelung seiner jungen Freundin von der Altenburg, der Fürstin Marie von Hohenlohe, von deren Schwager, dem Herzoge von Ratibor, als Bibliothekar berufen wurde. Außer einer Wohnung im Schlosse erhielt er ein jährliches Gehalt von 300 Thalern; dieses und sein preußisches Wartegeld enthoben ihn der Sorgen um das äußere Leben. Von diesen befreit, in eine anmutige Umgebung versetzt, mit einer von Jugend auf gern geübten Beschäftigung betraut, war er dem gütigen Schicksale dankbar, als er in seinen neuen Wirkungskreis eintrat.

Am 22. April 1860 reiste er von Weimar, den Seinigen vorauseilend, nach Höxter, wo er am 25. April eintraf. Der Abschied von Weimar wurde ihm nicht schwer. Gewiß hatte er dort treue Freunde gefunden und besonders auf der Altenburg manche herrliche Stunde verlebt; aber schließlich sah er sich doch enttäuscht. Nun boten sich ihm sichere Lebensbedingungen, und die ersten günstigen Eindrücke erhöhte der Frühling, der ihm mit aller seiner Pracht entgegen trat. Man muß Hoffmanns schlichtes Empfinden kennen, seinen Sinn für die Natur, seine Freude über jede Knospe, die sich nach Winters Leid entfaltet, um zu verstehen, daß

er sich in dem frühlingsfrischen Weserthal wie in ein Paradies versetzt glaubte. Mit ihm war seine Kollegin, Frau Nachtigall, eingezogen und stimmte im Schloßparke ihre Liebeslieder an. Baum und Strauch schimmerten im ersten Grün; die Kirschbäume harrten nur auf einen warmen Regen, um ihr weißes Blütenkleid überzuwerfen; über die Buchenwälder der nahen Berge lag schon ein grüner Schimmer ausgegossen. Da ging ihm das Herz auf, und er wünschte die Seinen herbei, um ihnen diese Pracht zu zeigen, mit ihnen zu genießen, mit ihnen froh zu sein.

Auch sein neues Amt erfüllte ihn mit hoher Freude und erweckte in ihm beglückende Arbeitslust. Am 1. Mai trat er es an, am folgenden Tage fand die Uebergabe der Bibliothek in einfachster Weise durch den Kammerrat Hesse statt, dem der Herzog die Verwaltung Corveys und der dazu gehörigen Liegenschaften übertragen und bis dahin auch die Bibliothek unterstellt hatte. Nur die kostbarsten Bilderwerke wurden einzeln, alles übrige in Bausch und Bogen übergeben. Schon am Nachmittage begann Hoffmann seine Wirksamkeit, wie er an Ida berichtet, damit, daß er vier Fräuleins in der Bibliothek herumführte und ihnen die kostbarsten Bilderwerke zeigte. Aber ernste Arbeit harrte seiner. Die nächste Aufgabe war, wenigstens oberflächlich Ordnung zu schaffen, da die Erwerbungen der letzten Jahre nur notdürftig untergebracht, teilweise nicht einmal verzeichnet waren. Dabei schwelgte er, der Bücherliebhaber, förmlich im Genusse aller der litterarischen Schätze, die er entdeckte. „Die fürstliche Bibliothek hat mich sehr beschäftigt", schrieb er am 7. Mai an Ida, „und ich bringe fast die Hälfte des Tages damit zu. Der schönste Theil ist bereits geordnet und wird nun verzeichnet. Niemand weiß, ja niemand ahndet, was für ein großer Reichthum der herrlichsten Bilderwerke und kostbarsten Bücher hier aufbewahrt wird. Es geht mir, wie einem Botaniker, der in einer fremden Gegend forscht und immer was Neues, Schönes findet." Und an Erk berichtete er am 15. Mai: „Ich habe alle Hände voll zu thun mit der großen prachtvollen fürstlichen Bibliothek . . . . . Für mich habe ich noch nichts arbeiten können, meine Zeit gehört ganz der Bibliothek und der schönen Gegend."

Natürlich brachte der Umzug für ihn nebenbei mancherlei Arbeiten und Unbequemlichkeiten, doch wer erträgt sie nicht gern, wenn

er hofft, daß in das neue Heim auch das Glück seinen Einzug hält? Daher packte er — eine für ihn keineswegs neue Arbeit — unverdrossen seine Bücherkisten aus, die inzwischen angelangt waren, und stellte seine Bibliothek, die sein ganzer Stolz war, in seinem Arbeitszimmer auf. In seinem wechselvollen Leben hatte er überall selber Hand anlegen gelernt; drum traf er auch selbst mancherlei Vorbereitungen für die Ankunft seiner Familie. Am 9. Mai reiste er ihnen bis Karlshafen entgegen und führte sie am 11. in ihre neue Heimat ein. Mit Ida und Franz kamen zugleich seine Schwägerinnen Adele und Agnes. Die weiblichen Hände vollendeten bald die Einrichtung.

Schnell gewannen alle die neue Umgebung lieb und genossen mit vollen Zügen dankbar, was sich ihnen Schönes darbot. Bald kehrte in ihre stille Wohnung die Gemütlichkeit ein, und über ihrem ganzen Leben lag der Hauch der Zufriedenheit, des Glückes. An belebender Unterhaltung fehlte es nicht. Die herrliche Landschaft lockte zu mancherlei Ausflügen, in dem nahen Höxter knüpften sie einige Bekanntschaften an, hie und da sprachen Freunde von auswärts vor, so Hirsche aus Wolfenbüttel und Dauber aus dem benachbarten Holzminden, Ida's Mutter kam zu längerem Besuche, auch der Herzog weilte einige Tage des August in Corvey und erfreute Hoffmann durch sein liebenswürdiges Wesen und manches Zeichen seiner Huld. Im engeren Kreise der Familie sorgte Ida durch ihr Klavierspiel für Erheiterung und Belebung.

Daneben fehlte es nicht an wissenschaftlicher Arbeit. Zunächst legte Hoffmann letzte Hand an ein Werk, das er noch in Weimar der Vollendung nahe gebracht hatte, an die zweite Auflage der „Deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts“. In Corvey schrieb er die Vorrede und beendigte die Korrektur des Druckes, so daß das Buch noch im Sommer erschien.

Fast gleichzeitig wurden die Kindergesangfeste „Die vier Jahreszeiten“*), ebenfalls ein weimarisches Werk, vollendet. Doch hatte der Dichter selbst mit diesen nichts mehr zu thun, da Ludwig Erk den Druck überwachte. Eines von diesen reizenden Gesangfesten „Der

*) Vollständig aufgenommen in die Ges. W. Bd. II S. 316—393; vgl. dazu ebenda S. 408. Anm. 75.

Frühling", war in Weimar kurz nach Hoffmanns Abreise mit großem Erfolge aufgeführt worden, und damit hatte das ganze Büchlein seine Feuerprobe bestanden. Nachdem es, ebenfalls im Sommer, erschienen war, fanden an verschiedenen Orten Aufführungen einzelner Abschnitte statt, die zu des Dichters Freude reichen Beifall ernteten.

Endlich dachte Hoffmann an eine Fortsetzung der „Findlinge", deren erster Band noch in Weimar vollendet war; er beschäftigte sich gern mit einer solchen Sammelarbeit, weil sie ihn „zu einer recht vielseitigen Thätigkeit reizte und in lebhaftem Verkehr mit allerlei Leuten erhielt." (An Ludwig Erk, 4. November 1860). Er arbeitete daher in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Corvey unter anderem an einer Bibliographie des katholischen Kirchenliedes für ein neues Heft der Findlinge. Bald aber merkte er, daß das Sammeln für ihn beschwerlicher und minder erfolgreich wurde, da er von seinen Freunden und Bekannten das Beste bereits erhalten und im ersten Bande veröffentlicht hatte. Der buchhändlerische Mißerfolg dieses ersten Bandes schreckte ihn von der Fortsetzung ab.

Die wissenschaftliche Thätigkeit tritt in diesem ersten Jahre vor der bibliothekarischen ziemlich in den Hintergrund. Mit einem wahren Feuereifer geht er hier an die Arbeit. Selbst die Pfingstfeiertage weilt er auf der Bibliothek. Zunächst ordnet und verzeichnet er die Bilderwerke, welche die Zierde der ganzen Bibliothek sind. Schon am 18. Juni kann er dem Herzoge erfreut melden, daß die Neuordnung aller Bilderwerke vollendet und auch sonst alle in den letzten Jahren liegen gebliebene Arbeit nachgeholt ist. Zugleich aber bittet er den Herzog dringend, selbst nach Corvey zu kommen, um die ganze Bibliotheksangelegenheit, über welche dieser sich die näheren Bestimmungen vorbehalten hat, endgültig zu ordnen. Vor allem bedurfte Hoffmanns Verhältnis zu dem Kammerrat Hesse der Klarstellung. Denn dieser fühlte sich als Stellvertreter des Herzogs von Corvey und konnte sich nicht so schnell daran gewöhnen, daß die Bibliothek der Hand eines anderen anvertraut war; und Hoffmann, in seiner Eigenart und seinem Unabhängigkeitsgefühl, wollte sich keine Bevormundung und Beschränkung in seiner amtlichen Thätigkeit gefallen lassen. Diese Unklarheit in der gegenseitigen

Stellung beider Männer hatte bereits zu leichten Reibereien geführt, so daß der Herzog, dem es nichts weniger als angenehm war, unter seinen Beamten Mißhelligkeiten ausbrechen zu sehen, auf die Bitten Hoffmanns sich entschloß, die schwebenden Fragen persönlich in Corvey zu entscheiden. Für Hoffmann entwickelte sich alles nach Wunsch; zur Anfertigung eines alphabetischen Kataloges wurde ihm eine besondere Hülfe bewilligt, die Hesse ihm vorenthalten hatte.

So konnte Hoffmann mit dem ersten Sommer in Corvey recht zufrieden sein. Er sehnte sich aus seinem neuen Heim, aus seiner Thätigkeit nicht hinaus auf Reisen und beschränkte sich auf wenige kleinere Ausflüge. Denn — so schrieb er am 27. Juli an Carl Gräf — „es lebt sich auch hier ganz gut und was die Hauptsache ist: wir fühlen uns alle viel wohler als je in Weimar während der sechs langen Jahre."

Als er diese Zeilen schrieb, ahnte er nicht, daß ihm bald der schmerzlichste Verlust bevorstand, daß das Glück ihm nur trügerisch zugelächelt hatte, um ihm schnell wieder untreu zu werden. Im October des Jahres erwartete Ida ihre schwere Stunde. Hoffmann sah ihr mit geheimem Bangen um die Geliebte entgegen; denn ihre Gesundheit war schon seit Jahren erschüttert. In der Nacht vom 21. zum 22. October wurde Ida von einem toten Kinde entbunden. Auf die Aufregung folgte für beide der tiefe Schmerz, daß ihnen wiederum nicht ein gesundes Kind geschenkt war. Doch war bei allem Unglück ein Trost vorhanden: Ida schien gerettet. Bis zum 26. October ging alles befriedigend. Da, als Hoffmann gegen Abend aus Höxter in sein Heim zurückkehrt, findet er plötzlich Ida's Zustand verschlimmert: ein hohes Fieber hat eingesetzt, gegen das alle Mittel des schnell herbeigerufenen Arztes wirkungslos sind. Im Laufe des folgenden Tages tritt keine Erleichterung ein: das Fieber und Ida's innere Unruhe steigert sich. Kurz nach 10 Uhr abends bekommt die Kranke einen Nervenschlag, der sich bald darauf wiederholt. Der Besinnung schon beraubt, verfällt sie in einen heftigen Weinkrampf und phantasiert stark. Dann kommt Ruhe über sie — die Ruhe des Todes. Sie sinkt in Schlaf, nachts $1/2$ 1 Uhr hat sie ausgelitten. Das Frührot des 28. October, ihres Hochzeitstages, sah eine bleiche, stille Frau und einen gebrochenen Mann.

Corvey, 28. October 1860.

Durchlauchtigster Herzog!

Meine Frau ist den Folgen des Wochenbettes erlegen: sie verschied letzte Nacht.

So ist denn die Herzblume aus meinem Corveyer Hoffnungsbaume abgepflückt, und es sind nur noch Knospen daran, die der gütige Himmel entfalten möge. Ich bleibe, und muß bleiben, um hier wo mir Ew. Durchlaucht Liebe und Güte eine Freistätte gewährt haben, eine Ruhestätte zu finden, damit ich auch mit ihr im Tode vereint werde, die mit mir so innig in Freud' und Leid im Leben vereint war.

So ist denn mein letzter Geburtstagsglückwunsch an Ida (11. April 1859) nicht erfüllt worden!

Du rosige Apfelblüthe,
Du blaues Vergißmeinnicht!
O daß dich Gott behüte,
Eh noch mein Auge bricht!

Wie aus dem Lenzgefilde
Blickt ein Vergißmeinnicht,
So blicket Lieb' und Milde
Aus deinem Augenlicht.

Und wie die Apfelblüthe
Aus ihrer Knospe bricht,
So blühet Lieb' und Güte
Aus deinem Angesicht.

O daß dich Gott behüte,
Eh noch mein Auge bricht!
Du meine Apfelblüthe,
Du mein Vergißmeinnicht!

Unser Leid ist gränzenlos, aber Gott wird uns manchen Trost gewähren, und ein großer Trost ist schon, daß Ew. Durchlaucht uns nicht vergessen und daß auch mein Wahlspruch der Ihrige sein wird: Heut und Immer

HvF.

Ja, des Dichters Leid war grenzenlos. Die Erinnerung an den furchtbaren Todeskampf erregte in ihm eine Unruhe, die jenen wohlthätigen Linderer unserer Schmerzen, den Schlaf, von ihm verscheuchte. Endlich findet er Thränen, er weint sich heftig aus und wird ruhiger. In der freien Gottesnatur ringt sein Herz um Fassung, am folgenden Tage wählt er auf dem kleinen Friedhof neben der Kirche die Stelle aus, wo Ida und später er selbst gebettet werden soll. Bald aber zieht er sich, von Leid überwältigt, von der Außenwelt zurück. In sein Tagebuch schreibt er am 29. October: „Soeben komme ich von einem Spaziergange: ich ging weit und lange. Es war so schön, so schön draußen wie fast das ganze Jahr nicht, kein Wölkchen am weiten Himmel. Es ist $^1/_2$ 3 — sie legen Ida in den Sarg und schmücken ihn mit Blumen und Kränzen. Als diese gewunden wurden, reichte Franz die Blätter dazu. Armes Kind, nein, glückliches, daß du noch nicht weißt was du thust. — Ich bleibe in meinem Zimmer — ich will und kann niemanden sehen. Es ist 4 Uhr. Ich schreibe nach Haus und füge mein Trostlied: „Tröste dich in deinem Leid, das dir Gott beschieden" *) hinzu. Ich höre Fußtritte und Gespräche. Der Sarg steht unten bekränzt mit Epheu- und Blumengewinden. Es wird stiller. Der Leichenzug ist schon draußen. Ich gehe zu Adele. . . . Es wird 6 Uhr. Der Vollmond steht prachtvoll am Himmel und bescheint Idas Grab."

Ein kurzes Glück, ein um so längeres Leid! Es war für die achtzehnjährige Ida ein schwerer Entschluß gewesen, dem um sie werbenden fünfzigjährigen Manne, ihrer Mutter Bruder, die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Hatte sie doch so ganz andere Erwartungen von der Zukunft gehegt. Trotzdem wurde die Ehe eine glückliche, wenn sie auch durch Ida's Kränklichkeit und durch den Kummer darüber, daß ihnen nur ein Kind am Leben blieb, manche herbe Trübung erfuhr.

Ida paßte zu Hoffmann. Sie hatte selbst ein poetisches Gemüt. Seinem dichterischen Schaffen brachte sie feines Verständnis entgegen. Ihre Freude an jedem seiner herzigen Lieder war sein schönster Lohn und spornte ihn von neuem zum Dichten an. Durch ihre musi-

*) Ges. W. Bd. I. S. 113. — Dieses herrliche Lied hatte er bereits am 25. August 1857 seiner Schwester Minna Boes auf die Nachricht von dem Tode eines Sohnes gedichtet.

kalischen Kenntnisse und Fertigkeiten erheiterte sie nicht nur den musikliebenden Mann, sondern förderte auch sein poetisches Schaffen. Sie spielte ihm die Weisen seiner Lieder vor; sie vermittelte ihm die Kenntnis der alten Volksweisen und wählte mit ihm die ansprechendsten aus, zu denen er dann neue Texte dichtete; sie komponierte selbst mit ihm. Da Hoffmanns Dichten immer zugleich ein Singen war, so war hier das geistige Band geschaffen, was beide eng vereinigte.

Auch ihr Wesen ähnelte dem ihres Mannes. Sie hatte ein frisches, fröhliches Gemüt und einen gesunden Humor und konnte recht lustig sein.

Sie war die Sonne im Hause. Und diese Sonne war untergegangen und sollte des Dichters Lebensweg nicht mehr erhellen. Trübe Wochen und Monate folgten. Die Teilnahme der Freunde, die alle das gemütvolle und heitere Wesen der Verblichenen lieb gewonnen hatten, that seinem Herzen wohl. Aber Ruhe konnte ihm nicht von außen kommen, in seinem Innern mußte er sie sich erkämpfen.

Die nächsten Wochen nach Ida's Tode beschäftigt er sich fast ausschließlich mit dem Bilde der Geliebten. Er sammelt seine Gedenkblätter an sie: die Heidelieder, die Idalieder und alles, was er ihr in frohen und traurigen Tagen ihrer Ehe gesungen hat, und läßt sie noch vor Weihnachten als kleines Heft drucken unter dem schlichten und doch für ihn so bedeutungsvollen Titel „Meiner Ida“. Natürlich erschien das Büchlein nicht im Buchhandel, dazu war sein Inhalt dem Dichter zu heilig. Er schrieb am 12. Januar 1861 an Gräf:

„Das Erinnerungsbüchlein ist nur für diejenigen bestimmt, mit denen Ida in näherer Beziehung stand. Ich handele gewiß nur nach ihrem Willen, wenn ich es sonst niemandem schenke. In Weimar wüßte ich jetzt nur noch eine Frau, die es haben muß, Idas älteste Freundin dort, Frau Scheffer. — — — In Höxter hat es nur eine Frau bekommen, die sich gegen Ida und uns recht liebevoll bewiesen hat, sie bewahrt es, wie sie mir innig bewegt sagte, wie ein Heiligthum.

Man muß in solchen Dingen sehr vorsichtig sein und nicht eine Theilnahme voraussetzen oder gar verlangen, die am Ende wenig

oder gar nicht vorhanden ist. Das Büchlein kann nur seinen Werth behaupten, wenn es in den wenigen rechten Händen, also selten bleibt. Darauf macht es durch seinen Inhalt wie durch seine schöne, würdige Ausstattung Anspruch: es ist kein unreiner Buchstabe, kein Druckfehler darin, und das Ganze wie hingegossen.

Es würde mich sehr betrüben, wenn es ein Gegenstand kaufmännischer Speculation würde, um die Gelüste der Sammler zu befriedigen. Und dazu könnte es leicht kommen, wenn ich freigebig damit wäre. Die Leute sehen es an, verleihen es und — endlich taucht es in irgend einem Antiquariatskataloge als große Seltenheit wieder auf.

Ich habe bis jetzt kein Exemplar versendet, welches nicht in meinem Verzeichnisse angemerkt wäre. Außer Dir hat nur noch Liszt ein Exemplar bekommen." —

Auch sonst lebte Hoffmann in jenen Tagen nur in der Vergangenheit. Denn die Gegenwart war tr übe, und kein Hoffnungsstern leuchtete ihm. Seine Schwägerin Adele, die ihnen bisher in Corvey hülfreich zur Seite gestanden hatte, erkrankte infolge der Aufregungen und mußte lange Wochen das Bett hüten. Zu ihrer Pflege eilte ihre Schwester Alwine herbei. So kam Hoffmann aus der Sorge nicht heraus und entbehrte der Häuslichkeit. Nur sein kleiner Franz, das teuere Pfand, das Ida ihm hinterlassen, warf Lichtstrahlen auf seinen umdüsterten Lebenspfad.

Zu den gewohnten Arbeiten fehlte ihm zunächst die rechte Lust und Ruhe. Doch fand er einige Zerstreuung, indem er sich im Geiste in seine jungen Jahre zurückversetzte und Erinnerungen aus ihnen niederzuschreiben begann. Aber immer wieder bäumte sich sein Schmerz um die Verlorene auf, besonders am ersten Weihnachten, dem frohen Feste glücklicher Familien. „Wie oft habe ich heute schon geweint und ich weine immer wieder. Mein Loos ist hart, ich weiß nicht, wie ich es noch ertragen werde. Ich möchte so gerne hinaus und kann doch nicht. Ich möchte wandern, wo mich nicht jeder Baum an Ida erinnert. Ach! es sollte so sein. Ich bin eigentlich seit einem Jahre nie recht froh gewesen, der Gedanke, Ida würde ihren Leiden erliegen, hat mich nie verlassen wollen. Wo ist mein alter Muth? wo meine Lebensfrische geblieben?" (Tagebuch), 24. December 1860).

Allmählich sandte Gott seinem bekümmerten Herzen Trost, und die Zeit übte ihren lindernden Einfluß. Aber der Gedanke an Ida, die Trauer um die Frühverblichene hat ihn bis an sein Lebensende nie verlassen und ist in manchem Liede*) ausgeklungen. Da er ein so zartes Empfinden, ein so kindlich weiches Herz hatte, bedurfte es nur eines geringen Anlasses, und dem sonst so lebensfrohen Manne standen die Thränen im Auge. In den Tagebüchern und in den Briefen an seine Angehörigen und Freunde spiegelt sich oft dieses Gefühl wehmütiger Rückerinnerung an Ida wider.

An den Rat Schmidt zu Schloß Rauden:

Einsiedelei Corvey, 12. April 1863.

Ja, mein lieber Rath, es ist Frühling geworden, aber ich kann sein nie mehr recht froh werden: jede Blume, jeder grüne Strauch, jeder singende Vogel erinnert mich an einen Frühling der mit meinen schönsten Hoffnungen begraben ist. Mein jetziges Wesen ist nur ein matter Abklatsch des früheren, als ich jugendlich frisch voll unerschöpflichen Humors auch in den trübsten Tagen für mich und Andere sein konnte. Jetzt zieht durch jede freudige Regung eine Wehmuth, die am Ende die stillen Stunden, deren ich hier so viele habe, völlig beherrscht.

Und doch muß ich mich in meiner Einsamkeit noch glücklich preisen, denn ich kann es in Wirklichkeit: leidlich gesund, ohne Nahrungssorgen, in einer schönen Gegend und angenehmen Stellung und Häuslichkeit, immer, und immer gerne beschäftigt suche ich am Abend meiner Tage auch noch für Andere zu leben und zu wirken.

An Carl Gräf in Weimar nach dem Tode seiner Frau:

Corvey, 23. Juli 1864

Dein Unglück war einst das meine. So nur kannst Du Dir, lieber guter Gräf, erklären, daß ich so spät an Dich schreibe. Es ist der eigene Schmerz, der sich nicht auszusprechen wagt, um einem Unglücksgenossen denselben nicht zu erneuen.

Wie freute ich mich Deines, Eures Glückes, als ich Euch letzten Herbst besuchte! . . . Und nun Alles dahin!

*) Eine Auswahl davon findet der Leser in dem Abschnitte „Dichters Familienleben". Ges. W. Bd. I. S. 102—123.

Ich weiß nur Einen Trost, den ich mir selbst heute noch wiederhole, den Trost: Gott und die Zeit! — er mag auch der Deine sein!

Idas Freundinnen, Deine Frau, die Frau Preller sind wie sie heimgegangen und alle ihre Aerzte ebenfalls, die ihr nicht helfen konnten. Es sollte so sein! Hiob 1, 21: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen: der Name des Herren sei gelobt!

Tagebuch, 28. October 1866 in Uslar:

Die Glocken läuten, ich bin allein, es ist still um mich und ich bin wehmüthig gestimmt, niemand ahndet, welchen traurigen Tag ich heute feiere. Die Blumen auf Idas Grab sind diese Nacht erfroren, aber meine Liebe grünet und blühet wie in einem ewigen Frühling.

An seine Schwägerin Alwine zum Berge:

Schloß Corvey, 29. October 1873.

— — — Die Tage sind heiter, aber ich bin trübe gestimmt. Ja, die Tage sind heiter wie damals — mir aber ist ja nur die Erinnerung an mein größtes Glück geblieben.

Mittags gegen 12 Uhr.

Franz hat einen wunderschönen Blumenstrauß, wol sein schönstes Ölbild, gesendet und nichts weiter dazu geschrieben als:

Zum 28. October.

Ich kann vor Thränen nicht weiter schreiben. Gott und die Zeit.



Zweiter Abschnitt.

Schloß Corvey. 1861—1864.

Das neue Jahr 1861 gewährte Hoffmann zunächst keinen günstigen Ausblick in die Zukunft. Die ganze Einrichtung seines Haushaltes entbehrte nach Ida's Tode der ordnenden Hand, so lange seine Schwägerin Adele an das Krankenlager gefesselt und Alwine von der Pflege der Schwester in Anspruch genommen war. Daher mußte Hoffmann sich die Freude und den Trost versagen, seine weimarischen Freunde Liszt und Gräf, die ihn im Januar durch ihren Besuch aufheitern wollten, als willkommene Gäste bei sich zu sehen. Erst als Adele nach siebzehnwöchigem Krankenlager genas, war es ihnen möglich, ihr Corveyer Leben in die geordneten Bahnen zu lenken, in denen es sich während der späteren Jahre bewegt hat. Er selbst, bereits in vorgerückterem Alter stehend, bedurfte der liebevollen Pflege, auch sein kleiner sechsjähriger Sohn Franz konnte der weiblichen Fürsorge nicht entbehren. Da war es ein Glück, daß ihnen eine der Schwestern Ida's hülfreich zur Seite blieb. Adele kehrte nach ihrer Genesung in das Elternhaus nach Bothfeld zurück und weilte später nur besuchsweise in Corvey, als Gattin des Pastors Gehrich. Eine jüngere Schwester, Agnes, die auf einige Zeit dem Haushalte vorstand, fühlte sich auf die Dauer in Corvey nicht wohl.

Dagegen lebte Alwine sich schnell ein und blieb der übernommenen Aufgabe treu. Mit hingebender Liebe zu ihrem Schwager und feinem Verständnis für sein dichterisches Empfinden und Schaffen vereinigte sie einen energischen und auf das Praktische gerichteten Sinn und wußte seinem äußeren Leben zu ersetzen, was ihm durch Ida's Tod

abging, wenn auch die Wunde seines Herzens nie ganz verheilte. Man muß es Alwinen hoch anrechnen, daß sie, auf das Vaterhaus und den Verkehr mit Jugendfreundinnen und Bekannten verzichtend, sich mit der klösterlichen Stille Corvey's begnügen und sich dort wohl fühlen lernte. Zeit seines Lebens dankte ihr auch Hoffmann für diese Selbstverleugnung. Denn keiner konnte wie er die Größe des Opfers, das sie brachte, würdigen, da es ihm wie ihr nicht erspart blieb, manche Schattenseite ihres Corveyer Lebens kennen zu lernen.

Auf die Dauer war ein Aufenthalt in Corvey recht einsam. In der schönen Jahreszeit fehlte es zwar nie an Bekannten und Fremden, die in dem alten Schlosse einsprachen. Aber es kamen auch stille Tage und Wochen, wenn die dürren Blätter von den Bäumen herniederfielen, und der Novembersturm in den Hallen und Schornsteinen sein schauriges Lied sang. Mangelte es auch dem Dichter nie an Arbeit und Beschäftigung, so fand doch sein stark ausgeprägter Geselligkeitstrieb nicht seine Rechnung. Wie anders waren die letzten Winter in Weimar gewesen, wenn die Altenburg ihre gastlichen Pforten öffnete und Kunst und Wissenschaft, Geist und Witz wetteiferten, um das Beste beizutragen zur Vertiefung oder heiteren Belebung des geselligen Verkehrs.

Der gänzliche Mangel an solch anregendem Umgang wurde bisweilen in Corvey recht unangenehm fühlbar. Die herzogliche Familie weilte nur selten dort. Hoffmann war daher auf die wenigen herzoglichen Beamten und Pächter angewiesen. Anfangs schien sich ein ganz netter Verkehr zu gestalten. Mehrere Male feierte er mit ihnen die Anniversarien zur Erinnerung an den Tod des letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg (12. November) und des Fürsten Franz, des Vaters seines herzoglichen Herrn (14. Januar), sowie die Geburtstage des Herzogs und der Herzogin (10. und 12. Februar) und übte bei festlichem Mahle wieder „sein altes Amt des Spruchsprechers". Aber dieser kleine Kreis konnte ihm auf die Dauer nicht genügen. Es fehlte an gleichgestimmten Naturen. Sein Denken und Trachten fand nicht das rechte Verständnis, denn sein Blick war weiter, sein Interesse vielseitiger. Er mußte nur geben, ohne zu empfangen.

Daher bildete sich kein dauernder freundschaftlicher Verkehr mit den anderen Schloßbewohnern. Ja, infolge einzelner an und für

sich unbedeutender Unzuträglichkeiten und kleinlicher Umtriebe trat er bald in ein gespanntes Verhältnis zu den meisten, das bestanden hat, so lange er in Corvey wohnte. Wir müssen einräumen, daß er selbst nicht ohne Schuld ist. In seinem vielbewegten Leben hatte er sich gewöhnt, die Ansprüche, die er erheben zu können glaubte, rücksichtslos geltend zu machen. Sein Freimut und sein scharfes Wesen mochte gerade in so kleinen Verhältnissen, in denen gegenseitige Duldsamkeit Pflicht ist, manches Verletzende haben.

Auch sein Verkehr mit dem nahen Höxter, der sich anfangs recht günstig zu gestalten schien, kam nicht recht in Gang. Er versuchte einen Stammtisch zu gründen und durch gemeinsame Lektüre geistig zu beleben; aber die Stammgäste blieben bald aus. Mehrfach nahm er an Festlichkeiten in Höxter teil, so am 18. October 1861 an einem Essen, bei dem er jenen denkwürdigen Trinkspruch auf den preußischen König als deutschen Kaiser ausbrachte*). Einige Male aber fühlte er sich mit Einladungen übergangen und in dem Glauben, daß man in Höxter für ihn nichts übrig habe, zog er sich von dort zurück. Nur mit wenigen Familien blieb er im Verkehr.

So lebte er still in seinem klösterlichen Corvey. Sein Geburtstag, der in Weimar so oft auf der Altenburg festlich begangen worden war, verlief meist so ruhig wie ein Alltag. Um so mehr war er erfreut, wenn ihm von auswärts eine Beehrung ward. Ein Ständchen, das ihm im März 1862 von Holzmindener Bauschülern gebracht wurde, bezeichnet er in einem Briefe als die erste Ehre, die ihm in Corvey zu teil wurde.

Und doch gewann das Gefühl der Vereinsamung in ihm nicht die Oberhand. Er gewöhnte sich an diese Einsamkeit. Denn er verstand, sie sich zu beleben. „Wir haben im Schlosse, schrieb er am 23. Juli 1864 an Rudolf Müller, gar keinen Verkehr und suchen uns dafür auf andere Weise zu entschädigen durch den unerschöpflichen Genuß an der wirklich zauberisch schönen Natur, durch den Besuch lieber Freunde und Verwandten aus der Ferne, Reisen und Briefwechsel.“

Der empfängliche Sinn für die Natur und für die Reize seines Weserthales blieb ihm bis an sein Lebensende bewahrt und gab ihm

*) Ges. W. Bd. VI. S. 201.

manches Lied ein, das gerade durch seine Schlichtheit das reiche Gemütsleben des Dichters widerspiegelt*) So lange es die Jahreszeit erlaubte, erfreute er sich der Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Fesselte ihn der Winter an das Zimmer, so genoß er am Fenster mit vollen Zügen die Reize der Natur. „So wunderschön, wie diese drei Feiertage (24.—26. December) unser Thal war, sah ich es noch nie: der Himmel heiter, die Bäume silberbereift, die Berge himmelblau, bei Sonnenuntergang geröthet, o es war paradiesisch. Hätten Sie von der Bibliothek aus nur Einmal in diesen Zauber gesehen — Sie würden ihn als eine der lieblichsten Erinnerungen für Ihr ganzes Leben behalten haben." (An Ludwig Erk, 29. December 1861).

Regte sich dann wieder leise in der Erde der erste Keim, so duldete es ihn nicht mehr im Zimmer. Es ging ihm — so schreibt er an den Rat Schmidt in Rauden — „wie dem Vogel im Bauer, dem bei den ersten Frühlingssonnenstrahlen die Flügel zittern, er will hinaus." Mit seinem Franz forschte er dann in dem Schloßpark nach den ersten Schneeglöckchen, hob sie aus und stellte sie in Töpfen vor seinem Fenster auf.

Schneeglöckchen vor meinem Fenster,
Sie läuten den Frühling ein,
Sie bringen die frohe Kunde:
Bald wird es Frühling sein.**)

Mit Eintritt der besseren Jahreszeit regte sich in Hoffmann die Reiselust. Gern und freudig gab er ihr nach. Meist verband er mit diesen Reisen besondere Zwecke. Aber die Hauptsache war ihm doch immer ein Wiedersehen mit alten Freunden. In ihrem traulichen Kreise hielt er sich für die Einsamkeit des Winters schadlos, da sprudelte sein Witz, da glänzte sein Humor, eine Schnurre nach der anderen erzählte er —, und darin war er Meister —, am Schlusse selbst so herzlich lachend, daß man mit lachen mußte, man mochte wollen oder nicht. Da war er auch wieder der Spruchsprecher, der durch seinen feurigen Vortrag die Gesellschaft zu jubelnder Freude hinriß.

---

*) Ges. W. Bd. I. S. 146. 154.

**) Ges. W. Bd. I. S. 133.

Bei seinen Reiseplänen ist er stets darauf bedacht, sich nach denen des Herzogs zu richten. Steht dessen Besuch in naher Aussicht, so kann ihn nichts von Corvey weglocken. Denn hier zu sein, wenn der Herzog es besucht, nennt er seine Pflicht und sein höchstes Corveyer Vergnügen.

Die Gastfreundschaft, die Hoffmann so oft und gern in Anspruch nahm und genoß, übte er aber auch in reichem Maße selbst aus. Ueber jeden Besuch, der bei ihm eintrat, war er glücklich, und jeder schied von ihm mit dem Gefühle, ein gern gesehener Gast gewesen zu sein. Nur war Hoffmann häufig recht unzufrieden, daß seine Freunde so selten oder auf so kurze Zeit bei ihm einsprachen.

War die Zeit des Reisens vorüber, dann mußte das geschriebene Wort den mündlichen Verkehr ersetzen. Man glaubt kaum, wie rege Hoffmanns Briefwechsel von Corvey aus gewesen ist. Manchen Monat schrieb er täglich wenigstens einen Brief: fünfzig in einem Monate sind gar keine Seltenheit. Bei seinem großen Freundeskreise, seiner vielseitigen Thätigkeit und seinem lebhaften Interesse für alles öffentliche Leben versteht man, daß er in der Corveyer Einsamkeit zu dieser Art des Gedankenaustausches seine Zuflucht nahm. Verdrießlich war es ihm nur, daß seine Briefe bisweilen unbeantwortet blieben.

Diese Briefe Hoffmanns zu lesen, ist ein wahrer Genuß. Der Ausdruck ist schlicht und einfach, bisweilen derb. Die Urteile sind scharf, hie und da einseitig, aber überzeugungsvoll. Durch die Wärme und Natürlichkeit der Empfindung, sowie durch ihren treffenden Humor sprechen sie jeden an und geben ein getreues Abbild dessen, der sie schrieb. —

Ausflüge und Reisen, Besuche, Briefwechsel füllten aber Hoffmanns Leben in Corvey nicht aus, sie hätten ihm auch nicht dauernd diesen Genuß bereiten können, wenn nicht die ernste Arbeit hinzugekommen wäre.

Sein Amt stellte an ihn vor allem die Aufgabe, die vorhandene Büchersammlung, die bisher einer sachverständigen Verwaltung entbehrt hatte, neuzuordnen und durch Nachprüfung der bestehenden und Anfertigung neuer Kataloge eigentlich erst zu erschließen. Diese Arbeit war eine recht mühsame, zumal da die vorhandenen Kataloge

nicht vollständig und nicht unbedingt zuverlässig waren, und erfuhr fast in jedem Winter eine längere Unterbrechung, weil die Bibliotheksräume nicht heizbar waren. Daher schritt sie nur langsam der Vollendung entgegen. Alljährlich nahm er ein größeres Gebiet vor, zunächst die deutsche Litteratur, dann die Biographien, die er sich erst aus allen Fächern zusammensuchen mußte, und die Volksliedersammlungen, die er zu einem besonderen Fache ausarbeitete. 1864—1866 kamen die klassische Philologie, die französische und die englische Litteratur an die Reihe. 1869 ist dann wieder ein tüchtiges Arbeitsjahr; er ordnet das Fach der französischen Geschichte und ist auch hier über die Reichhaltigkeit erstaunt.

Durch langjährige Thätigkeit gelang es ihm, einen alphabetisch geordneten Zettelkatalog für die gesamte Bibliothek zu vollenden. Die Arbeit wurde ihm besonders dadurch erschwert, daß ein Teil der Bücher sich nicht an Ort und Stelle, sondern zur Benutzung für die herzogliche Familie in Schloß Rauden befand. Auch dort schaffte er Ordnung. Schon Anfang 1861 arbeitete er einen besonderen Katalog für Rauden aus, den er im Frühlinge bei seiner Anwesenheit dort nachprüfte.

War es für Hoffmann ein Hochgenuß an die aufgespeicherten Schätze der Bibliothek ordnende Hand zu legen, so war sein Eifer, sie stiftungsgemäß zu vermehren, nicht minder groß. Für eine Privatbibliothek war die Corveyer reich ausgestattet, da jährlich zweitausend Thaler zur Verfügung standen.

Bis zum Tode ihres Stifters (1834) war sie systematisch erweitert worden; seitdem war für Neuanschaffungen mehr der augenblickliche Wunsch, als die Forderung sachgemäßer Vermehrung entscheidend gewesen. Daher betrachtete Hoffmann es als seine Aufgabe, da wieder anzufangen, wo die planmäßige Erweiterung aufgehört hatte, und er bemühte sich, die vorhandenen wertvollen Werke zu vervollständigen und die Lücken auszufüllen.

In weiser Beschränkung achtet er darauf, daß die Neuanschaffungen den bestehenden Hauptfächern — den Litteraturen und der Geschichte — zu gute kommen. Das Fach der deutschen Litteratur und Sprachwissenschaft bevorzugt er naturgemäß und gründet es teilweise neu. Seine besondere Liebhaberei sind die Volksliedersammlungen aller Völker. Seinen Wünschen auf diesem Gebiete

kommt der Herzog bereitwillig entgegen, und Hoffmann sammelt in den folgenden Jahren mit Eifer und Glück, sodaß er schon Ende 1865 dem diese Neigung teilenden Freunde Schletterer melden kann: „Wenn Sie nächstes Jahr kommen, kann ich Ihnen eine größere Sammlung der Volkslieder aller Völker mit Melodien vorlegen. Sie werden sich freuen über unseren Reichthum, den ich nach und nach zusammengebracht habe. Schade, daß der ganze Schatz für mich brach liegt! Wäre jemand hier, der Zeit, Lust und Geschick hätte, das herauszufinden, was ich eben suche, so würde ich gewiß viel Anregung zum Dichten finden."

Auf besonderen Wunsch des Herzogs berücksichtigte er auch Werke über Corvey und Höxter und deren Geschichte. Komisch, aber durchaus verständlich ist seine Abneigung gegen Romane, die in Rauden zu seinem Leidwesen massenhaft angeschafft wurden und den Etat und die Bibliotheksräume stark in Anspruch nehmen. Seine Ansichten über die Erweiterung der Bibliothek legt er in einem Briefe an den Rat Schmidt in Rauden (vom 9. August 1863) nieder, indem er schreibt: „Mein unablässiges Streben geht dahin, die Hauptsächer unserer Bibliothek zu einiger Vollständigkeit zu bringen und dann nebenbei solche kostbare, seltene Werke der Bibliothek zu erwerben, womit man Staat machen kann, die sich in keiner Bibliothek Deutschlands wiederfinden, wie Voyage romantique et pittoresque dans l'ancienne France (17 Bände), kosten 3000 Thaler! Jeder, der unsere Bibliothek einsieht, soll sagen: so etwas hab' ich mein Lebtage nicht gesehen! Niemand soll künftig erzählen, daß er nur Romane erblickt hat und zwar ½ Saal voll deutscher, 2 voll englischer und 1¼ französischer; und wenn er sie auch erblickt hat, so soll er über dem Übrigen Alles vergessen. — Ich wünsche, daß Sie mir in diesem edelen Bestreben helfen, damit nicht am jüngsten Tage die dicke Luise Mühlbach oder die noch dickere Fanny Lewald meinen glänzenden Bibliothecar-Namen verdunkelt."

Natürlich hatte Hoffmann bei Neuanschaffungen nicht freie Hand, sondern mußte seine Vorschläge und Wünsche dem Herzoge vorlegen. Aber dieser wußte seine Bibliothek in guten Händen und ging bereitwillig darauf ein. Nur wenn sein Bibliothekar im Uebereifer des Anschaffens — wie es mehrfach geschah — die ausgesetzte Summe bedeutend überschritt, mahnte er zu größerer

Enthaltsamkeit.*)

Kein Wunder, daß Hoffmann auf die Bibliothek, die immermehr sein Werk wird, stolz ist. Daß die Zahl der Besucher sich von Jahr zu Jahr mehrt, meldet er wiederholt mit Befriedigung nach Nauden. Im Sommer 1861 besichtigten der Großherzog und die Großherzogin von Baden die Corveyer Bibliothek; die warme Teilnahme, welche diese seiner Person entgegenbrachten, rührte ihn und that seinem Herzen wohl.

Im Herbste 1865 weilten der König von Preußen, Prinz Karl, dessen Gemahlin und Sohn, Friedrich Karl, als Gäste des Herzogs in Schloß Corvey. Da ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der Zeugnis ablegt von Hoffmanns Eifer für Vermehrung der Bibliothek. Als er den Fürstlichkeiten die Bücherschätze und besonders die kostbaren Bilderwerke zeigte, äußerte König Wilhelm, die Bibliothek enthalte auf diesem Gebiete Vorzügliches. Schlagfertig erwiderte Hoffmann: leider fehle noch das Werk von Lepsius über Aegypten, welches Königliche Majestät nur verschenke. Der König erinnerte sich später dieser Worte und stiftete für die herzogliche Bücherei nicht nur den Lepsius, sondern fügte in fürstlicher Freigebigkeit noch die Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen hinzu.

Freute sich Hoffmann über Auszeichnungen, welche die Bibliothek erfuhr, so war er nicht minder beglückt durch das Lob, das Fachmänner ihr spendeten. „Zuletzt weilte noch fast acht Tage bei uns der ausgezeichnete Sprachforscher und liebenswürdige Professor Leo Meyer von Göttingen. Er fühlte sich an unsere Schätze wie in einen Zauberkreis gebannt — bedenken Sie, ein Göttinger, dem die Göttinger Alexandrinische Bibliothek täglich zu Gebote steht! Nun können Sie sich erklären, was mich so angenehm stimmt und unsere Bibliothek mir zum Heiligthume stiller Freude macht und zum Tempel der Liebe und Verehrung unsers allverehrten geliebten Herzogs!" (An den Rat Schmidt, 30. August 1864).

Die Muße, die ihm sein Corveyer Amt gestattete, verwendete Hoffmann nach Ida's Tode zunächst auf die Niederschrift seiner

*) Ad. Strodtmann (Dichterprofile. Stuttgart 1879. Bd. I. S. 14. 15) bringt in einem Aufsatz über Hoffmann auch mancherlei Mitteilungen über die Corveyer Bibliothek, die teilweise auf Aeußerungen Hoffmanns zurückgehen.

Memoiren, wobei er von der Schilderung seiner Bonner Studienjahre (1819) ausging. Diese angenehme Beschäftigung mit der Vergangenheit, die ihn der trüben Gegenwart entrückte, setzte er fort, bis der Frühling ihn hinaus auf Reisen lockte. In den nächsten beiden Wintern nahm er die ihm liebgewordene Arbeit wieder auf und gelangte in der Darstellung seiner Lebensgeschichte bis zum Jahre 1843. Dann trat eine mehrjährige Pause ein. Bei der Abfassung seiner Lebenserinnerungen ging er mit großer Gewissenhaftigkeit zu Werke und berücksichtigte all das reichhaltige Material, das ihm in seinem Briefwechsel, seinen Tagebüchern und anderen Niederschriften, sowie in Drucksachen, die er Zeit seines Lebens gesammelt und wohlverwahrt hatte, zur Verfügung stand. Schon damals gab er seiner Niederschrift die Form, die sich in seiner Selbstbiographie vorfindet.

Verfolgen wir nunmehr nach diesem allgemeinen Ueberblick das Leben des Dichters nach Ida's Tode im einzelnen. Zu anderen Arbeiten, als der Aufzeichnung seiner Memoiren konnte sich Hoffmann auch in den ersten Monaten des Jahres 1861 noch nicht entschließen. Er mußte erst einmal hinaus in die Welt, auf einige Zeit der Stätte entrückt sein, die täglich die Erinnerung an Ida wachrief und seinen Schmerz erneute. In anderer Umgebung mußte er auf andere Gedanken kommen und frischen Lebensmut schöpfen. Daher folgte er im Frühlinge 1861 freudig der Einladung des Herzogs nach Schloß Rauden.

Am 13. April trat er seine Reise an. Sein nächstes Ziel war Hannover. Hier wandte er sich an den Minister von Borries, um sich für künftig die Erlaubnis zu einem längeren Aufenthalte in den hannoverschen Landen, der ihm seit seiner letzten Anwesenheit (1858) noch immer versagt war, zu erwirken. In einer Audienz erhielt er die Zusicherung, daß die hannoversche Regierung ihm nichts in den Weg legen würde, „wenn er sich nur auf seine verwandtschaftlichen, freundschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen beschränkte und sich von allen politischen Demonstrationen fern hielte.“ — Außerdem besprach er mit seinem Verleger, Carl Rümpler, den Plan einer neuen Ausgabe seiner Gedichte.

Dann reiste er über Berlin nach Schlesien und traf, nach einem herzlichen Wiedersehen mit seinem treuen Ernst Resch in Breslau,

am 27. April in Schloß Rauden ein. Infolge des schlechten Wetters war er die ersten Wochen fast ganz auf das Haus angewiesen, so daß er schnell die Bibliotheksarbeiten erledigen konnte. Mit um so größerer Freude und Freiheit genoß er dann die schönen Frühlingstage und unternahm mit dem Sekretär des Herzogs, dem Rat Schmidt, und manchem anderen herzoglichen Beamten Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung, die der landschaftlichen Reize nicht entbehrte. Auf einer Fahrt in die Industriebezirke gewann er ganz neue Eindrücke. „Ich habe eine neue Welt kennen gelernt, das deutsche Californien, das zwar kein Gold, aber Eisen, Zink, Kohlen in Menge gibt." (An Alwine, 14. Mai 1861).

In Rauden selbst fand er an dem herzoglichen Leibarzt Julius Roger einen neuen Freund. Hoffmann schildert ihn als einen tüchtigen Arzt, fleißigen Naturforscher und angenehmen Gesellschafter; das Gemeinsame, was beide schnell einander nahe brachte, war ihre Liebe für das Volkslied. Roger sammelte damals die polnischen Volkslieder der Oberschlesier, die er bald darauf herausgab. Als eifriger Freund jeder Volkspoesie suchte Hoffmann diese Neigungen und Studien auf jede Weise zu fördern und gewann auch für sich selbst manche Anregung. Da aber Roger durch seine ärztliche Thätigkeit viel in Anspruch genommen, und Herzog und Herzogin längere Zeit von Rauden abwesend waren, so überkam Hoffmann doch bisweilen das Gefühl der Einsamkeit. Als aber der Herzog in Rauden wieder eintraf, da änderte sich das, und er verlebte ein fröhliches Pfingstfest, in lebhaftem Verkehre mit seinem herzoglichen Gönner und dessen Familie, an deren Tafel er in so manchem Trinkspruche dem Gefühle der Dankbarkeit Ausdruck verlieh. Diese Raudener Trinksprüche ließ er bald darauf in Breslau als kleines Heftchen, nur zum Verschenken bestimmt, drucken: „Raudener Maiblumen. 1861. Heut und immer HvF." (8°. 15 SS.).*)

In den letzten Tagen des Mai verließ er den herzoglichen Hof, durch den Aufenthalt erquickt und aufgeheitert. Er berührte dann flüchtig Breslau, Berlin und Leipzig. Hier bekam er für die nächste Zeit Arbeit, denn sein Verleger Wilhelm Engelmann teilte ihm mit, daß neue Ausgaben der „Hundert Schullieder" und „Vierzig

*) Ges. W. Bd. VI. S. 194—200 und S. 314. Anm. 86.

Kinderlieder“ nötig seien. Endlich zog es Hoffmann nach seiner alten Heimat Fallersleben. Zwölf Jahre war er ihr fern geblieben. Welche Freuden und zuletzt welch herben Schmerz hatten ihm gerade diese zwölf Jahre gebracht! Der Gedanke daran, der Vergleich zwischen dem Einst und Jetzt erfüllte ihn an der Stätte seiner Kindheit mit Wehmut und stiller Trauer. — Dann aber litt es ihn nicht länger draußen, und er kehrte am 17. Juni nach Corvey zurück.

Die Reise verfehlte ihren wohlthätigen Einfluß auf des Dichters Gemüt nicht. Er gewann wieder Lust an der Arbeit. „Ich bin recht fleißig“, schrieb er am 8. August 1861 an den Rat Schmidt, „und das ist ein großes Glück, das mir der Himmel gewährt, denn nur so werde ich mehr und mehr den traurigsten Erinnerungen entzogen und dem Leben wiedergewonnen.“

Fast gleichzeitig begann er drei dichterische Arbeiten, zu denen er auf der Reise die Anregung erhalten hatte. Schon im August sehen wir ihn wieder unterwegs: er bringt Rümpler in Hannover die Handschrift der „Gedichte“, arbeitet in Berlin mit Ludwig Erk die neuen Auflagen der Kinderlieder und Schullieder durch und überreicht in Leipzig Wilhelm Engelmann die letzteren zum Druck.

Von diesen drei Sammlungen erschienen noch vor Weihnachten 1861 die „Gedichte. Auswahl von Frauenhand“. (Hannover. Carl Rümpler. 1862. 16⁰. XII und 372 SS.). Im Vergleich mit der vorhergehenden (4.) Auflage*) enthält diese eine weit geringere Anzahl Lieder, aber recht viel neue. Die Auswahl, bei der Alwine dem Dichter half, ist sehr sorgfältig. Gemäß der Bestimmung dieser Sammlung sind die politischen Gedichte fast ganz weggelassen. Die Anordnung ist gegenüber früheren Ausgaben freier und mannigfaltiger, die Ausstattung reicher. Daher bedeutet diese Auswahl einen wirklichen Fortschritt und verdient die günstige Beurteilung und Aufnahme, die sie gefunden hat.

Die „Hundert Schullieder. Mit bekannten Volksweisen versehen und herausgegeben von Ludwig Erk. Neue verbesserte Auflage“ (Leipzig.

---

*) Unveränderte Abdrücke dieser vierten (Miniatur-)Ausgabe vom Jahre 1853 folgten neben der Auswahl in den Jahren 1856, 1864, und 1870 als fünfte, sechste und siebente Ausgabe.

Wilh. Engelmann. 1862. 12°. IV und 60 SS.) weichen nur wenig von ihrer ersten Auflage aus dem Jahre 1848 ab.

Ziemlich viel Mühe verursachte die Neubearbeitung der dritten Notenausgabe der Kinderlieder. Die Kinderliederdichtung war Hoffmann so oft in schwerer Zeit ein Born des Trostes und der Freude gewesen. Bereits kurz nach Ida's Tode hatte er vorübergehend an eine Gesamtausgabe seiner Kinderlieder gedacht Jetzt kam ihm eine Anregung von außen, der er gern folgte. Nur war er, als Laie auf musikalischem Gebiete, bei dem schwierigeren Teile der Arbeit, der Wahl der Melodien und ihrer Harmonisierung, auf fremde Hülfe angewiesen. Auf eine Empfehlung Erk's betraute er mit dieser Aufgabe einen berliner Musiker, den Organisten Carl Eduard Pax, der sie zu Erk's und Hoffmann's Zufriedenheit löste. Im Frühjahr erschien dann die neue Ausgabe: „Vier und vierzig Kinderlieder von H. v. F. Nach Original- und Volksweisen mit Clavierbegleitung. Herausgegeben von Carl Eduard Pax." (Leipzig. Wilh. Engelmann. 1862. qu. 4°. IV und 51 SS). Von den 11 neu eingefügten Liedern entstammt nur eines — Nr. 28: „Bist du da? bist du da?" (Ges. W. Bd. II. S. 264) — der Corveyer Zeit, ein Beweis, wie unfruchtbar seine Muse damals auf diesem besonderen Gebiete gewesen ist.

Im Anschluß an diese gemeinsamen Arbeiten machte Erk dem Dichter den Vorschlag, eine Auswahl seiner Lieder mit Melodien herauszugeben. Hoffmann ging freudig auf diesen Gedanken ein. Aber Erk, von anderen Arbeiten vollauf in Anspruch genommen, kam auf seinen Plan nicht wieder zurück, und Hoffmann konnte ohne seinen musikkundigen Freund nicht zur Ausführung schreiten. Auch die Lust an wissenschaftlichen Arbeiten erwachte im Herbst 1861 in Hoffmann wieder, obwohl ihn das geringe Entgegenkommen der Verleger mehrmals abgeschreckt hatte.

Dr. Carl Rudolf Caspar aus Hamburg forderte ihn zu einer gemeinsamen Herausgabe der Lieder auf Napoleon auf. Erk, den Hoffmann sofort zur Beteiligung heranzog, erweiterte den Plan zu einer Sammlung der Lieder der Freiheitskriege. Doch standen einem Zusammenarbeiten dieser drei Männer, die so getrennt von einander wohnten, solche Schwierigkeiten entgegen, daß der Plan nicht zu einer gemeinschaftlichen Ausführung kam. Schließlich veröffentlichte Erk

allein 1863 zwei derartige Sammlungen. — Ein ähnliches Schicksal hatte der von Erk Ende 1861 angeregte Plan der gemeinsamen Herausgabe eines Turnerliederbuches. Obgleich damals beiden Männern der Erfolg gefehlt hat, so erkennt man aus diesen Entwürfen doch, wie verwandt ihre wissenschaftlichen Interessen, und wie rege ihr geistiger Verkehr gewesen ist.

Dagegen glückte Hoffmann noch Ende des Jahres 1861 die Vollendung des zwölften und letzten Bandes der Horae belgicae: „Bruchstücke mittelniederländischer Gedichte, nebst Loverkens" (Hannover. Carl Rümpler. 1862. 8°. 64 SS.). Er schloß damit seine niederländischen Studien ab, in der Erkenntnis, daß es für ihn zu schwierig sei, die Forschungen auf diesem Gebiete in Belgien und Holland weiterhin zu verfolgen, zumal da sein Briefwechsel mit dortigen Gelehrten ins Stocken geraten war. An die Bruchstücke dreier mittelniederländischer Gedichte, die in keinem Zusammenhang mit einander stehen, fügte er in diesem Schlußbande eine Anzahl altniederländischer Lieder, sogenannter Loverkens, die er 1855 bei seinem Aufenthalte in Holland gedichtet hatte, und hochdeutsche Uebersetzungen einiger seiner Loverkens. Man erkennt aus dieser Inhaltsübersicht, daß der letzte Band der Horae belgicae keine in sich zusammenhängende Arbeit enthält, sondern ein Sammelband ist. Er ist daher überhaupt für Hoffmanns wissenschaftliche Thätigkeit während dieser Jahre bezeichnend und veranschaulicht eine Aeußerung: „An größere wissenschaftliche Forschungen und Werke denke ich nicht mehr; dazu fehlen mir Hülfsmittel und vor allem die Geduld, ich muß baldigen Erfolg sehen, sonst lasse ich mich auf nichts mehr ein." (An Ludwig Erk, 20. December 1862.)

Doch würde man fehlgreifen, wollte man aus diesen Worten schließen, daß sein wissenschaftlicher Eifer erschlafft wäre, und sein Fleiß nachgelassen hätte. Das erhellt aus einem Briefe an Matthias de Vries vom 21. Juli 1865, in dem er schreibt: „Mein Arbeiten hat keine großen Ziele mehr vor sich, es ist mehr eine alte liebgewordene Gewohnheit, ohne die unser einer nicht leben kann. Nur so erhalte ich mir ein jugendlich frisches und geistiges Dasein, bin trotz der stillen Einsamkeit meines Corveys vor dem Verbauern gesichert und leiste immer noch etwas für die Wissenschaft." Erst nach

geraumer Zeit folgten wieder einige umfangreichere Veröffentlichungen wissenschaftlicher Werke, die allmählich ausgereift waren.

Bei dieser mannigfaltigen Thätigkeit glitt sein Leben ruhig dahin. Hie und da machte er einen Ausflug zu seinem Jugendfreunde Dauber in dem nahen Holzminden, das er bei seiner Rüstigkeit zu Fuße bequem erreichte. Gern und oft weilte er in Cassel, wo er bei seinem Verleger August Freyschmidt, beim Schulrat Dr. Heinrich Ernst Bezzenberger und auch in manchen Vereinigungen ein gern gesehener Gast war und wohlthuende Beehrungen erfuhr.

In den ersten Monaten des Jahres 1862 war seine Aufmerksamkeit nach Berlin gerichtet, wo der Kampf zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhaus am 11. März zu der Auflösung des letzteren führte. Daß Hoffmann in der Confliktszeit aus vollster Ueberzeugung der Opposition angehört hat, versteht sich bei seinen politischen Ansichten von selbst. Wie sehr er aber auch mit seinem Herzen beteiligt war und unter diesen politischen Kämpfen litt, geht aus manchem Briefe hervor.

„Seit mehreren Tagen ist es bei uns Frühling. Wir haben den Tag über 16° W. im Schatten, und dabei meist Sonnenschein. Die Felder sind grün und die Wiesen werden es. Im Parke blühen die Veilchen, viele Bäume und Sträuche, die rothen Johannisbeeren und die Lerchentannen. Die Kirschen haben die Blüthe im Munde. Viele Büsche belauben sich. Der Rasen des Schloßhofes glänzt im prachtvollsten Grün. . . . Viele Sommervögel sind angekommen und lassen sich hören. Sogar die Frösche versuchen, mit jenen zu wetteifern.

„Alles ladet zu heiterer Frühlingsstimmung ein, und ich würde mich ihr ganz hingeben, wenn nicht durch die letzte Wendung in Berlin eine solche Verstimmung über das ganze Land gekommen wäre, der sich am Ende niemand entziehen kann. Großer Gott was soll aus uns noch werden! Der Staat der Intelligenz und Quintessenz ist geworden der Staat der Imprudenz und Impotenz. Also eine neue Auflage der Manteuffelei!

O könnt' ich schlafen und träumen
In Waldeseinsamkeit,

Und dort mit den alten Bäumen
Nichts hören von unserer Zeit!“ *)
(An Rat Schmidt, 29. März 1862.)

Bemerkenswert ist, daß er damals wieder eine kleine Sammlung politischer Lieder aus den vierziger Jahren drucken ließ und in den Wahlkampf der Parteien warf: „Frühlingslieder für Urwähler, Wahlmänner und Fortschrittsmänner“ (Berlin. Franz Duncker. 1862. 16°. 14 SS.).

Am 19. April trat er eine Reise nach Süddeutschland an. Er beabsichtigte seinen Freund und Gesinnungsgenossen, Ludwig Uhland, zum fünfundsiebenzigsten Geburtstage persönlich zu beglückwünschen. Da diesem aber sein leidender Zustand verbot, Besuche zu empfangen, so konnte Hoffmann sein Uhlandlied**) nur dessen Gattin überreichen und mußte seinen Trinkspruch**) in einer Gesellschaft ausbringen, in der leider der Gefeierte selbst fehlte.

Als er am 10. Mai nach Corvey zurückkehrte, fand er seinen Raudener Freund Roger dort anwesend. Wenige Tage später kam die herzogliche Familie zu längerem Verweilen ins Weserthal, vom Dichter auf das freudigste begrüßt. Der Verkehr mit der liebenswürdigen Herzogin, der Gedankenaustausch mit dem politisch gut unterrichteten und freidenkenden Herzog und mit Freund Roger, die willkommene Gelegenheit, in aller Muße die Herrschaften in die Schätze der Bibliothek einzuführen, alles das enthielt für ihn Reize, die er sonst in Corvey entbehrte, und steigerte seine Lebensfreudigkeit. Und ungeladen stellte Frau Poesie sich ein und waltete ihres Amtes: wieder war er an der herzoglichen Tafel der Spruchsprecher, und die Blumen des Parks mußten ihr junges Leben lassen, um mit einem zarten Liede des Dichters in die Gemächer der Herzogin zu wandern.***)

*) Ges. W. Bd. V. S. 138.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 208—210.

***) Eine Auswahl dieser Lieder ließ Hoffmann als Weihnachtsgabe für die herzogliche Familie drucken unter dem Titel: „Chronicon Corbeiense. Corbeiae Novae Huxariaeque Anno Salutis MDCCCLXII.“ (8°. 16 SS.). Die Mehrzahl dieser Lieder und der vollständige Text des Titels findet sich in den Ges. W. Bd. VI. S. 211—217; vgl. ebenda S. 316. Anm. 98.

Die schönen Tage flossen nur zu schnell dahin. Weinenden Auges zog der Dichter sich in die Stille der Bibliothek zurück, als das Rollen der Wagen, welche die herzogliche Familie dem Weserthale wieder entführten, in der Ferne verklang.

An belebenden Umgang gewöhnt, sehnte er sich bald hinaus und trat Ende August eine größere Rundreise an. Da und dort rastend und alte Bekanntschaften auffrischend oder neue schließend, reiste er über Cassel, Meiningen, Nürnberg, München nach Augsburg zur Philologenversammlung. Dort gründete er im Verein mit anderen eine germanistische Abteilung und stellte bei ihr den Antrag, die Frommann'sche Zeitschrift „Die deutschen Mundarten" wieder ins Leben zu rufen, eine Absicht, die er trotz eifrigen Bemühens nicht erreichte. Wichtig sollte für ihn die Bekanntschaft mit dem Kapellmeister Hans Michel Schletterer werden, die er in jenen Tagen in Augsburg anknüpfte. Sein nächstes und letztes Ziel war der Rhein. Hier verlebte er an den durch die Erinnerung geweihten Stätten in Heidelberg, Rüdesheim und Neuwied im Kreise alter Freunde frohe Herbsttage. Mit einem längeren, heiteren Aufenthalte bei seinem lieben Conrad Wolff in Crefeld beendigte er seine Reise, die acht und siebenzig Tage gewährt hatte.

Ihr Einfluß auf ihn war außerordentlich wohlthätig. „Ich habe offenbar", schrieb er am 14. December an Joseph Maria Wagner in Wien, „nach so vielen Trübsalen an Lebensmuth wieder gewonnen. Als ein besonderes Geschenk des Himmels muß ich es betrachten, daß ich wieder Lust und Liebe zum Dichten habe. Vor einiger Zeit bin ich in das Scandinavische gerathen und habe mehrere schwedische und dänische Volkslieder übersetzt, und ihren sehr eigenthümlichen, zuweilen wunderbar schönen Melodien meine Texte anzupassen versucht."

Diese Lieder mit ihrem schlichten, innigen Ton und der einfachen, ergreifenden Melodie, wie sie Berggreens Sammlung darbietet, berührten in des Dichters Innern verwandte Saiten, sodaß er sich während dieses Winters und auch später gern mit ihnen beschäftigte. Er begnügte sich nicht nur mit poetischen Uebersetzungen, sondern dichtete zu mancher Weise ein neues

Lied.*) Aber freilich hatte er nur selten den Genuß, den Klängen solcher Volksweisen, die für ihn etwas so wunderbar Anregendes besaßen, lauschen zu dürfen. Er beklagt es in einem Briefe an den Herzog (wahrscheinlich aus dem December 1862): „Leider muß ich so Etwas [nämlich die Musik] hier ganz entbehren und das ist mir um so schmerzlicher, als eben meine Poesie zu innig mit der Musik vereint ist. Wir haben die herrlichsten Volksliedersammlungen, aber ich kann ihre Schätze nicht heben — nach dem Tode meiner Ida spielt mir niemand die schönen einfachen Volksweisen zu Danke. Ich muß warten, bis mich mal ein musicalischer Freund besucht."

In Schletterer fand Hoffmann einen Musiker, der durch Beanlagung und Ausbildung ihm ersetzte, was ihm selbst abging. Darum sandte er diesem noch im Winter 1862—63 manches Lied mit der Bitte, dazu eine passende Volksweise zu suchen und sie zu harmonisieren oder eine eigene Composition zu schaffen. Schon damals plante Hoffmann eine neue (vierte) Sammlung Kinderlieder mit Noten und bat Schletterer um seine Hülfe, die dieser ihm freudig zusagte. Im Sommer 1863 kam dann Schletterer auf einige Tage nach Corvey und bereitete mit dem Dichter diese neue Kinderliederausgabe vor. Auch andere ähnliche Pläne besprachen sie damals, denen ebenfalls erst die folgenden Jahre Erfüllung brachten.

Im Frühlinge des Jahres 1863 begann und vollendete Hoffmann ein Büchlein, wie er früher schon zwei geschrieben hatte; er bearbeitete die Casseler Familiennamen. Das fertige Manuskript legte er Anfang Mai's in Gießen Carl Weigand zur Durchsicht vor.**)

Auf derselben Frühjahrsreise verfolgte er noch ein anderes Ziel: um über die Schicksale der alten Corveyer Stiftsbibliothek Nachforschungen anzustellen, begab er sich nach Wetzlar zu dem Ge=

*) Von diesen Uebertragungen ist nur Weniges in die Oeffentlichkeit gedrungen. Auch in die Ges. W. sind sie bisher nicht aufgenommen, sondern für einen späteren Ergänzungsband zurückgelegt.

**) Noch im Sommer erschien dann das „Casseler Namenbüchlein. Einwohner=Namen der kurfürstlichen Haupt= und Residenzstadt Cassel, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert." (Cassel. Freyschmidt. 1863. 8°. XVI und 76 SS.).

schichtsforscher Paul Wigand, der sich durch seine Werke über das alte Corvey einen Namen erworben hatte. Es gelang Hoffmann, manche Urkunden, die in Beziehung zu Corvey standen, von Wigand für die Bibliothek käuflich zu erwerben, auch konnte dieser über die letzten Schicksale der alten Stiftsbibliothek Aufschluß geben: das Beste von den Restbeständen war in die Marburger Bibliothek übergegangen, wo Hoffmann es auf der Rückreise von Wetzlar besichtigte.

Nachdem er den Sommer über in Corvey seinem Berufe und seinen Studien gelebt hatte, besuchte er in den ersten beiden Wochen des September seine weimarischen Freunde. Durch die Fülle der Erinnerungen, die hier auf ihn einströmten, war er sehr bewegt und fühlte sich anfangs recht angegriffen. Doch der Treuste der Getreuen, Carl Gräf, der ihm manchen Tag widmete und mit ihm die Stätten in und außerhalb Weimar aufsuchte, die ihm lieb und wert waren, brachte ihn bald auf andere Gedanken. Wenn ihm auch manches in Weimar nicht zum Besten verändert schien, und ihn besonders die Abwesenheit Liszts und die ungewissen Nachrichten über dessen Schicksal betrübten, so verlebte er doch bei seinem treuen Preller, im von Milde'schen Hause, mit Genelli und anderen manche frohe Stunde.

Im Verlaufe dieser Herbstreise nahm er an der Philologenversammlung zu Meißen teil. Wenige Tage vorher (20. September) war Jakob Grimm gestorben. Es ehrt Hoffmann, daß er in Meißen in einer Sitzung der germanistischen Abteilung den Antrag stellte, einen Aufruf zur Errichtung eines Grimmdenkmals an das deutsche Volk zu erlassen — ein neues Zeichen seiner Verehrung, Liebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der einst dem Jünglinge den Weg in die vaterländische Wissenschaft gewiesen.

Noch heute ist die damals von Hoffmann gegebene Anregung nicht in die That umgesetzt; doch ist den rastlosen Bemühungen des vor kurzem verewigten Zarncke gelungen, zum hundertjährigen Geburtstage Jakob Grimms eine Sammlung für ein Denkmal ins Leben zu rufen, dessen Errichtung wohl nur eine Frage kurzer Zeit ist.

Nach seiner Heimkehr beschäftigten den Dichter bis zu Ende des

Jahres zwei kleinere Drucksachen*). Von anderen Arbeiten wurde er damals durch die politischen Ereignisse abgezogen, die seine Aufmerksamkeit fesselten.

Die schleswig-holsteinische Frage kam wieder in Fluß. Die Begeisterung, mit der Hoffmann bereits in früheren Jahren für die Freiheit der beiden Herzogtümer und ihre Unabhängigkeit von Dänemark in Lied und Wort gekämpft hatte, loderte jetzt in ihm aufs neue empor. Oft freilich wurde sie bei dem schleppenden Gang der Politik wie durch einen kalten Wasserstrahl gedämpft, aber seine Hoffnungen erhoben sich immer wieder, so oft sie auch zu Boden geschmettert wurden. Schnell waren seine früheren Lieder für Schleswig-Holstein**) gedruckt, um, als Flugblätter durch ganz Deutschland verbreitet, in allen Gauen zu den Waffen zu rufen gegen die Bedrücker der beiden Bruderstämme im Norden. Bald entlockte der alte Barde seiner Leier neue Kriegsgesänge***) und stimmte endlich das Siegeslied an vom 5. März 1864:

Ja, er kam, der Tag der Rache!
Und wie floh der Danebrog,
Als das Paar der deutschen Adler
Über Schlei und Eider flog!

Gott verläßet nie die Seinen,
Die wie wir im Glauben stark,
Ja, er macht uns frei auf ewig,
Ewig frei von Dänemark!***)

Freilich blieb dem Sänger manche Enttäuschung nicht erspart.

---

*) Er vollendete eine „Neue, mit einem Anhang vermehrte Ausgabe" der „Vier Jahreszeiten" (erschienen Berlin. Enslin. 1864. 8°. 103 SS.) und ließ als Weihnachtsgabe für die herzogliche Familie wiederum eine Kleinigkeit drucken, hundert Denksprüche unter dem Titel: „Strena Corbeiensis. Ad fidem codicis autographi Corbeiae nuperrime reperti mittit et offert HvF. Corbeiae ad Visurgim. MDCCCLXIIII." (12°. 23 SS.).

**) Die Lieder finden sich in den Ges. W. Bd. V. S. 158—163. Ueber die verschiedenen damals erfolgten Drucke derselben vgl. ebenda S. 351. Anm. 45.

***) Ges. W. Bd. V. S. 160. 162.

Seine Lieder zündeten nicht so, wie er gehofft hatte, und er wetterte über die nüchterne Prosa der Zeit, wo es gelte, in freudiger Begeisterung sich zu beleben. Aber er spürte das Wehen der neuen Zeit; auch über die trübsten Stunden half ihm sein unerschütterlicher Glaube an Deutschlands Zukunft hinweg: „Wie es Ihnen mit Ihren schleswig-holsteinischen Liedern ergangen ist, so geht es mir mit den meinigen nicht viel besser. Was will das heißen, daß einige tausend Exemplare unter 40 Millionen Deutsche geschleudert sind? Nirgend eine freudige Begeisterung. Jetzt wo man singen sollte, sich zu beleben, sich frisch zu erhalten und in der Hoffnung eines guten Erfolgs zu stärken, jetzt schweigt man und die nüchternste Prosa macht sich geltend. Allerdings sind die jüngsten Ereignisse niederschlagend und erbitternd, aber darum soll niemand, der es mit dem Vaterlande gut meint, den Muth verlieren, sondern frei und unerschütterlich auch in bösen Tagen für das Vaterland leben und wirken. — Auch ich bin sehr verstimmt, mitunter erbittert, aber ich müßte mich selbst aufgeben, wollte ich den Glauben an ein einiges freies Deutschland je verlieren.“ (An Schletterer, 20. Februar 1864.)



Dritter Abschnitt.

Schloß Corvey. 1864—1868.

In den Frühlingstagen 1864, in denen bei den Düppeler Schanzen die Entscheidung fiel, rüstete Hoffmann sich zu einer größeren Reise, von der er sich eine wohlthätige Wirkung versprach. Der Winter war für ihn kein erfreulicher gewesen. Körperliches Unwohlsein und mancherlei Aufregungen, nicht zum wenigsten über die politischen Ereignisse, hatten ihn nur selten zu einem freudigen Schaffen kommen lassen. Daher war eine Fortsetzung der Strena, etwa 450 Sprüche, das einzige Ergebnis, das ihn mit Befriedigung erfüllte.

Am 20. April trat er seine Reise an. Da und dort bei Bekannten einsprechend, erreichte er am 1. Mai sein Endziel, Schloß Rauden. Von seinem Aufenthalte daselbst, der fünf volle Wochen dauerte, war er ebenso befriedigt, wie das erste Mal. Der Herzog und die Herzogin zeichneten ihn wiederum in jeder Weise aus und bestimmten ihn zu längerem Verweilen, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Wichtig und fruchtbar war für den Dichter der Umgang mit Julius Roger. Er fand diesen zwar nicht mehr so heiter, wie ehedem, doch in seinen wissenschaftlichen Neigungen unverändert. Seine inzwischen erschienene Sammlung der polnischen Volkslieder erweckte in Hoffmann das Verlangen, ähnliche Uebersetzungen zu versuchen wie aus der skandinavischen Litteratur. Da er des Polnischen nicht mächtig war, so half ihm Roger, indem er die Texte wortgetreu ins Deutsche übertrug. Nach diesen Vorlagen dichtete Hoffmann Texte, die er genau den Versmaßen und Melodien

der Originale anpaßte. Roger mußte dann diese poetischen Uebertragungen begutachten und mit den Urtexten vergleichen. Diese gemeinsame Arbeit, die beiden Männern damals in Rauden manche frohe Stunde bereitete, setzten sie später brieflich fort. Im Laufe des Jahres wuchs dadurch Hoffmann's Sammlung; schon im Sommer veröffentlichte er einige dieser Uebersetzungen in Oelsners Schlesischen Provinzial-Blättern.

Am 4. Juni nahm Hoffmann von dem gastlichen Rauden Abschied. Er besuchte seinen alten breslauer Freund Aderholz auf seinem Landsitze im schlesischen Gebirge. Von dort stammt das reizende Liedchen „Das Koppenblümchen Hab mich lieb."*) Am 16. Juni traf er wieder in Corvey ein.

Hier fühlte er sich während der heißen Sommermonate recht wohl. Die hohen, luftigen Schloßräume boten willkommenen Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen, und die schöne Jahreszeit lockte gerade damals viele Verwandte und Freunde ins Weserthal. Unter anderen sprachen Georg Fein, August Freyschmidt und Leo Meyer ein. Auch der Herzog besuchte damals sein Corvey und die Bibliothek nach einer längeren Pause wieder.

Bei seinem stillen, anspruchslosen Leben in Corvey berührte es Hoffmann sehr peinlich, wenn er von Fremden belästigt und von Neugierigen wie eine Merkwürdigkeit angegafft wurde. Oft geschah es, daß er unter Zudringlichkeiten zu leiden hatte. In der Äbtehalle, die er auf seinem täglichen Gange von seiner Wohnung zur Bibliothek durchschreiten mußte, warteten oft Neugierige auf ihn. Eilenden Schrittes suchte er dann sich ihren Augen zu entziehen, während der Schwarm sich um ihn drängend ihn begleitete. Ueber solche Belästigungen war er außer sich und führte beim Herzog, mehrmals mit recht kräftigen Worten, Beschwerde. — Wer sich dagegen in der rechten Form an ihn wendete, der fand in ihm einen freundlichen Führer durch die Bibliothek. Auch Vereinen und Schulen**),

*) Ges. W. Bd. III. S. 156. 157.

**) Otto Weddigen schildert, wie er als wohlbestallter Secundaner des Mindener Gymnasiums auf einer Turnfahrt ins Weserthal auch die alte Benediktinerabtei besucht hat, und entwirft ein ansprechendes Bild von Hoffmanns Erscheinung, seinem Auftreten und dem Eindrucke, den er auf die Schüler gemacht hat (vgl. Köln. Sonntagszeitung vom 8. Januar 1893).

die sich von auswärts bei ihm anmeldeten, zeigte er bereitwillig die Schätze, deren Verwaltung ihm anvertraut war.

Im Sommer 1864 schritt die Bibliotheksarbeit rüstig fort. Anfang Septembers hatte er seine diesjährige Aufgabe vollendet und konnte leichten Herzens seine Herbstreise antreten. Er ging nicht nur dem Vergnügen nach, sondern verfolgte ernstere Ziele. Vom 16. bis 22. September weilte er in Augsburg, um gemeinsam mit Schletterer einige Liederausgaben zu vollenden. Sie nahmen zuerst das vierte Heft der Kinderlieder in Angriff und prüften die dazu entworfenen Compositionen Schletterers, wobei der Dichter mit seinem feinen Gefühl für die Uebereinstimmung von Liedertext und Weise sich eines selbständigen Urteils nicht begab. Bald war die Durchsicht und Auswahl vollendet. Dann brachten sie eine andere Sammlung dem Abschlusse nahe, eine neue Ausgabe des „Rheinlebens", zu dem Schletterer ebenfalls eine Anzahl Compositionen beitrug. Hoffmann las damals Schletterer auch seine Uebersetzungen polnischer Volkslieder vor, die diesem so zusagten, daß er sich entschloß, ihre Melodien für eine Veröffentlichung zu bearbeiten. Natürlich fand er hierbei Hoffmanns thatkräftige Unterstützung, der später, als die Arbeit ins Stocken geriet, in seinen Briefen es nicht an Aufmunterungen fehlen ließ. Daher schied er in jeder Beziehung befriedigt von dem freundlichen Musiker, um seinen Heimweg auf der gewohnten Straße längs des Rheines zu nehmen.

Schon auf der Hinreise nach Augsburg hatte er in Coburg mit maßgebenden Mitgliedern des Nationalvereins Fühlung bekommen und die Ansicht gewonnen und ausgesprochen, der Nationalverein dürfe sich nicht damit begnügen, die Kammern der verschiedenen Staaten beeinflussen zu wollen, sondern müsse mit allen Kräften auf das Volk einzuwirken und in ihm Verständnis und Begeisterung für Deutschlands hohe Aufgaben zu erwecken suchen. Noch immer war der Dichter überzeugt, daß, ähnlich wie vor 1848, das politische und vaterländische Lied am wirksamsten das Volk aus seiner Gleichgültigkeit aufzurütteln und zu begeistern vermöchte, und hielt trotz mancher entgegengesetzten Erfahrung zäh an diesem Gedanken fest. Er erbot sich daher, ein Liederbuch des Nationalvereins herauszugeben. Da sein Plan beim Ausschuß günstige Aufnahme fand, so vollendete er, noch während seiner damaligen Anwesenheit am

Rhein, eine Sammlung „Deutscher Lieder“ und reichte sie dem Ausschusse ein. Aber dieser konnte sich nicht zu ihrer Herausgabe entschließen.

Der Aufenthalt am Rhein, an den seiner Erinnerung teueren Stätten, erfrischte und verjüngte den Dichter. Ueberall verlieh die rechte Mischung von Vergnügen und Arbeit dieser Reise eine besondere Würze. Nach fast zweimonatlicher Abwesenheit kehrte er am 2. November nach Corvey zurück, zum ersten Male nicht genötigt, den letzten Teil des Weges im Postwagen zurückzulegen, da inzwischen die Eisenbahn Altenbeken-Höxter dem Verkehr übergeben war.

Nach dieser erfrischenden und anregenden Reise rief des Winters Ankunft in ihm keine trüben Gedanken hervor. Sobald die Lampe in seiner stillen Zelle freundlich wieder brennt, erwacht in ihm neue Arbeitslust. Im November beginnt er lateinische Sprüche zu sammeln und für eine Herausgabe zu bearbeiten. Vorübergehend beschäftigt er sich wieder mit einer Bibliographie der katholischen Gesangbücher. An die neue Kinderliederausgabe legt er letzte Hand an und sendet das Manuskript an Freyschmidt in Cassel.

Ein schmerzlicher Verlust, der Hoffmann zu Beginn des neuen Jahres 1865 traf, veranlaßte eine neue Veröffentlichung. Auf die Trauerbotschaft von dem Tode seines alten breslauer Freundes Aderholz († 28. December 1864), mit dem er noch im vorhergehenden Frühlinge im schlesischen Gebirge frohe Tage verlebt hatte, folgte bald eine neue: am 7. Januar erlag in Rauden Julius Roger einem Schlaganfall. In zwei Gedichten*) rang der Sänger damals um Befreiung von dem tiefen Schmerz, der sein Inneres erfüllte. Es war ihm eine wahre Herzenserleichterung, sich lebendig und innig mit dem Bilde des Verstorbenen zu beschäftigen. Daher entschloß er sich, Roger ein Denkmal liebevoller Erinnerung zu errichten, indem er seine Uebersetzungen polnischer Volkslieder und einen ausführlichen Nachruf zu einem Büchlein vereinigt ihm weihte. Diese Arbeit lag seinem Herzen so nahe, daß sie, obgleich zuletzt begonnen, doch zuerst vollendet wurde. Schon Ende März erschien sie unter dem Titel „Ruda. Polnische Volkslieder der Oberschlesier. Uebertragen von Hoffmann von Fallersleben“ (Cassel. Freyschmidt. 1865. 8°. 56 SS.).

*) Ges. W. Bd. VI. S. 231

An die 25 Uebersetzungen polnischer Lieder, die Hoffmann unter Rogers Beihilfe gedichtet hatte, schließt sich ein Nachruf, in dem er nach einem kurzen biographischen Abriß ausführlicher auf Rogers Wesen und Wirken eingeht und dankbar seines Verhältnisses zu dem Geschiedenen gedenkt. Der warme Ton, den er überall anschlägt, ist das beste Zeugnis dafür, wie nahe verwandt er sich Roger gefühlt und wie tief er dessen frühen Tod beklagt hat.*)

Bald nach diesem Gedenkbüchlein an Roger folgte ohne Hoffmanns Namen die „Egeria. 333 Lateinische Sprüche mit deutscher Uebersetzung" (Cassel. Freyschmidt. 1865. 8⁰. 28 SS.). Das Sammeln für diese Arbeit ließ Hoffmann sich sehr angelegen sein. Besonders die Göttinger Bibliothek durchstöberte er nach alten Spruchsammlungen und fand dort manches wertvolle, seltene Werk. Doch trug er nicht alles, was ihm an lateinischen Sprüchen aus alter und neuer Zeit aufstieß, zusammen, sondern nahm, einen höheren sittlichen Zweck verfolgend, nur solche Sprüche auf, deren Inhalt auf den Menschen veredelnd zu wirken vermag.

Der Druck des Rheinlebens und der Kinderlieder stieß, weil es Notenausgaben waren, auf größere Schwierigkeiten und erforderte längere Zeit, obgleich Schletterer hülfreiche Hand bot. Zunächst folgte das „Rheinleben. Vier und zwanzig Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mit Singweisen herausgegeben von H. M. Schletterer" (Neuwied und Leipzig. Heuser. 1865. quer 8⁰. 43 SS.).

Der dichterische Zuwachs im Rheinleben ist gering; nur das Lied auf den Rheingauer**) stammt aus der letzten Zeit. Dagegen befinden sich unter den Melodien sieben neue Kompositionen Schletterers, der auch zu einer Reihe anderer die Harmonisierung geschrieben hat. Das Heftchen enthält eine Auswahl der volkstümlichsten Lieder

*) Diese Uebersetzungen polnischer Volkslieder sind, wie die verwandten Dichtungen, noch nicht in die Ges. W. aufgenommen. — Die Ausgabe mit Melodien, zu der Hoffmann im Herbste 1864 in Augsburg Schletterer bestimmt hatte, ließ dieser Anfang 1866 erscheinen und widmete sie der Herzogin von Ratibor: „Polnische Volkslieder aus Oberschlesien. Verdeutscht von Hoffmann von Fallersleben, harmonisiert und mit Clavierbegleitung versehen von H. M. Schletterer". (Leipzig und Winterthur. 1866).

**) Ges. W. Bd. III. S. 83.

Hoffmanns mit einfachen und ansprechenden Melodien und verkörpert so recht die Sangesfreudigkeit unseres Dichters.*)

Die letzte und bedeutendste Veröffentlichung aus jener Zeit sind die „Dreiundvierzig Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Nach Original= und Volksweisen mit Clavierbegleitung. Herausgegeben von H. M. Schletterer“ (Cassel. Freyschmidt. [1865.] quer 4°. 62 SS.). Diese Sammlung schließt sich an keine der früheren Notenausgaben an, so daß sie mit Recht als vierte Sammlung bezeichnet wird. Sie bietet auch thatsächlich viel Neues: neun Lieder, die noch nirgends veröffentlicht sind, darunter sechs aus dem Jahre 1864, in welchem der Dichter seinem Verkehre mit Schletterer so manche Anregung verdankt hat. Die Auswahl haben Hoffmann und Schletterer mit großer Sorgfalt getroffen. An den Musiker stellte Hoffmann sehr strenge Anforderungen. Manche Composition Schletterers hielt Hoffmanns Kritik nicht stand und wurde von diesem zu gunsten einer anderen Melodie, meist einer Volksweise zurückgewiesen. Denn wie seine Lieder den schlichten, kindlichen Ton glücklich trafen, so verlangte er auch für die Melodie eine einfache, sinnige Weise, keine schwierige Kunstform. Mit Ludwig Erk, dem Meister des Volksgesanges, begegnete er sich in dieser Anschauung; nicht so von vorn herein mit Schletterer. Dessen Kompositionen waren ihm bisweilen nicht einfach genug, seine Begleitung zu künstlich. Doch lösten sich diese Gegensätze der Anschauung bei gemeinsamem Arbeiten zu beider Zufriedenheit, und Schletterer behielt mit zwanzig neuen Compositionen und zahlreichen Harmonisierungen den Löwenanteil an der musikalischen Seite des Werkes.

Mit innerer Befriedigung konnte Hoffmann auf das Ergebnis dieses Winters zurückblicken. Die Freude über die Kinderliederausgabe erweckte schon damals in ihm den Wunsch nach einer neuen, fünften Sammlung. Denn gerade in den ersten Monaten des Jahres 1865 hatte er für die Kinderwelt wieder einige Lieder**) gedichtet. Ueberhaupt stellte sich bei ihm in den helleren Tagen des Jahres 1865 öfters eine dichterische Stimmung ein, die er mit Freuden begrüßte. „Der heurige Winter, schrieb er am 20. Februar 1865 an Gräf, ist

*) Ges. W. Bd. III. S. 60 ff. und S. 285. Anm. 12.

**) Ges. W. Bd. II. S. 274—278.

hier in unserm lieblichen Thale ein ganz leidlicher. . . . Für mich ist er ein wahrer Frühling meiner geistigen Thätigkeit gewesen: ich habe viel und immer mit Lust gearbeitet, manches fortgesetzt, manches vollendet; in diesem Augenblicke werden vier Bücher von mir gedruckt. Die letzten Tage bin ich sogar wieder einmal ins Dichten hineingerathen und habe ein Dutzend Landsknechtslieder gemacht, eine neue Folge der Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg, welche Vilmar so gepriesen, daß sie seitdem für die schönsten gelten, welche im alten Volksliedergeiste gedichtet sind. Die neuen mögen sich ihnen würdig anreihen."

Außer den Kinder- und Landsknechtsliedern sang er dem Frühlinge manches Lied entgegen, so am 15. Februar:

Nur die Hoffnung festgehalten!
Wanke nicht bei Gram und Qual!
Alles wird sich schon gestalten:
Frühling wird es doch einmal!

und am 1. März:

Schneeglöckchen, ei, du bist schon da?
Ist denn der Frühling schon so nah?

und am 4. April:

Wie freu' ich mich der hellen Tage,
Wenn unterm blauen Himmelszelt
Nach langer Kält' und Winterplage
Frohlockt die bunte Frühlingswelt!*)

Der Frühling und Sommer des Jahres 1865 verliefen ruhig. Im Mai war er bei seinen Freunden am Rhein, der wieder seinen alten Zauber auf ihn ausübte. Im Juni reiste er nach Elze zu Leo Meyer's Hochzeit, an dessen Schicksalen er immer innigen Anteil nahm.**) Nachdem er schon im April von seiten des

*) Ges. W. Bd. I. S. 99. 98. 101.

**) Vgl. Hoffmanns Trinksprüche: Ges. W. Bd. VI. S. 232. 233. — Einen reizenden kleinen Zug, der einen Einblick in das kindliche Wesen des Dichters gewährt, teilt uns Leo Meyer mit. In Elze bewohnten beide dasselbe Zimmer; da fragte Hoffmann ihn, als sie nach der Feier des Polterabends in dieses zurück-

Freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt am Main zum Ehrenmitglied und Meister ernannt worden war, wurde ihm zu Sommers Anfang die hohe Freude, daß ihm die Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde zu Leiden, deren Mitglied er bereits seit 1822 war, die Ehrenmitgliedschaft verlieh, eine Auszeichnung, die unter den ausländischen Gelehrten bis dahin nur Jakob Grimm zuteil geworden war. Hoffmann verdankte diese Anerkennung, die seinem Herzen so wohl that, in erster Linie seinem Freunde Matthias de Vries, der schon im Jahre vorher seine Verehrung für den um die niederländische Litteratur- und Sprachkunde so hochverdienten Mann dadurch bezeugt hatte, daß er ihm sein mittelniederländisches Wörterbuch widmete. Eine nicht minder ehrenvolle Auszeichnung erfuhr Hoffmann im folgenden Jahre von seiten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam, die ihn zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannte. Das waren helle Sonnenstrahlen, die in sein Herz fielen. Er empfand mit stolzer Freude, daß er nicht umsonst geforscht hatte, und daß sein Name auch jetzt noch in Niederland in Ehren stand.

Der Sommer 1865 brachte Hoffmann noch die persönliche Bekanntschaft eines jungen Wiener Gelehrten, Joseph Maria Wagner's*) der ihn in Corvey besuchte. Wagner, seines Amtes k. k. Bibliotheksofficial im Finanzministerium zu Wien, war ein junger Germanist,

---

kehrten, ob er wohl ahne, was ihm am ganzen Abend die meiste Freude gemacht. Zwei kleine 8 bis 9jährige Mädchen waren es gewesen, die etwas aufgesagt und Blumen gestreut hatten. „Die haben mich zu Thränen gerührt", bekannte der Dichter selbst. — Später suchte Hoffmann Leo Meyer, dessen wissenschaftliche Bedeutung er hochschätzte, von Dorpat auf eine deutsche Universität herüberzuziehen. Er schrieb in diesem Sinne 1871 an den Curator der neuzugründenden Universität Straßburg, den Freiherrn von Roggenbach, doch glückte es ihm nicht, die Berufung seines Freundes zu bewirken.

*) Joseph Maria Wagner, geb. den 1. December 1838 zu Wien, gestorben ebendort am 3. Mai 1879. Vgl. die Nachrufe in der Neuen Freien Presse. 1879. 5. Mai. Nr. 5276. Abendblatt und in der Beilage zur Wiener Abendpost. 1879. 7. Mai. Nr. 105 (abgedruckt in Petzhold's Anzeiger für Bibliographie, 1879. Heft 7. S. 225. 226). Einen sehr liebevoll geschriebenen Aufsatz über sein Leben und Wirken veröffentlicht Josef Strobl im Anzeiger für deutsches Altertum. 1880. Bd. VI. S. 99—110; vgl. Karl Bartsch's scharfes Urteil über Strobl's Aufsatz und Wagner's Bedeutung in der Germania. 1881. Bd. XXVI. S. 425.

der durch eifrigen Fleiß zu ersetzen suchte, was ihm an exakter Schulung fehlte. Schon seit dem Sommer 1858, in dem er sich zuerst mit der Bitte um einige litterarische Nachweise an Hoffmann gewendet hatte, standen beide in lebhaftem brieflichen Verkehr. Bei aller Verehrung für den Dichter schätzte Wagner in Hoffmann in erster Linie den unermüdlichen Forscher, auf dessen Spuren er bei seinen Arbeiten in österreichischen Bibliotheken immer wieder stieß, und hoffte für seine eigenen germanistischen Studien auf dessen Unterstützung. Für Hoffmann war es wichtig, daß er durch Wagner mit Wien und Oesterreich wieder Fühlung gewann, die er in den letzten Jahrzehnten verloren hatte; mit seiner Hülfe konnte er die Fortschritte der Germanistik in Oesterreich besser übersehen und sie für seine Studien nutzbar machen. Besonders willkommen war es ihm, in Wagner einen jungen Gelehrten zu finden, der bei rührendem Eifer und großem Wissen gerade den Gebieten das lebhafteste Interesse entgegenbrachte, die er selbst zeitlebens zum Gegenstand seiner besonderen Forschungen gemacht hatte; dies waren die Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, das Volkslied, eigentümliche Spracherscheinungen wie das Rotwelsch, biographische und bibliographische Untersuchungen für eine Geschichte der deutschen Philologie. Daher hegte er die Hoffnung, einige seiner eigenen Pläne, die er allein nicht mehr durchführen zu können glaubte, in gemeinsamer Arbeit oder von der Hand des jüngeren Genossen dereinst verwirklicht zu sehen. Jede Anregung griff Wagner mit bestem Willen auf. Aber es fehlte ihm die Kraft, sich auf eine Arbeit zu beschränken. Auch kam er mit seiner übergroßen Gewissenhaftigkeit nie zu einem Abschluß seiner Forschungen.

Aus den Briefen Hoffmanns an Wagner, deren Kenntnis wir dem freundlichen Entgegenkommen der Witwe des letzteren verdanken, ersieht man mit Erstaunen, wie mannigfaltig und weitgehend noch in den sechziger Jahren Hoffmanns Interessen und Entwürfe auf germanistischem Gebiete gewesen sind. Denn Wagner war hier sein Vertrauter.

Daher besprach Hoffmann mit diesem auch während seines kurzen Aufenthaltes zu Corvey im Sommer 1865 seine wissenschaftlichen Pläne, seine Arbeiten über das Rotwelsch, über die Gleichnis-, Scherz- und Spottsprache, über eine Handschriftenkunde und

Ähnliches. Auch auf sein Lieblingsthema, die Geschichte der deutschen Philologie, kam er damals zurück.

Schon viel früher hatte er Wagner zu dieser Arbeit aufgefordert und ihm für diese im März 1862 eine Uebersicht seiner eigenen deutschsprachlichen Thätigkeit vom Jahre 1816 an geschickt. Als dann Rudolf von Raumer in München mit der Abfassung einer Geschichte der deutschen Philologie betraut wurde, mahnte Hoffmann Wagner, seinen Plan nicht aufzugeben — denn si duo faciunt idem, non est idem — oder zunächst eine Geschichte der deutschen Studien in Lebensbeschreibungen einzelner Germanisten zu geben. Nur zu deutlich erkannte Hoffmann, was Wagner abging. „Suchen Sie, schrieb er ihm am 13. April 1863, sich möglichst zu beschränken, Sie werden sonst über kurz oder lang schmerzlicher die Entdeckung machen, daß man oft selbst das Liebstgewonnene aufgeben muß. — Wir fahren alle mit vollen Segeln und reichbefrachtet ins offene Meer der Wissenschaft. Bald aber müssen wir ein Segel nach dem anderen reffen und Manches als Ballast über Bord werfen, um nur einen Hafen des Erfolgs zu erreichen." Aber Wagner war in dieser Hinsicht unverbesserlich und kam daher trotz fortgesetzter Studien nie über die Vorarbeiten zu einer Geschichte der Germanistik hinaus.

Durch die persönliche Bekanntschaft mit Wagner wurde in Hoffmann der Wunsch rege, selbst wieder einmal nach Oesterreich zu kommen. Doch begnügte er sich im September, zumal da die Cholera schon damals drohte, mit einer kleineren Reise zu seinen rheinischen Freunden und zur Philologenversammlung in Heidelberg.*) Die Tage in der Neckarstadt waren für ihn recht lehr- und genußreich. Besonders erquickte ihn das frische, regsame Leben, das in der germanistischen Abteilung herrschte, an deren Gründung er sich selbst vor drei Jahren in Augsburg beteiligt hatte.

Diesmal war ihm für seine Reise Beschränkung geboten, denn in Corvey stand für Mitte Octobers der Besuch des Königs von Preußen und anderer Mitglieder des preußischen Königshauses in Aussicht. Hoffmanns Vorbereitungen für diese festlichen Tage waren schnell getroffen. Denn die Bibliothek war jederzeit für Besuch eingerichtet. Am 20. October wurde ihm die Ehre, den hohen Herr-

*) Vgl. den Trinkspruch auf Heidelberg: Ges. W. Bd. VI. S. 235. 236.

schaften gegenüber seines Amtes zu walten und sie in die Bibliothek mit ihren Sehenswürdigkeiten einzuführen. Wie die Büchersammlung bei dieser Gelegenheit eine kostbare Bereicherung erfuhr, ist oben erzählt.

Sein ganzes Leben lang gab der Dichter nicht viel auf seinen Anzug: eine Joppe und einen Schlapphut trug er am liebsten. Frack, Cylinder und Handschuhe waren ihm verhaßt. Jetzt aber mußte er, des hohen Besuches wegen, diese unentbehrlichen Kennzeichen einer höheren Kultur aus der Dunkelheit eines Schrankes, in die er sie gebannt hielt, hervorholen und sich hofmännisch kleiden. Sprachlos ob der Veränderung, die mit seinem Vater vorgegangen war, schaute der kleine Franz ihm nach, als er im Frack mit weißer Halsbinde, weißer Weste und weißen Glacéehandschuhen, den hohen Hut lustig schwenkend, im Treppenhaus verschwand, um den Herrschaften aufzuwarten. So fein hatte Franz seinen Vater noch nie gesehen!

Nachdem der hohe Besuch abgereist war, und bald darauf auch die herzogliche Familie Corvey verlassen hatte, trat dort die Ruhe des Winters ein, und Hoffmann zog sich in sein Studierzimmer zurück. „Neunerlei Arbeiten habe ich mir für den Winter vorgenommen. Ob ich eine vollenden werde — Gott weiß! An gutem Willen fehlt es nicht, zu einer habe ich bereits heute den Grund gelegt. Wenn ich aber auch nichts vollende, so ist das Arbeiten schon Lohn genug. Drum immer frisch drauf und dran!" (Tagebuch, 7. November 1865).

Von seinen in der letzten Zeit entstandenen Liedern und Gelegenheitsgedichten traf er eine Auswahl und ließ zwei kleine Sammlungen für die herzogliche Familie drucken: „Schneeglöckchen. Corveyer Weihnachtsgabe. 1865" (gr. 4°. 8 SS.)*) und „Raudener Geburtstags-Calender auf das Jahr 1866. Für das Herzogthum Ratibor und Fürstenthum Corvey." (Schloß Corvey. Selbstverlag von Hoffmann von Fallersleben, Herzoglichem Hofbibliothecar. 12°. 24 SS.),**) den er dem Herzoge zum Geburtstage übersandte. Er lieferte damals auch einen kleinen Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie; unter seinen Briefen von Jakob Grimm wählte er die

*) Ges. W. Bd. I. S. 98—101.

**) Ges. W. Bd. VI. S. 238—246 und S. 320. Anm. 111.

wichtigeren aus und schickte sie mit einer kurzen Einleitung an Franz Pfeiffer für dessen Germania.*) In den ersten Monaten des Jahres 1866 arbeitete er mit großer Lust an einem vierten Namenbüchlein, das im Frühjahr erschien: „Braunschweigisches Namenbüchlein. Einwohner=Namen der Herzoglichen Haupt= und Residenzstadt Braunschweig, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert“ (Braunschweig. 1866. Wagner. 8°. VII und 80 SS.).**)

Aber alle diese kleineren Arbeiten liefen nur neben einem großen Werke her, das damals bei Hoffmann in den Vordergrund trat und ihn mehrere Jahre hindurch beschäftigen sollte. Dies war die Geschichte seines Lebens.

Schon in jungen Jahren, in Breslau, hatte er Aufzeichnungen über seine Jugend und Entwickelung gemacht. Später war er des öfteren auf ähnliche biographische Versuche zurückgekommen.*) Aber erst nach Ida's Tode in den Wintern 1860—1863 hatte er seine Erinnerungen aus den Jahren 1819—1843 aufgezeichnet.

Diese Lieblingsbeschäftigung nimmt er Ende Novembers 1865 wieder auf. Bald fesselt sie ihn dermaßen, daß er zeitweilig über sie seinen Briefwechsel, sein Dichten und Forschen vernachlässigt und in den nächsten Jahren für keine andere größere Arbeit Muße findet. Er beginnt jetzt mit der Schilderung seiner frühesten Jugendzeit. Zwar bedauert er, daß gerade für diese ihm so wenig schriftliche Quellen, nur einige Familienbriefe, erhalten sind. Aber sein gutes Gedächtnis hilft ihm über diese Schwierigkeit hinweg, und die Darstellung seiner Kinder= und Jünglingsjahre ist vielleicht gerade aus dem Grunde so anmutig und spannend geschrieben, weil sie fast nur aus der Erinnerung geflossen ist. Allerdings ist ja in jeder Lebensbeschreibung die Jugendzeit als die Zeit des Werdens und der Entwickelung die anziehendste und lehrreichste. — Schon im

---

*) Germania. 1866. Bd. XI. S. 375—388. 498—511. Nachträge zu diesen Briefen ebenda. 1867. Bd. XII. S. 383. 384. — Auch andere kleine Beiträge steuerte er in jenen Jahren zur Germania bei.

**) J. M. Wagner setzt in seiner bibliographischen Schrift über Hoffmann das Büchlein fälschlich unter das Jahr 1867.

***) Vgl. „Mein Leben“. Bd. II. S. 92. Bd. IV. S. 338. 339. Bd. V. S. 7.

Februar 1866 ist Hoffmann bei dem Abschnitte seines Lebens angelangt, den er bereits früher behandelt hat.

Damals wurde er von J. M. Wagner aufgefordert, seine Biographie zu veröffentlichen. Vorläufig aber blieb er mit Eifer bei seiner Arbeit; er prüfte seine früheren Aufzeichnungen über die Jahre 1819—1843 nach und vollendete im Juni 1866 die fortlaufende Schilderung seines Lebens bis zum Jahre 1843.

Vom Jahre 1842 an hatte er regelmäßige Tagebücher geführt, die ihm die Fortsetzung der Biographie wesentlich erleichterten. Doch wurde er während des Sommers in seiner Arbeit unterbrochen. Sein Amt nahm ihn viel in Anspruch. Vor allem zogen die politischen Ereignisse jener Tage seine Aufmerksamkeit auf sich. Der bevorstehende Waffengang zwischen Preußen und Oesterreich bewog den Herzog, seine Familie, die er in Rauden nicht sicher genug glaubte, nach Corvey überzusiedeln, wo sie sich vom 10. Juni bis 28. August aufhielt. Auch hierdurch wurde Hoffmann häufig von seiner Arbeit abgelenkt.

Die Kriegsaussichten und dann die Nachrichten vom Kriegsschauplatze regten Hoffmann mächtig auf. Er ahnte mit banger Freude, zu welch hohem Ziele dieser blutige Zusammenstoß den Weg bahnte. Aber im tiefsten Herzen jammerte ihn des jungen Lebens, das in mörderischem Ringen Deutscher gegen Deutsche geopfert wurde. Sein Empfinden war zu weich, als daß er nicht unter den augenblicklichen Eindrücken der furchtbaren Verluste dem Kriege hätte fluchen sollen, so sehr er seine Notwendigkeit anerkannte. Oft fühlte er sich infolge der seelischen Aufregung ganz ermattet. Aber der Ausgang und die Erfolge dieses Bruderkampfes richteten ihn wieder auf. Das Vorgehen der preußischen Regierung billigte er durchaus, obgleich er in den letzten Jahren ein erbitterter Gegner ihrer inneren Politik gewesen war. Den allgemeinen Umschwung der Stimmung, der damals im preußischen Volke eintrat, erfuhr auch er. Die Einverleibung Hannovers und der anderen Staaten begrüßte er als einen bedeutenden Schritt zur Einheit,*) zum protestantischen Kaiser-

*) Schon sein „Deutsches Weihnachtslied“ vom 13. December 1864 hatte die stolze Botschaft verkündet:

Bald klingt ein froher Siegeston
Vom Alpenlande bis zum Belt:
Die Einheit ward der Liebe Lohn,
Und uns gehört der Zukunft Feld! (vgl. Ges. W. Bd. V. S. 170. 171.)

tum. Denn als geborener Hannoveraner kannte er die Welfenwirtschaft zu gut, als daß er sich nicht über ihr Ende gefreut hätte.*) Damit bewies er einen weiteren Blick als viele seiner Landsleute, die an ihrer „georgrexischen“ Gesinnung festhielten. — Es war ein glücklicher Umstand für Hoffmann, daß er gerade in den Tagen der größten Aufregung gezwungen wurde, sich in Corvey der herzoglichen Familie zu widmen und dadurch auch anderen Gedanken Raum zu geben. Einige Gelegenheitsgedichte stammen aus jener Zeit,**) aber es sind nicht Kinder seiner heiteren Muse. Sie atmen die gedrückte Stimmung wider, die damals auf den Gemütern lag.

Nach der Abreise des Herzogs und der Seinigen griff Hoffmann wieder zur Feder und setzte seine Lebensbeschreibung fort. Größere Reisen versagte er sich damals. Nur hier und da gönnte er sich einen Ausflug, so im October nach Cassel zur Einverleibungsfeier. Einige kleinere Reisen unternahm er, um Studien für seine Biographie zu machen. Seinem unermüdlichen Fleiße gelang es, während des Winters die Lebensbeschreibung bis zu seinem Hochzeitstage (28. October 1849) zu fördern. Aber gerade die Arbeit an diesem letzten Abschnitte war für ihn oft mit gemütlichen Aufregungen verknüpft. Die Erinnerung an Ida trieb ihm die Thränen in die Augen und zwang ihn bisweilen die Feder aus der Hand zu legen. Im Februar 1867 hatte er nach seinem ursprünglichen Plane das Ende der Biographie erreicht.

Er trat nunmehr dem Gedanken an ihre Herausgabe ernstlich näher. Schon im vergangenen Jahre hatte Freund Gräf sich als Verleger angeboten. Aber Hoffmann hatte zwingendere Verpflichtungen gegen Rümpler. Dieser kam Mitte Februar nach Corvey, und sie einigten sich schnell. Schon Anfang März begann der Druck. Gleichzeitig wurde der ursprüngliche Plan erweitert: die Biographie sollte auch die Geschichte seines Lebens in Bingerbrück, Neuwied und Weimar umfassen. Daher gab es für Hoffmann vorläufig keine Ruhepause. Da die ersten drei Bände möglichst bald erscheinen

---

*) Vgl. sein Welfenlied: Ges. W. Bd. V. S. 173. 174 und des Herausgebers Broschüre „Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland“. (Berlin. Fontane. 1890 S. 73. Anm.).

**) Ges. W. Bd. VI. S. 247—249.

sollten, mußte er fleißig Korrekturen lesen. Selbst auf einer Reise zu Verwandten, die er im Frühlinge unternahm, verfolgten ihn die Druckbogen. Bei ihrer Durchsicht verfuhr er äußerst gewissenhaft; denn Druckfehler waren ihm stets ein Greuel. Obwohl er im Lesen von Korrekturen ein Meister war, strengte ihn diese Arbeit doch außerordentlich an. Anfang Mai's befürchtete er infolge der drohenden Kriegsgefahr, daß das Erscheinen seines Buches auf unbestimmte Zeit hinaus verschoben würde. Doch ging diese Sorge an ihm vorüber: der Friede blieb gewahrt. Den Sommer über versagte er sich manchen Ausflug und jede weitere Reise, um die Arbeit zu fördern. Dafür wurde ihm Anfang Septembers die Freude, die ersten drei Bände der Biographie vollendet zu sehen.

Die Ausarbeitung des fünften und sechsten Bandes ging langsamer von statten. Bis Ende August schrieb er an der Darstellung der Jahre 1849—1854. Hierbei konnte ihm Alwine mit ihren Erinnerungen manchen Aufschluß geben. Denn sie hatte ja den Aufenthalt in Bingerbrück und Neuwied mit Hoffmann und Ida geteilt. Da somit im September zugleich in der Drucklegung und in der Niederschrift ein Abschluß erreicht war, so gab Hoffmann dem Bedürfnisse nach einiger Erholung Raum und verlebte einen Monat (September bis October) am Rhein. Er wollte einmal eine Zeit lang gar nicht wissen, „was Feder, Dinte und Papier ist.“ Aber in Neuwied bei Cassius Piel und im nahen Kruft bei Julius Reusch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, gerade an Ort und Stelle die Schilderung seines früheren Aufenthaltes am Rheine durchzuarbeiten, und vollendete dort die Reinschrift des fünften Bandes.

Bevor er dann die weimarische Zeit in Angriff nahm, reiste er noch in seine Heimat und nach Helmstedt. Bei der fünfzigjährigen Stiftungsfeier des dortigen Gymnasiums (1. November) wollte er als früherer Schüler des Paedagogiums, aus dem das Gymnasium hervorgegangen war, nicht fehlen.*) Er hatte dort ein frohes Wiedersehen mit seinem ehemaligen Helmstedter Mitschüler Carl Steinhart, den dieselbe Veranlassung aus Schulpforta herbeigelockt hatte. Auf diesem Ausfluge besuchte er auch seinen alten Freund,

*) Vgl. Ges. W. Bd. VI. S. 310. Anm. 75.

den Kaufmann Carl Grete in Vorsfelde, von dem er seit dem Jahre 1849 nichts gehört hatte. Zu beiderseitiger Ueberraschung hatten sie sich kurz vorher auf einer Reise getroffen und freuten sich nun des Zusammenseins nach langer Trennung.

Mitte Novembers war Hoffmann in Corvey wieder bei der Arbeit. Nur zögernd begann er die Schilderung seines Weimarer Aufenthaltes. Denn er meinte, daß ihm für diesen Abschnitt seines Lebens der Stoff fehlen werde. Er hatte deshalb schon viel früher Liszt um die versprochene Abschrift des Altenburg=Albums gebeten. Aber dieser war, wohl mehr aus Nachlässigkeit, als aus irgend welcher Absicht, der Bitte nicht nachgekommen. Das hatte Hoffmann zu bitteren Aeußerungen veranlaßt. „Der Herr Abbate hat jetzt wichtigere Dinge zu thun, als seinen Freunden Wort zu halten.“ Schließlich fand er in seinen Papieren doch genügende Nachrichten über die Weimarer Jahre, und da Freund Gräf mancherlei Auskunft erteilte, so schritt die Arbeit rüstig fort.

Inzwischen brachte bereits die Presse ihre Urteile über die ersten drei Bände der Biographie, darunter manches scharfe und absprechende. Das kümmerte unseren Dichter wenig; er schrieb an den Rat Schmidt in Rauden (19. December 1867): „Das Beste was ich meinen Freunden dies Jahr zu Weihnachten beschere, ist ‚Mein Leben‘. Es ist nun ihre Sache, sich darüber zu freuen, so wie meinen Feinden vergönnt ist, sich darüber zu ärgern. Übrigens kann ich ihnen und Ihnen die Versicherung geben, daß ich nicht ‚mit von Leidenschaft und Haß entflammten Augen‘ — wie Herr F(ilou oder Fou) in der Schlesischen Zeitung vom 4. December sagt —, sondern in aller Seelenruhe, recht freundlich und gemüthlich den letzten Band schreiben werde.“

Dieser sechste Band wurde für den Dichter selbst die schönste Weihnachtsbescherung. Am 24. December, „als Franz gegen Abend kommt: Papa, der Baum brennt! Da schreibe ich eben den Schluß meines Lebens: ‘Victor amandus Dux nobis haec otia fecit.’“ (Tagebuch). Allerdings sieht man dem sechsten Bande eine gewisse Eile an, mit der er abgefaßt ist. Das empfand Hoffmann wohl selbst und wünschte daher, ihn vor dem Druck seinem weimarischen Freunde Friedrich Preller vorzulegen. Da inzwischen nicht nur der vierte Band erschienen, sondern auch der Druck des fünften beendet

war, so fand er Anfang März Zeit zu einem Ausflug nach Weimar. Dort las er Friedrich Preller, der ihm der alte, liebe Freund geblieben war, die Schilderung seiner Weimarer Jahre vor. Dieser hatte nichts zu beanstanden. Daher behielt der Band die Form, in der er niedergeschrieben war.

Nach Corvey zurückgekehrt vollendete Hoffmann ein kleines Liederheft, das erste nach einer Pause von drei Jahren. Es waren die „Lieder der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg“ (Hannover. Rümpler. 1868. 16⁰. 48 SS.), die im April erschienen. Zu den 23 alten waren 17 neue Lieder hinzugekommen.*) Ein glücklicher Umstand verschaffte der neuen Sammlung beim Publikum eine ebenso günstige Aufnahme und weite Verbreitung, wie die alten Lieder schon früher gefunden hatten. Der damals bereits verstorbene Musiker Leopold Lenz hatte einen großen Teil der älteren Landsknechtslieder in vollendeter Weise componiert; die Lieder und diese Compositionen ordnete der Concertsänger Joseph Nissé zu einem einheitlichen Ganzen**), in welchem Gesang und Deklamation abwechselten. Unter Beteiligung anderer Künstler trug Nissé diesen Liederkreis in Concerten in Bremen, Hamburg, Hannover und anderen Städten vor. Der reiche Beifall, den der begabte Künstler überall erntete, galt auch dem Dichter. Einmal, Ende Januar 1869, hatte dieser selbst in Hannover den hohen Genuß, einem solchen Concerte beizuwohnen.

Bald nach den Landsknechtsliedern, noch im Frühlinge 1868, reifte auch das Hauptwerk der letzten Jahre zur Vollendung heran. Um den Umfang der früheren Bände zu erreichen,***) hing Hoffmann

*) Vgl. oben S. 211. Die Lieder stehen in den Ges. W. Bd. III. S. 200—232; vgl. ebenda S. 292. Anm. 43.

**) Der deutsche Landsknecht unter Georg von Frundsberg. Lieder-Cyclus von Leopold Lenz, Dichtung von Hoffmann von Fallersleben, gesungen von Joseph Nissé. — Auf eine Bearbeitung der Hoffmannschen Landsknechtslieder durch E. Taubert werden wir in den Nachträgen ausführlicher eingehen, da uns augenblicklich dieses Werk nicht zu Händen ist.

***) Aus demselben Grunde hatte er bereits am Schlusse des fünften Bandes seine beiden Operntexte „In beiden Welten“ und „Der Graf im Pfluge“ mitgeteilt. Von diesen erschienen auch besondere Abzüge unter dem Titel: „Zwei Opern von H. v. F.“ (Hannover. Rümpler. 1868. 8⁰. 79 SS.).

dem Schlusse des sechsten eine Auswahl seiner Sprüche an, die in den letzten Jahren zu mehr als tausend herangewachsen waren. Im Mai besorgte er die letzte Korrektur und am 5. Juni erhielt er vom Verleger die ersten vollständigen Exemplare: „Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen" (Hannover. Rümpler. 1868. 8°. Bd. I—VI).

„Ich werde 'klar und wahr' Alles zu schildern suchen, ich habe gar keine Rücksicht zu nehmen", schrieb Hoffmann am 21. Februar 1867 seinem Freunde Gräf. Diesen Grundsatz befolgte er in „Mein Leben". Aber es war nur zu natürlich, daß er damit vielfach anstieß und daher über sein Buch neben manchem günstigen doch auch viele scharfe Urteile hören mußte. Besonders die gegnerische Presse hielt ein großes Schlachtfest und ließ an dem Buche wenig Gutes. So rächte sie sich an einem Manne, der sie sein Leben lang mit Geringschätzung behandelte. Aber gerade weil die Tagespresse so laut ins Horn stieß, erregte Hoffmanns Werk Aufsehen und wurde viel gelesen.

Von den Angriffen der Presse wurde er selbst nicht tiefer berührt.

Allen wollt' ich nie behagen,
Macht's drum auch nicht Jedem recht,
Aber allen kann ich sagen:
Niemals war ich euer Knecht.

Ruhig leg' ich stets mich nieder,
Und es macht mir niemals bang,
Sind zu kurz euch meine Lieder,
Ist „Mein Leben" euch zu lang.*)

Daß sein Buch viel Staub aufwirbeln würde, hatte er vorausgesehen, und sich mit dem Prediger Salomo (10,9) getröstet: Wer Steine wegwälzt, der wird Mühe damit haben, und wer Holz spaltet, der wird davon verletzet werden. Am 24. Januar 1868 schrieb er an J. M. Wagner (und ähnlich an andere Freunde): „Vorgestern habe ich einen sehr fröhlichen Tag gehabt: ich habe die Reinschrift des 6. Bandes 'Meines Lebens' vollendet. Ich bin sehr froh, denn die

*) Vom 24. December 1868; vgl. Ges. W. Bd. I. S. 128.

Wahrheit und nur die Wahrheit immer zu sagen ist bei aller Berechtigung dazu doch ein trauriges Geschäft. Uebrigens ist mein Buch nur für meine Freunde und meine Partei. Wer es sonst noch liest oder kauft, kriegt den Ärger zu."

Bedauerlich ist es, daß auch unbefangenere Rezensenten über das Buch den Stab gebrochen haben, so Eduard Sievers in der Jenaer Literaturzeitung (1874. Nr. 16. S. 233. 234), der sein Urteil dahin zusammenfaßt, daß „Mein Leben" im Interesse des Verfassers besser ungeschrieben geblieben wäre. Wir haben unsere Ansicht über Hoffmanns Selbstbiographie in der Vorrede des siebenten Bandes der Gesammelten Werke (S. V—VII) niedergelegt und gewisse Mängel des Buches unumwunden anerkannt. Aber es ungeschrieben wünschen heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Für die Kenntnis von Hoffmanns Lebensgang und für das Verständnis seines Charakters und Handelns bleibt „Mein Leben" ein grundlegendes, unentbehrliches Werk, trotz seiner Weitläufigkeit und trotz des subjektiven Standpunktes, den der Verfasser einnimmt. Und an geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Werte gewinnt es, je schwieriger das Verständnis der eigentümlichen Zeiten wird, die es behandelt.

Obwohl viel gelesen, wurde „Mein Leben" wenig gekauft, weil der Verleger aus besonderen geschäftlichen Gründen den Preis zu hoch setzte. Auch die Zeit des Erscheinens war ungünstig, denn in den Jahren des bewaffneten Friedens vor 1870 lag der Buchhandel infolge der allgemeinen Unsicherheit der Verhältnisse darnieder. Hoffmann bedauerte diesen geringen buchhändlerischen Erfolg. „Daran, schrieb er J. M. Wagner am 2. Juli 1868, ist wol hauptsächlich mit Schuld, daß ich noch lebe. Ich kann aber doch meinem Buche zu Liebe nicht sterben."

Obwohl er kurz vorher seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert hatte, fühlte er sich jugendfrisch und war bereit, noch manche Blume zu pflücken auf dem Anger der Dichtung, der Wissenschaft und des Lebens.



Vierter Abschnitt.

Schloß Corvey. 1868—1871.

—ww—

In seinen Denkwürdigkeiten äußert Wolfgang Menzel, er habe die Erfahrung gemacht, daß sehr viele Männer, die gleich ihm im Jahre 1798 geboren waren, lange lebten und an Körper- und Geistesfrische über die vorherrschten, die den zunächst früheren oder späteren Jahrgängen angehörten. Diese Beobachtung Menzels trifft auch bei Hoffmann zu. Ja, sein Geist hat sich im Alter verjüngt. Diese wohlthätige Wirkung schrieb er selbst nicht zum wenigsten seiner gesicherten Stellung und seinem festen Wohnsitze zu. Die Sorge um die Zukunft und die Ruhelosigkeit, die ihn früher an keinem Orte und bei keiner Thätigkeit lange verweilen ließen, waren von ihm gewichen. Das erkannte er selbst: „Eine bestimmte liebgewonnene Thätigkeit, schrieb er Gräf schon am 24. Mai 1863, in einer gesicherten Stellung vermag uns allein zu bewahren vor allen Phantastereien und dem verlockenden Schwelgen in Plänemachen, um eine noch bessere Zukunft zu erzielen. Ein beharrlich, wenn auch mühevoll verfolgtes Ziel kann nur Zufriedenheit mit unserem Schicksale gewähren und eine achtungswerthe Stellung in der menschlichen Gesellschaft gründen. Und damit wollen wir uns begnügen, denn das weißt Du so gut wie ich auch ohne Horatius (Nihil est ob omni parte beatum), daß ein ganzes Glück hienieden keinem Sterblichen zu Theil wird.“

Diese und ähnliche Äußerungen zeigen uns, welcher Umschwung in dem Wesen und der Lebensanschauung des Dichters eingetreten ist.

Die Erkenntnis von der Unvollkommenheit des menschlichen Glückes ist auch ihm aufgegangen. Drum, folgert er weiter, soll der Mensch nicht dem Unglücke nachgeben, nicht jammern und klagen, sondern sich auch in trüben Stunden die frohe Zuversicht auf die Zukunft wahren.

Alles wird sich schon gestalten!
Wanke nicht bei Gram und Qual!
Nur die Hoffnung festgehalten:
Frühling wird es doch einmal!*)

Aber der Mensch darf die Hände nicht müßig in den Schoß legen und warten, ob und bis die bessere Zukunft kommt. Rastlos bethätigt sich der Mann. Drum soll er nicht zu einem Sklaven der Verhältnisse herabsinken, sondern sich zu ihrem Herren machen. Das wird ihm gelingen, indem er mit freudigem und festem Willen zu wirken sucht. Trefflich entwickelt Hoffmann diese seine Lebensanschauung in einem Geburtstagsbriefe an seine Schwester Auguste (22. Januar 1866):

„Möge Dir der liebe Gott zu dem neuen Jahre, welches Du heute beginnst, neue Kraft und neuen Lebensmuth verleihen, ruhig und heiter der Zukunft entgegen zu gehen, vor allen aber Gesundheit! — Je trüber sich die Gegenwart gestaltet, — und sie ist wahrlich trübe genug! — um so mehr ist es Pflicht gegen uns und andere, das Unvermeidliche mit Seelenruhe zu ertragen und denjenigen mit einer heiteren Lebensanschauung und freudigem Wirken voranzugehen, die immer verzagen möchten und in ihrem Thun und Treiben so leicht erschlaffen. Jedem ward sein Theil Sorge, Mühe und Leid. So angenehm seit sieben Jahren meine Stellung ist, so habe doch auch ich viel zu ertragen, zu leiden und zu beweinen gehabt, aber ich fühle mich trotzdem daß ich den ganzen erbärmlichen Winter hindurch nicht recht wohl bin, doch allen Anderen gegenüber jung, heiter und thatkräftig. Der Mensch vermag viel, wenn er nur ernstlich will, aber den meisten fehlt es schon am Wollen, wie ist da an ein Vollbringen zu denken!"

Mit zunehmendem Alter trat diese heitere Lebensauffassung in

*) Ges. W. Bd. I. S. 99.

Hoffmann immer mehr hervor. Weil in dieser Welt Freude und Leid einem ewigen Wechsel unterworfen ist, schließt er mit Horaz, soll der Mensch das Traurige von sich abwehren und ergreifen, was die flüchtige Stunde bietet.

Um aber aus jeder Anfechtung als Sieger hervorzugehen und die Gegenwart froh zu genießen, dazu besaß er in sich selbst ein treffliches Mittel, einen gesunden Humor. Dieser verkürzte ihm die trüben Tage des Winters, half ihm über Krankheit und die Leiden des Alters hinweg, verscheuchte aus seinem Herzen die Unzufriedenheit und befähigte ihn, auch einer üblen Sache eine gute Seite abzugewinnen. In traulichem Kreise ließ er diesem sprudelnden Humor freien Lauf und riß alle zu harmloser Fröhlichkeit mit sich fort. Auch dem leidenden Freunde bot er als Hausarzt, wie er sich scherzend bezeichnete, in seinem Humor das beste Heilmittel dar.

Diese Lebensfreudigkeit verlieh dem Betagten die Frische des Jünglings.

Stets war's der ganzen Welt gemein,
Daß Jugend grünt und blüht;
Doch jung in alten Tagen sein,
Das lerne dein Gemüth.

Vom Alter wollte Hoffmann nichts hören, wenn auch sein Haar längst erbleicht war. Zu einem Gedichte, in dem es von ihm hieß:

Der greise Sänger von Corvey,
Der biedre Hoffmann ist auch dabei —

bemerkte er seinem Freunde Grete gegenüber: „Als Dichter greis, aber sonst bieder — wat sechste nu?"

Mit Recht bewundert Emil Ritterhaus in seinem älteren Sangesgenossen, mit dem er erst seit dem Jahre 1867 persönlich bekannt war, den liebenswürdigen Lebensphilosophen, ja den wahren Lebenskünstler, der es meisterhaft verstand, allen Dingen die heitere Seite abzugewinnen.

Der frohe Lebensgenuß, dem Hoffmann mithin am Abend seiner Tage huldigte, entsprang jedoch nicht aus einer gewissen Oberflächlichkeit und Genußsucht. Sein Humor wuchs nicht auf Kosten

seiner ernsteren Neigungen und Anlagen, sondern zugleich mit ihnen. Unverkennbar zeigte sich in dem Bejahrten zugleich ein neuer geistiger Aufschwung, der sich besonders in reicherer dichterischer Schaffenskraft äußerte, gleich der klaren, wärmenden Herbstsonne, die unverhofft noch manche Knospe vor Wintersnacht zur Entfaltung und die Traube zur edelsten Reife bringt.

Die Ursachen dieses geistigen Aufschwunges in seinen letzten Lebensjahren sind verschiedene. Die Wiedergeburt unseres Vaterlandes erweckte in ihm neue Spannkraft. Die liebevolle Teilnahme und wohlthuende Anerkennung, die er vor allem in Hamburg fand, ließen sein Herz freudiger schlagen und fachten sein dichterisches Schaffen neu an. Dies äußert er in Briefen wiederholt. „Das ist gewißlich wahr, verehrte Freundin,' schrieb er an Frau Dr. Bertha Fischer in Hamburg am 7. März 1870, „daß ein großer Theil unserer Freuden nur in der innigen Theilnahme Anderer ruht. Eben darum bin ich dem Himmel so dankbar, daß ich das selbst von so manchen Seiten erlebe. Ihr jüngster Brief hat mich recht heiter gestimmt, und ich vergaß ganz, daß ich recht leidend war: von dem Tage an, als ich Ihnen zuletzt schrieb, plagte mich ein rheumatisches Fieber, von dem ich noch immer nicht ganz genesen bin, doch hoffe ich jetzt, daß mein guter Humor, dieser ewige Frühling meines Lebens, mit dem anderen Frühlinge das Seinige thun wird, damit ich und Andere wieder mit mir zufrieden sind." Derselben am 26. August 1872: „Das Gefühl, daß man nicht allein in der Welt steht, ist doch ein freudenreicher Trost, der uns im Unglück aufrecht hält und im Glück vor Übermuth bewahrt. Möge dies Gefühl immer bei uns heimisch bleiben!" —

Auch die dauernde Beschäftigung mit seiner Biographie und deren glückliche Vollendung wirkte in hohem Grade anregend und verjüngend auf Hoffmann ein. Hier hatte er zum ersten Male wieder seit längerer Zeit seine ganze Kraft für eine größere, ihn beglückende Arbeit eingesetzt. Der Erfolg gab ihm Mut, die Gewöhnung Ausdauer zu anderen Arbeiten.

Vor allem tauchte in ihm, schon während die Biographie dem Abschluß nahte, der Plan einer Fortsetzung derselben auf. Zwar beabsichtigte er weder damals noch später eine Weiterführung der

eigentlichen Lebensgeschichte über das Jahr 1860 hinaus,*) sondern er dachte, schon im Februar 1868, an einen Ergänzungsband, in dem er über seine Freunde und Bekannten kurze Mitteilungen geben wollte. Zu diesem Zwecke fertigte er später ein Personenverzeichnis zu Meinem Leben an und begann über die einzelnen Personen biographische Nachrichten und bibliographische Nachweisungen zu sammeln. Diesem Bande wollte er den Titel „Meine Zeitgenossen“ geben und besonders die Germanisten berücksichtigen. Er wurde jedoch durch den Krieg in diesen Arbeiten gestört und nahm sie später nicht wieder auf.

Sie stehen in unverkennbarem Zusammenhange mit Hoffmanns altem Lieblingsplane, der Geschichte der deutschen Philologie, den er auch damals nicht aus den Augen verlor. „Wie wär's, schrieb er Wagner am 6. März 1869, wenn Sie das Leben der Germanisten, nur in Umrissen nebst einem Verzeichniß ihrer Schriften, welche Bezug auf deutsche Sprache und Litteratur- (vielleicht auch noch Cultur-) geschichte haben, herausgeben . . .? Ich sammele für diesen Zweck sehr eifrig und überlasse Ihnen gerne was ich zu jedem einzelnen Artikel, den Sie eben bearbeiten, vorräthig habe. Das wäre eine schöne Einleitung, ein nothwendiges Vorwerk zur deutschen Philologie!“

Wagner hatte nämlich soeben seine Befähigung für eine derartige Arbeit bewiesen, indem er, von Hoffmann unterstützt, eine bibliographische Einzelschrift vollendet hatte, die gerade dessen litterarischer Thätigkeit gewidmet war: „Hoffmann von Fallersleben 1818—1868 Funfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens bibliographisch dargestellt von J. M. Wagner“ (Wien. C. Gerold. 1869. 8°. 37 SS.).**) Diese Schrift war für Hoffmann, als

*) Tagebuch, 26. Januar 1872: „Die Leute erwarten noch eine Fortsetzung ML., aber was ich seit 1860 erlebt habe, hat keine Bedeutung mehr für die Öffentlichkeit: ich war meist zu Hause und dann und wann auf Reisen. Was läßt sich darüber schreiben, wenn man nicht zur Dichtung übergeht.“

**) Trotzdem Wagner mit peinlicher Gewissenhaftigkeit das Verzeichnis von Hoffmanns Werken ausgearbeitet, und dieser selbst alles vor dem Drucke nachgeprüft hatte, erschien bereits im folgenden Jahre ein Nachtrag nötig, den Wagner in Petzholdt's Neuem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft (1870. April. S. 105—111) veröffentlichte. Einen zweiten Nachtrag übersandte er dem Dichter zum 2. April 1872 und vervollständigte ihn weiterhin bis zu dessen Tode. Dieser ist unseres Wissens nicht gedruckt.

öffentliche Anerkennung seines Wirkens, die schönste Geburtstagsgabe. Das ist der einzige, allerdings für ihn sehr erfreuliche Erfolg gewesen, den seine langjährigen Vorarbeiten und Bemühungen für das Erscheinen einer Geschichte der deutschen Philologie damals und in der Folgezeit überhaupt hatten. Sonst aber war er bis zum Ausbruche des französischen Krieges mit Erfolg wissenschaftlich thätig.

Im Herbste 1868 besuchte er einmal wieder die Wolfenbütteler Bibliothek und lieh sich den dort befindlichen Druck der Sprichwörtersammlung des Antonius Tunnicius, um sie neu herauszugeben. Er bekam daselbst auch eine niederdeutsche Handschrift äsopischer Fabeln zu Gesicht, die ihm so gut gefielen, daß er auch deren Veröffentlichung beschloß. So sehr ihn dieser Gegenstand reizte, so mußte die Arbeit vor der am Tunnicius zurücktreten, und er begnügte sich zunächst mit einer kurzen Anzeige dieses niederdeutschen Aesopus in der Germania (Bd. XIII. S. 469 ff). Dann widmete er sich fast ganz dem Tunnicius. Obgleich er sich schon früher mit ihm eifrig beschäftigt (vgl. Weimarisches Jahrbuch. Bd. II. S. 178 und Mein Leben. Bd. VI. S. 234), machte ihm der Schwerenöter, wie er an Grete schreibt, viel zu schaffen. Die Abschrift der lateinischen und niederdeutschen Sprichwörter unter beständigen Textvergleichungen, ihre Uebersetzung, die Quellennachweise und andere Anmerkungen, sowie endlich das Wörterbuch zu dem niederdeutschen Texte kostete ihm viel Arbeitszeit und -kraft.

Darauf nahm er die Handschrift des niederdeutschen Aesopus vor. Das war eine nicht minder schwierige, aber dankbare Aufgabe, die gerade ihm als Niederdeutschen manchen Genuß bereitete; er schreibt an Theodor Ebeling in Hamburg (16. Januar 1870): „Die Sprache wird Ihnen mitunter wegen mancher ausgestorbenen Wörter unverständlich sein, aber wenn Sie meine Anmerkungen zu Rathe ziehen, so wird Ihnen ein vollständiger Genuß zu Theil. Sie werden sich überzeugen, daß der Humor und die Gemüthlichkeit unseren niederdeutschen Vorfahren eigenthümlich war und daß wir beides als ein herrliches Erbtheil überkommen haben. Leider können die anderen Deutschen nicht so recht dahinter kommen. Wüßten sie, was für uns in dieser aussterbenden Sprache noch ein wunderbares Leben liegt, sie würden uns beneiden müssen und schon deshalb nicht zögern, in den norddeutschen Bund aufgenommen zu werden. Die große Mühe, die mir

bei Wiederherstellung des Textes, denn leider ist dieser in der Handschrift durch den Schreiber sehr mißhandelt worden, [erwuchs,] ward mir reichlich belohnt durch den ergötzlichen Inhalt und die treffliche Darstellung.“ Von den 125 gereimten Fabeln und Erzählungen des Aesop traf Hoffmann eine Auswahl von 20 und war vor Eintritt des Frühjahrs 1869 in der Hauptsache mit der Arbeit am Tunnicius und Aesop fertig.*) Damals erschienen auch in einer neuen dritten Auflage „Unsere volksthümlichen Lieder“ (Leipzig. Wilh. Engelmann. 1869. 8°. XL und 211 SS.). Sie enthält den Text der zweiten Auflage (1859), vermehrt durch Fortsetzungen und Nachträge, die er teils eigenen Forschungen, teils der Gefälligkeit seiner Freunde, besonders Erk's, Goedeke's und Wagner's verdankte, und durch ein neues Verzeichnis der Dichter und Tonsetzer.

Unter diesen Arbeiten war Hoffmann der Winter 1868—69 leidlich vergangen. Er hatte ihm ohne sonderliche Hoffnungen entgegengesehen; denn er litt viel an Gesichtsschmerzen, und sein altes Leiden, der Rheumatismus, quälte ihn häufig. Einmal, im neuen Jahre, wurden ernste Stimmungen, ja Sterbegedanken, die seinem heiteren Gemüte sonst ganz fremd waren, in ihm wach gerufen. In der letzten Zeit hatte der Tod unter seinen Freunden eine reiche Ernte gehalten; Bonaventura Genelli**) und der Germanist Franz Pfeiffer, bekannt als Herausgeber der Germania, waren im vergangenen Jahre gestorben; Anfang Februar 1869 meldete Grete den Tod Georg Fein's***) und eines anderen Freundes. Hoffmann war von diesen Trauerbotschaften tief ergriffen und entschloß sich, seinen letzten Willen aufzusetzen. Er bat Grete, der dem älteren Freunde die trüben Todesgedanken zu verscheuchen suchte, die Vormundschaft für Franz zu

*) Im Sommer fand er für beide Werke einen Verleger. Sie erschienen Anfang 1870 „Tunnicius. Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung, von Antonius Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt.“ (Berlin. Rob. Oppermann. 1870. 8°. 224 SS.) und „Niederdeutscher Aesopus. Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Hs. des XV. Jahrhunderts“. (Berlin. Rob. Oppermann. 1870. 8°. 83 SS.). — Über die editio princeps des Tunnicius, von der Hoffmann erst später Kenntnis erhielt, berichtete er in der Germania (Bd. XV. S. 195).

**) Hoffmanns Nachrufgedicht: Ges. W. Bd. VI. S. 254.

***) Hoffmanns poetischer Nachruf an Fein ist in die Ges. W. nicht aufgenommen.

übernehmen. Dieser erklärte sich bereit, nicht ahnend, daß ihm früher als dem Dichter die letzte Stunde schlagen sollte. Nachdem Hoffmann sein Testament dem Gerichte übergeben, fand er Trost und Beruhigung darin, diese besonders wegen seines dereinstigen litterarischen Nachlasses so wichtige Familienangelegenheit geordnet zu haben. Bald kämpfte er dank seinem gesunden Humor und seiner regen Thätigkeit die trüben Gedanken nieder, obwohl er im März durch den Heimgang seines alten Universitätslehrers und Freundes Karl Welcker*) von neuem an den Tod gemahnt wurde.

Der Frühling erfüllte sein Herz wieder mit Fröhlichkeit, und er freute sich auf einen frischen Maitrunk, den er nach den vielen erfolgreichen Arbeiten des Winters wohl verdient zu haben glaubte. Als die Zeit des Spargels nahte, dessen großer Verehrer er war, da verlebte er heitere Tage in seiner alten Heimat Fallersleben und bei seinen braunschweigischen Freunden, dem Dr. jur. Adolf Strümpell in Wolfenbüttel und Carl Grete in Vorsfelde. Seine Lieblingsbeschäftigung war es da, im Garten sich zu ergehen, dichtend oder Blumen pflückend und zum Kranze bindend, eine Kunst, in der er Meister war, oder auch Raupen ab- und Spargel aufsuchend, wie er einmal in seinem Tagebuche bemerkt. Besonders im Grete'schen Hause gab er sich der ungezwungensten Fröhlichkeit hin; oft und ge n betrat er in diesen Jahren dessen gastliche Schwelle.

Im Juli 1869 folgte Hoffmann einer Einladung des Gesangvereins Arion in Bielefeld zur Feier seines Stiftungsfestes und der Rückkehr Freiligrath's in das Land der roten Erde. Es war ein großes Fest des Liberalismus, zu dem von allen Seiten Freunde, Sanges- und Parteigenossen Freiligrath's zusammenströmten; außerdem Gefeierten selbst nahmen teil Emil Rittershaus, Albert Träger, Adolf Strodtmann, Julius Wolff, der alte Harkort aus Barop u. a. Das waren für Hoffmann frohe Stunden, als er seinem alten Kriegskameraden**) Freiligrath wieder die Rechte schütteln konnte, als er mit ihm und manchem anderen Freunde der Freiheit und des Vaterlandes in der Erinnerung an die gemeinsamen Kämpfe

*) Auch diesem dichtete H. einen Nachruf: Ges. W. Bd. VI. S. 256.

**) So nennt Hoffmann den Freund in seinem Trinkspruch: Ges. W. Bd. VI. S. 252.

der Vergangenheit und in der Hoffnung auf Deutschlands Zukunft sich badete. Die Begeisterung längst entschwundener Tage, die er seit 1848 so schmerzlich im deutschen Volke vermißt hatte, sah er auf dem Bielefelder Feste hell emporlodern und schürte sie durch manches Lied und manchen Spruch, die er mit jugendlichem Feuer vortrug. Adolf Strodtmann entwirft in seinen „Dichterprofilen“ (1879. Bd. I. S. 9. 10) ein treffliches Bild von dem alten und doch ewig jungen Poeten, wie er ihm damals in Bielefeld erschienen ist. Wir lassen die Schilderung dieses Augen- und Ohrenzeugen folgen:*)

„Ganz wie einst, traf ich ihn am Wirthshaustische inmitten einer Schar fröhlicher Genossen, denen er bei einem Glase goldfunkelnden Markobrunners seine Lieder sang und mit unverwüstlichem Humor Anekdote auf Anekdote zum Besten gab. Die Jahre hatten sein blondes Haar gebleicht, das jetzt silberfarben, aber noch immer in dichter Fülle, über den Nacken fiel; um die schelmisch zwinkernden Augen hatten sich zahlreiche Fältchen gelegt; aber das Roth der Gesundheit blühte noch auf den vollen Wangen des Siebzigers, und das tiefe, schütternde Lachen bewegte noch eben so lustig die Spitzen des schneeweißen Kinnbarts. Ein rothseidenes Tuch war lose um seinen Hals geschlungen, die schwarze Handwerksburschenmütze hing über ihm an der Wand. Das Alter und die Stürme des Lebens hatten über diese athletische Gestalt, die ein ungebeugtes Haupt auf den mächtigen Schultern trug, Nichts vermocht; in dieser breit gewölbten Brust schlug, unvergällt von Bitterkeit und Haß, ein kindlich heiteres, jugendlich warmes Dichterherz. Eben diese naive, herzwarme Fröhlichkeit, diese innige Freude am Großen wie am Kleinen war es, welche dem Wesen und den Worten des Mannes einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh. Man muß den gottvergnügten Ausdruck gehört und gesehen haben, mit welchem er das unbedeutendste Stegreifgedicht, den flüchtigsten Reimscherz vortrug, um die stürmische Lust zu begreifen, welche solche Apropos entzündeten. Gewiß möchte

*) Strodtmann's Darstellung ist unendlich liebevoller, bescheidener und wohlthuender, als die Paul Lindau's über einen Aufenthalt Hoffmanns in Elberfeld im August 1868 (erschienen in Der Gegenwart. Bd. V. Nr. 5. vom 31. Januar 1874. S. 67—70). Hier wird das Bild Hoffmanns zur Karikatur herabgewürdigt, da es Lindau weniger darauf anzukommen scheint, einen warmen Nachruf an den Dichter zu schreiben, als mit seinem eigenen Witz und Geist zu glänzen.

Niemand den launigen Toasten, welche Hoffmann bei jenem Bielefelder Feste auf seinen alten Kampfgenossen Freiligrath oder auf den Gesangverein „Arion" ausbrachte, einen poetischen Werth beimessen; dennoch hingen Aller Augen und Herzen wie gebannt an den Lippen des Jüngling-Greises, als er mit seiner markigen Stimme und mit eigenthümlich neckischer Betonung der Reime seine Verse sprach."

Eine hübsche Anekdote aus jenen Tagen hat Julius Wolff in seiner Harzzeitung mitgeteilt: als die Gäste des Bielefelder Festes zum Besuche der berühmten Höhle bei Iserlohn eingeladen wurden, weigerte sich Hoffmann, der Einladung Folge zu geben. Nach dem Grunde seiner Ablehnung befragt, antwortete er: „Ach was! ich muß nächstens doch schon lange genug unter der Erde liegen, was werde ich mich auch noch freiwillig darunter begeben!" —

Erfreulich und von nachhaltiger Bedeutung war für Hoffmann auf jenem Feste besonders die Bekanntschaft mit Emil Rittershaus und Julius Wolff. Schon zwei Jahre früher war ersterer, als er den Aufruf für die Freiligrath-Dotation erließ, mit Hoffmann in Verbindung getreten, und im Jahre 1868 war dieser zum ersten Male bei seinem Sangesgenossen im Wupperthale eingekehrt. Die Verwandtschaft beider in ihren politischen Ansichten und ihrer Lebensauffassung, in ihrer Dichtung und ihrem ganzen Wesen und Charakter war so groß, daß sich bald ein inniges Freundschaftsverhältnis anbahnte, welches in Bielefeld befestigt wurde und Hoffmanns Tod überlebte. Noch heute ist Emil Rittershaus allzeit auf dem Plane, wenn es gilt, für seinen Bruder in Apoll eine Lanze zu brechen.

Mit Julius Wolff, der kurz vorher die Harzzeitung in Quedlinburg gegründet hatte, wurde Hoffmann erst in Bielefeld persönlich bekannt. Er gewann den jugendlichen Dichter schnell lieb, der damals in seiner Harzzeitung ebenso wacker die Feder für die Sache des Liberalismus führte, wie bald darauf im Kriege den Degen für die Sache des Vaterlandes. Julius Wolff brachte dem alten Freiheitskämpfer und Sänger seine unbegrenzte Verehrung entgegen, und als dieser, seiner Einladung folgend, im Herbste Quedlinburg besuchte, begrüßte er ihn in seiner Harzzeitung am 25. September mit folgendem Gedicht:

Willkommen!

Es schrieb ein weiser Mönch vor tausend Jahren
In seiner stillen Clause zu Corvey
Der Kaiser Thaten auf in der Abtey,
Und Dank sei ihm, daß wir davon erfahren!

Jetzt haust ein Andrer dort mit weißen Haaren,
Es ist kein Mönch, kein Freund der Clerisey,
Und was er treibt und schreibt ist Poesey,
Die seine Lieder herrlich offenbaren.

Längst ruht der Abt; der Dichter aber singt
Noch heut' von Lieb' und Lust beim Saft der Reben,
Und wie das durch die deutschen Lande klingt,

Wenn er von Freiheit singt und Männerstreben!
Er kam zu uns, und jedes Auge winkt:
Willkommen Dir, Hoffmann von Fallersleben!

Nach dem Bielefelder Feste war Hoffmann in Corvey nicht müßig; er arbeitete an einigen neuen Liederausgaben, unterstützt von Schletterer, der im September einige Zeit in Corvey weilte. Sie nahmen damals eine schon seit Jahren geplante fünfte Sammlung Kinderlieder mit Melodien und Begleitungen ernstlich in Angriff. Noch vor Ablauf des Jahres war alles für das Erscheinen fertig; aber es fehlte an einem Verleger. Als dann der Krieg ausbrach, verlangte man andere Nahrung für Geist und Gemüt, als zarte Kinderlieder. Daher blieb dieses Heft ungedruckt.

Besseren Erfolg hatte, weil sie zeitgemäßer war, eine Ausgabe vaterländischer Lieder, die Hoffmann ebenfalls damals mit Schletterer vorbereitete. Seit er ein Liederbuch für den Nationalverein zusammengestellt, hatte er den Plan einer Sammlung „Deutscher Lieder" nicht aufgegeben. Es sollte sein Beitrag sein für den bevorstehenden Kampf um Deutschlands Freiheit und Einheit. Wiederholt bat er Ludwig Erk um seine Beteiligung*), aber dieser konnte

*) Vgl. Ges. W. Bd. V. S. 353. Anm. 50.

sich nicht für den Plan begeistern. Jetzt gewann der Dichter Schletterer für seine „Deutschen Lieder“. Sie beschlossen deren gemeinsame Herausgabe unter dem Titel „Vaterlandslieder.“ Riemeyer in Hamburg übernahm den Verlag. Im Frühlinge 1870 begann der Druck.

Im Herbste 1869 stand Hoffmann eine schwere Trennung bevor: sein Sohn Franz verließ das Vaterhaus, um auf dem Gymnasium zu Helmstedt seine Ausbildung fortzusetzen. Für Hoffmann war es kein leichter Entschluß, auf den täglichen Umgang mit seinem Sohne Verzicht zu leisten. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er bisher den munteren Knaben behütet, mit Genugthuung beobachtet, wie auf den Sohn der gute Humor, aber auch die zarte Empfindung der Eltern übergegangen war. Die ganze Entwickelung Franzens verfolgte er mit unverhohlener Freude. Seine kleinen Liebhabereien begünstigte er, soweit er sie für nützlich und bildend hielt; so sammelte er für ihn Marken und Münzen.

Von 1866 an besuchte Franz das neugegründete Progymnasium zu Höxter, und der Vater ließ es dem lebhaften Knaben gegenüber, der sich lieber im Freien herumtummelte, als hinter seinen Büchern saß, an Ermahnungen nicht fehlen. Vor allem suchte er die musikalischen Anlagen, die sich in Franz — wohl ein Erbteil von seiner Mutter — zeigten, zu pflegen. Sein Sohn sollte später nicht einen ähnlichen Mangel in der Ausbildung zu beklagen haben, wie er selbst. Oft stieg dann auch der stille Wunsch in Hoffmann auf, Franz möchte ihm durch musikalische Fertigkeiten und Kenntnisse ersetzen, was ihm selbst seit Ida's Tode in seiner Häuslichkeit abging.

Alle die zarte Sorgfalt dankte Franz seinem Vater, indem er mit rührender Liebe an ihm hing. Um so schwerer war es jetzt für diesen, seinen Liebling herzugeben und sich dadurch die Einsamkeit seines Corvey noch einsamer zu machen. Dennoch entschloß er sich zu diesem Schritte und brachte Franz Mitte Octobers selbst nach Helmstedt. Von dort reiste er weiter über Berlin nach Hamburg zu seinem Freunde Karl Hirsche, der ihn schon seit Jahren um seinen Besuch gebeten hatte. Von Ende Oktobers bis Ende Novembers weilte Hoffmann in dessen gastlichem Hause.

Dieser Aufenthalt in Hamburg wurde für des Dichters letzte Lebensjahre eine Quelle hoher Freude. Denn um ihn schloß sich dort ein Kreis guter Menschen, die unter einander wetteiferten, ihm ihre Verehrung, Dankbarkeit und Liebe zu bezeugen und so ihm seinen Lebensabend zu verschönern. Da ist zuerst sein alter Freund Hirsche zu nennen, der 1863 von Wolfenbüttel als Hauptpastor zu St. Nikolai nach Hamburg übergesiedelt war. Frei im Glauben wie im Denken, wissenschaftlich unermüdlich thätig, als Gesellschafter anregend und witzig glich er Hoffmann. Und wie er sich stets für eine gute Sache schnell begeisterte und sie mit Feuereifer durchkämpfte, so setzte er bei seiner Liebe zu Hoffmann alles daran, diesem in weiteren Kreisen die Verehrung und Anerkennung zu verschaffen, die er selbst ihm zollte. In der Familie Hirsche lernte Hoffmann deren Freundin und Hausgenossin kennen, Frau Dr. Bertha Fischer. Ein echt weibliche Natur, brachte sie dem inneren Leben des Dichters das zarteste Verständnis entgegen, und dieser fühlte sich durch sie wunderbar angeregt. Durch Wort und Lied goß er in das Herz der früh Verwitweten, die bald auch ihr einziges Kleinod, ihr Töchterchen,*) verlieren sollte, Trost und Frieden. Der rege geistige Verkehr, der zwischen ihnen bis zu des Dichters Ende währte, gab dem einsamen Leben beider einen tieferen Inhalt.

Auch die Bekanntschaft mit Theodor Ebeling**) in Hamburg war für Hoffmann von großer Bedeutung. Obwohl Ebeling seines Zeichens Kaufmanns war, wiesen ihn seine Fähigkeiten und Neigungen entschieden auf wissenschaftliche Gebiete. Besonders die deutsche Sprachgeschichte fesselte ihn derartig, daß er sich hier durch Selbststudium ein gründliches Wissen erwarb. Für alle Zeitfragen hatte er einen freien, weiten Blick, und sein Herz schlug warm für das deutsche Vaterland., Alles das trieb ihn an, Hoffmann aufzusuchen; aus der Bekanntschaft entwickelte sich schnell die innigste Freundschaft, die in gegenseitiger Hochschätzung ihre feste Stütze fand. Hoffmann entwirft in einem Briefe an Hirsche (vom 11. März 1871) folgendes Bild von ihm: „Ebeling ist ein reines, edeles Gemüth

*) Vgl. Ges. W. Bd. VI. S. 266. 267.

**) Biographisches über die Hamburger Freunde in dem Personen-Verzeichnis zum VI. Bande der Ges. W. (S. 346 ff).

mit einem lebendigen Geiste voll schöner Kenntnisse, der leicht angeregt anregend wirkt, ein liebenswürdiger Mensch den Fremden, mehr aber noch den Freunden gegenüber. Und so freut es mich denn innig, daß auch Sie ihm Ihre Freundschaft zugewendet haben."

Auch sonst traten Hoffmann damals und später in Hamburg viele Männer und Frauen näher, natürlich ohne daß er in der Großstadt Gegenstand allgemeinerer Beachtung geworden wäre. Daher flogen in wohlthuendem Verkehre die schönen Hamburger Tage im Spätherbste 1869 dem Dichter wie im Nu dahin, und gern versprach er beim Abschiede, bald wieder zu den Freunden am Elbestrand zurückzukehren.

Noch lange zehrte Hoffmann in Corvey von der Erinnerung an die froh verlebten Stunden, während er still bei der Arbeit saß. Im neuen Jahre 1870 freute er sich, daß er wieder dichten konnte, und dichtete „nach allen Seiten hin". Damals entstanden die Gelegenheitsgedichte zur Silberhochzeitsfeier des Herzogs und der Herzogin, der Liederkreis „Scheiden und Wiedersehn" und manches politische Lied, so das bekanntere „unfehlbare Lied".*) Viel und gern beschäftigte er sich mit seinem Briefwechsel früherer Jahre und mit seiner Autographensammlung,**) die er beide ordnete.

Im Frühlinge hatte er körperlich recht zu leiden. Auch die politischen Ereignisse erweckten in ihm eine nachhaltig trübe Stimmung, die sich in manchem Liede***) und Briefe widerspiegelt. Von der preußischen Politik versprach er sich nichts Gutes, da er von vornherein dem leitenden Staatsmanne mißtraute. Die Beobachtung, die man sonst damals häufig machte und noch heute machen kann, trifft auch bei Hoffmann zu, daß er für Bismarck's zielbewußte Politik blind war, weil er den Junker und Bundestagsgesandten vom Jahre 1848 in ihm nicht vergessen konnte. Daß sich in Bismarck's politischen Anschauungen inzwischen ein gewaltiger Umschwung vollzogen hatte, konnte er bei seiner Voreingenommenheit nicht wahr-

*) Ges. W. Bd. VI. S. 263—265. Bd. II. S. 44—47. Bd. V. S 177.

**) Die Richtung, die in Hoffmanns ganzen Wirken hervortritt, zeigt sich auch bei dieser Liebhaberei: er sammelte nur Autographen von deutschen Dichtern und Sprachforschern, Musikern und Männern des Volks.

***) Ges. W. Bd. V. S. 178—180.

nehmen und rechnete sich daher nicht zu den „Ueberschwenglichen, die in Bismarck unsern Heiland sehen".

Über seine persönlichen Erlebnisse und die allgemeinen Ereignisse des Sommers 1870 berichtet Hoffmann an Hirsche (24. September 1870): „Am 14. Juni trat ich eine Reise an. Ich wollte nach den stillen einsamen Tagen in unserm Corvey wieder einmal dem lebendigen Leben angehören. In Dortmund, dann im Wupperthal war ich mit meinen Freunden recht froh und guter Dinge, und dann trotz schlechtem Wetter auch in Crefeld. Als ich von hier aus den Rhein hinauf reisen wollte, traf die Trauerbotschaft ein von dem Tode meiner ältesten Schwester, der Frau Pastorin zum Berge,*) die sich zum Besuche ihrer Kinder nach Bothfeld bei Hannover begeben hatte. Alle Fröhlichkeit war nun dahin. Ich reiste nun sofort nach Haus .... Seit dem 6. Juli war ich wieder hier. Bald darauf wurde der Krieg erklärt und von diesem Augenblicke an war ich in einer solchen Unruhe und Aufregung, daß ich für alles Andere fast nicht mehr vorhanden war. Ich fühlte mich völlig unfähig etwas anderes als Kriegsgeschichte zu treiben: Zeitungen, Landkarten, Kriegslieder — sonst gab es nichts für mich. Briefe, die nur darauf Bezug hatten, wurden geschrieben. Daß es auch anderen so ergangen ist, habe ich genug erfahren. Mein ganzer sonstiger Briefwechsel gerieth ins Stocken. An wissenschaftliche Arbeiten war nicht mehr zu denken. Für die Bibliothek besorgte ich nur das Allernothwendigste. — Es ist eine große Zeit. Möchte sie auch große Menschen finden oder machen. Der Einzelne ist nur noch etwas, indem er sich am großen Ganzen mitwirkend betheiligt, für des Vaterlandes Einheit und Freiheit sein Bestes thut. Gebe Gott, daß wir uns bald eines Friedens erfreuen, der unsers Kampfes würdig ist!"

So sollte Hoffmann noch den entscheidenden Krieg erleben, den er bereits vor Jahren zum Besten Deutschlands für notwendig erklärt, für den er längst das Volk in seinen Liedern zu begeistern gesucht hatte.**) Der **Furor teutonicus**, der damals Alldeutschland

*) Ihr Mann, Hoffmanns Schwager und Schwiegervater, war ihr bereits im December 1865 vorausgegangen.

**) Vgl. das Lied „Zum Achtundsechziger" vom 8. September 1868 in den Ges. W. Bd. V. S. 174. 175.

entflammte, ergriff auch ihn. Leidenschaftlich in seinem Haß, wie in seiner Liebe, erglühte er vor gerechtem Zorne über den Übermut des stolzen Nachbarvolkes. „Die gewaltige Zeit verschlingt alles Persönliche, alles was Liebe und Gemüthlichkeit heißt und ist, und läßt uns nur den Haß übrig, den Haß gegen dies verworfene Franzosengeschlecht, diese Schensale der Menschheit, diese tollen Hunde, diese grande nation de l'infamie et de la bassesse. Gott gebe und Er giebt es, daß wir aus diesem schweren Kampfe glorreich hervorgehen, und der Menschheit den großen Dienst erweisen, daß mein, unser, Aller 'Deutschland über Alles' zur Wahrheit wird." (An Adolf Strümpell, 27. August 1870).

„Wie sehr mein Vater", schreibt uns Franz Hoffmann, „von der Bedeutung des Krieges ergriffen war, konnte man an seiner unglaublichen Unruhe sehen. Er war tagsüber (wie auch 1866) stundenlang auf dem Bahnhofe oder in Höxter, um Depeschen abzuwarten, und ich weiß noch, wie meine Tante und ich Morgens in aller Herrgottsfrühe von ihm auf das energischste herausgetrommelt wurden, wobei er rief: ‚Wie ist es nur möglich! Wie kann man in solch großer Zeit so schlafen!' —"

Daß es ihm beschieden, noch ein Jahr 1813 zu erleben, empfand er dankbar als eine wahre Gnade des Himmels, und es beglückte ihn, daß auch er noch einstimmen könne in den Gesang zu Schutz und Trutz fürs Vaterland. Diesmal sollte die schöne Begeisterung im Volke nicht wieder so verpuffen; daß sie nachhaltiger, thatenreicher werde, dazu suchte auch er mit seinen Kräften und Mitteln beizutragen. Schon am 20. Juli dichtete er sein altes Soldatenlied „Frisch auf, frisch auf! Zu den Waffen" zu einem Kriegslied für das 55. Regiment um, dessen eines Bataillon in Höxter lag*). In Tausenden von Exemplaren gedruckt und verteilt, begleitete es die ausrückenden Truppen in Feindesland hinein und wurde das Lieblingslied der Fünfundfünfziger. Am allgemeinen Bettag (24. Juli) gab er seinem „Weihnachtsgruß an Meine Freunde" aus dem Jahre 1868 einen den Zeitereignissen entsprechenden, ergreifenden Schlußvers.**) Diese

*) Ges. W. Bd. III. S. 179; Bd. V. S. 166 und S. 354. Anm. 53. — Dieses, das Kaiser-Wilhelm-Lied und ein drittes trug Hoffmann zu den bekannten, von Franz Lipperheide gesammelten und herausgegebenen „Liedern zu Schutz und Trutz" bei.

**) Ges. W. Bd. V. S. 167 und S. 351. Anm. 54.

beiden Lieder nahm er noch in die „Vaterlandslieder“ auf, deren Druck nunmehr beschleunigt und im August beendigt wurde, so daß sie endlich erschienen*). Am folgenden Tage (28. Juli) dichtete er eine „Contremarseillaise“ und Anfang August's drei „Allerneueste Lieder vom Kriegsschauplatze“. Diese vier wahren ganz den Charakter der Lieder „Gedruckt in diesem Jahr“; daher erschienen sie auch als Flugblätter ohne des Dichters Namen, um unter die Massen geworfen und von ihnen nach bekannten, zu Grunde gelegten Volksweisen gesungen zu werden. Vor allem bemühte sich Freund Ebeling in Hamburg, diesen Liedern in immer neuen Vervielfältigungen allgemeinere Verbreitung zu verschaffen. Vergeblich. Die Lieder entsprachen nicht dem Geschmacke der Zeit.

Jetzt drang aber zu des Dichters Freude sein „Deutschland über Alles“ immermehr durch. In jenen Monaten, in denen ein einiges Deutschland erstand, wurde das Lied der Deutschen auch ein Lied für ganz Deutschland. Man sang nicht mehr fragend das Arndt'sche „Was ist des Deutschen Vaterland? —, sondern jubelte über das errungene: „Deutschland, Deutschland über Alles!“**)

Diesem trat damals ein neues Lied würdig zur Seite, daß die Person des greisen Heldenkönigs feierte. Am 26. August dichtete Hoffmann nach der wuchtigen Marschner'schen Melodie das bekannte „Wer ist der greise Siegesheld“***). Auch dieses ließen Hoffmann und Ebeling als fliegendes Blatt mit und ohne Melodie anonym

*) „Vaterlandslieder von Hoffmann von Fallersleben. Mit ein- und mehrstimmigen Weisen und Clavierbegleitung versehen von Hans Michel Schletterer“ (Hamburg. 1870. Niemeyer. quer 8°. 66 SS.). Es sind 32 Lieder, teils Zeitgedichte, teils Vaterlandslieder, aus älterer und neuerer, ja neuester Zeit (vgl. Ges. W. Bd. V. S. 164—167 und S. 353. Anm. 50). Schletterer hat eine stattliche Anzahl Compositionen dazu geliefert; für viele bekannteren Lieder sind die Melodien beibehalten, die sich schon längst bewährt und eingebürgert hatten. — Die „Vaterlandslieder“ waren von den Zeitereignissen bedeutend überholt und kamen daher, ihrer Bestimmung nach, etwas zu spät. Doch fanden sie gute Aufnahme.

**) Ebeling ließ das Lied wiederholt drucken, um es immer weiter zu verbreiten; er plante auch eine Ausgabe des Liedes mit allen seinen Compositionen. Hoffmann schrieb dafür als Einleitung eine „Oratio pro domo“, mitgeteilt in den Ges. W. Bd. III. S. 294 ff. Anm. 49.

***) Ges. W. Bd. V. S. 182. 183 und S. 356. Anm. 61.

drucken. So sehr letzterer den Dichter drängte, mit seinem Namen hervorzutreten: Hoffmann lehnte es beharrlich ab. Denn er meinte, daß sein Name der guten Sache nur schaden könne. Das Lied fand die freudigste Aufnahme; auf den meisten deutschen Bühnen wurde es gesungen, im Berliner Opernhause legte es Niemann in einer Oper ein und errang einen glänzenden Erfolg.

Am 3. September kam die Siegesbotschaft von Sedan. Unter Glockengeläute und Kanonendonner dichtete Hoffmann einen „Nachruf an Louis" (Ges. W. Bd. V. S. 180) und fuhr dann nach Göttingen. „War das ein Samstagabend in Göttingen wie ihn die Georgia Augusta nie erlebt hat und wol nie wieder erleben wird. Die Stadt überall in schönster Beleuchtung und im Flaggenschmuck. Ueberall Jubel. In der sogenannten Restauration bei Grethen große Versammlung. Ich hatte mich mit meinen Freunden auch eingefunden. Es wurden treffliche Reden gehalten und viele Hochs ausgebracht . . . . Ich erwiederte das Hoch auf mich mit einem auf Deutschlands Einheit und Freiheit, später ließ ich noch die deutschen Frauen leben. Da bat mich jemand, ich möchte ihn doch auf die Bühne begleiten, es wollten mich einige Herren begrüßen. Ich ging mit und ahndete gar nichts weiter. Da brachte mein Begleiter ein Hoch auf mich aus und bekränzte mich mit einem Lorbeerkranze. In meiner großen Verlegenheit wußte ich mir nicht anders zu helfen als durch den Vortrag meines Wilhelmliedes, dem ich ein Hoch auf den König hinzufügte. Allgemeiner lange anhaltender Jubel mit Trompetenmusik." (An Alwine, 7. September 1870).

Wie hatten die Zeiten sich geändert! Hoffmann, der sonst so vielfach angefeindete oder ignorierte, jetzt einmütig und stürmisch gefeiert als Sänger des Vaterlandes, als Mitarbeiter an dem Einheitswerke! Ein herrlicher Dank für den deutschesten Dichter, dessen reine Gesinnung so oft verdächtigt und verkannt worden war! —

Trotz körperlicher Leiden hielt ihn in jenen Monaten die freudige Aufregung aufrecht. Wir erwähnen eine Äußerung von ihm aus jenen Tagen, die besonders deshalb merkwürdig ist, weil Kaiser Wilhelm sie mit fast demselben Wortlaut auf dem Krankenbette gethan. In einem Briefe an Ebeling vom 14. September 1870 heißt es: „Ich habe oft im Scherze gesagt: ich habe keine Zeit, krank zu sein. Und wirklich, wenn ich jemals ein Recht hatte, das zu sagen,

so habe ich es heute, denn die Wucht der Ereignisse ist so gewaltig, daß die Leiden des Einzelnen gar nicht zu Worte kommen."

Die innere Unruhe und das Verlangen, den Siegesnachrichten näher zu sein und sich gegen seine Freunde aussprechen zu können, trieben den Dichter aus dem entlegenen Corvey auf Reisen. Fast den ganzen October und November war er unterwegs, zuerst in Leipzig und Berlin, dann in Hamburg, wo er diesmal in Ebeling's Familie einkehrte und im trauten Kreise den Gang des Krieges verfolgend, die neuen Siege feiern half.

Und nun folgten die Wochen, in denen die Einigkeit der deutschen Stämme, die auf dem Schlachtfelde so glänzend hervorgetreten war, auch in feste Formen geschmiedet wurde. Die deutsche Kaiserkrone kam in Sicht. Die bairischen Bedenken zogen zwar das Gelingen des Einheitswerkes aufs neue in Frage und erregten auch den Zorn des Dichters.*) Aber jetzt sollte die Hoffnung seines Lebens nicht zu Schanden werden. Im Januar 1871 konnte er sein König-Wilhelm-Lied in ein Kaiser-Wilhelm-Lied umdichten. So sah er den Traum seiner Jugend verwirklicht, den Wunsch seines Lebens erfüllt. Doch der Frieden, der Frühling und die Fröhlichkeit ließen noch lange auf sich warten.**) Endlich kam die heißersehnte Friedensbotschaft, vom Dichter mit lautem Jubel begrüßt und gefeiert.

Das neue Jahr 1871, dessen ruhmreiche Erfolge Hoffmann so beglückten, begann für seine Person keineswegs günstig. Er war häufig von rheumatischen Schmerzen heimgesucht, und er wunderte sich über sich selbst, daß er dabei so viel geistige Frische besitze. Denn seit dem December 1870 dichtete er fleißig an den „Streiflichtern" und arbeitete eifrig an den „Volkswörtern". So mühevoll oft das Suchen nach der Entstehung und Bedeutung der einzelnen im Volke gebräuchlichen Ausdrücke war, so hatte doch das Forschen und Finden für ihn einen eigentümlichen Reiz, und er kehrte seit Jahren immer gern zu dieser Arbeit zurück.

---

*) Vgl. das Lied „Himmlischer Depeschenwechsel" vom 7. December 1870 in den Ges. W. Bd. V. S. 181. 182.

**) Vgl. das Lied „Drei F." vom 18. Februar 1871 in den Ges. W. Bd. V. S. 183.

Der Verlust seines alten treuen Grete († 15—16 Februar 1871) erschütterte Hoffmann tief; lange konnte er den Schmerz nicht verwinden. In einem Briefe an Adolf Strümpell, einem Verwandten Grete's, widmete er diesem einen liebevollen Nachruf (17. Februar 1871): „Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf mich gestern Abend die Todesbotschaft. Alwine war zugegen. So konnte ich mich aussprechen und ausweinen. — Unsere Freundschaft war von Jahr zu Jahr inniger geworden, ordentlich als ob sie die langen Jahre unserer Trennung wieder gut machen wollte. Um so schmerzlicher ist das Gefühl, daß ich nun wieder ohne ihn, wieder allein sein muß. Doch es ist ja einmal mit das Leid des Alters, daß es immer vereinsamter wird, und so muß ich mich denn in meinen Schmerz finden und dem lieben Gott danken, daß er uns gemeinsam so liebe heitere Stunden zu Theil werden ließ. — Ich hatte noch Hoffnung für ihn, für uns — sie sind unerfüllt geblieben, während der Immergrünkranz herrlicher Erinnerungen fortlebt an einen der edelsten Menschen und einen meiner treusten Freunde."

Endlich mit dem Frühling besserte sich seine trübe Stimmung. „Heute, seit langer Zeit zum ersten Male, wieder das Gefühl der Gesundheit. Der Sonnenschein lockte mich hinaus und ich erging mich in unseren Bergen. Das wilde Veilchen blühte, die Himmelschlüssel wollten blühen und hie und da zeigte sich schon der Waldmeister. Auch sah ich zwei Schmetterlinge. Die Lerchen sangen über den grünen Feldern und die Finken begleiteten mich auf meinem Hin- und Heimwege. Frühlingsfroh ging ich dann wieder an meine Arbeit. Die Volkswörter gedeihen sichtlich zu einem Buche." (An Ebeling, 20. März 1871).

Diese mit dem Gefühle der Gesundheit wiedererwachende Frische und Freudigkeit sollte durch eine glänzende Anerkennung seines Wirkens auf das herrlichste gesteigert werden. Von dem Wunsche beseelt, dem Dichter, der nach seiner Art für die Wiedergeburt Deutschlands mitgerungen hatte, den Dank der Nation zu erkennen zu geben, erließ Hirsche einen Aufruf, in dem er alle patriotischen Männer aufforderte, Hoffmann zu seinem 73. Geburtstage eine allgemeine Huldigung darzubringen. Sofort bildete sich in Hamburg ein Ausschuß und rief die dortige Hoffmann-Stiftung ins Leben, deren Zweck war, eine Kolossalbüste des Dichters in der dortigen

Kunsthalle aufzustellen. Dieser erhielt zu seinem Geburtstage in einem Huldigungstelegramme Kenntnis davon, welche Beehrung man für ihn in Hamburg plante.

Du hast ein gutes Werk vollbracht,
Du hast mich frei und froh gemacht,
Frei aus der Sorgen Bann und Acht,
Und froh, weil mir die Zukunft lacht.

So dankte er Hirsche und sagte seinen baldigen Besuch in Hamburg zu, obwohl er vor den mancherlei Feierlichkeiten Angst empfand und sich scheute, durch persönliche Anwesenheit den Verdacht der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit auf sich zu ziehen.

Hirsche war mit unermüdlicher Rührigkeit für die Hoffmann-Stiftung thätig. Er hielt selbst öffentliche Vorträge über ihn, er bereitete schon damals ein Concert vor, in dem nur Lieder von ihm gesungen werden sollten.*) Kurz, er war so vielgeschäftig, daß manche und auch Hoffmann fürchteten, er möchte sich zu sehr zersplittern, und schließlich würde jeder Erfolg in Frage gezogen werden. Aber Hirsche besaß auch eine seltene Arbeitskraft und Zähigkeit, so daß er sein Ziel erreichte.

Der Aufenthalt Hoffmanns in Hamburg, der über einen Monat (16. April bis 18. Mai) währte, war für ihn erhebend. Durch Hirsche's Aufruf hatte sich die Teilnahme für ihn daselbst bedeutend gesteigert; kaum konnte er allen den Einladungen, die an ihn ergingen, genügen. Auch der Erfolg der Sammlungen war günstig, sogar aus den Niederlanden liefen Beiträge ein. Daher wurde der Bildhauer Fritz Neuber in Hamburg, dem Hoffmann

*) Das Hoffmann-Concert fand erst am 4. April des folgenden Jahres statt und wurde nicht, wie Hirsche es ursprünglich beabsichtigt hatte, eine öffentliche Huldigung für den Dichter, sondern diente in erster Linie einem milden Zwecke. Es gelangten in Einzel- und Chorgesängen nur Hoffmann'sche Lieder zum Vortrage, einige wenige Kunstlieder, überwiegend volkstümliche Lieder. Der Erfolg dieses Concertes, in welchem Hoffmanns Forderung, Verschmelzung von Lied und Weise, so recht zur Geltung kam, war bedeutend, trotzdem die Kunstkritiker, denen die Kunst über das Volkstümliche ging, sich kühl ablehnend verhielten. Einen überraschenden Eindruck machten die frischen Stimmen des Knaben- und Mädchenchors des Waisenhauses, der mit acht Hoffmann'schen Kinderliedern den Preis des Abends davontrug.

bereits früher Modell gesessen hatte, mit der Aufgabe betraut, die Marmorbüste herzustellen. Man konnte hoffen, noch in diesem Jahre das ganze Denkmal vollendet zu sehen.

Nach diesen schönen, aber anstrengenden Tagen in Hamburg that Hoffmann die Ruhe seines Corvey wohl. Sie wurde ihm durch Besuche Hirsche's und Ebeling's auf das angenehmste unterbrochen. In großes Erstaunen versetzte ihn ein neuer Schritt Hirsche's, der sich inzwischen persönlich mit einer Eingabe an Bismarck gewendet hatte, um für Hoffmann eine vollständige Rehabilitierung in Preußen zu erwirken. Dieser versprach sich davon keinen Erfolg und behielt seinem sanguinischen Freunde gegenüber Recht. Bismarck übergab Hirsche's Antrag dem Kultusminister von Mühler, der ablehnend antwortete.*)

Mit dem Verlaufe des Sommers war Hoffmann wenig zufrieden. Durch die Briefe an seine Freunde ziehen sich die Klagen über seinen leidenden Zustand und das unerquickliche Wetter. Er fühlte sich häufig zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig und war recht verstimmt. Nur im Dichten fand er bisweilen Trost. „Es ist etwas Wunderbares mit allem Dichten. Vergebens suchen wir nach einer Erklärung. Denken Sie sich: ich bin seit Wochen leidend, müde, mitunter sehr verstimmt, und da kommt mir die Poesie wie ein tröstender Engel, als ob sie mich und durch mich auch Andere erheitern und erfreuen wollte. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß er mich in meinem hohen Alter mit dem Gefühle der Jugendlichkeit begnadet und gesegnet hat — wie freue ich mich dieser göttlichen 'Dotation'!“ (An Frau Bertha Fischer, 24. Juli 1871).

Erst im August stellte sich sein Humor wieder ein, und als mit dem Aufhören der Gewitter auch seine körperlichen Leiden abnahmen, da verschrieb er sich als sein eigener Arzt eine Badekur, die schon oft bei ihm geholfen hatte; er verordnete sich: „ich sollte mich baden in frischer, freier Luft, im lieblichen Sonnenschein und im Verkehr mit fröhlichen lieben Menschen, gut essen und trinken, möglichst fröhlich zu sein mir vornehmen und mich von allem Unangenehmen fern halten, mitunter aber auch mir zu gehören nicht verschmähen,

*) Wir hoffen im Anhange die interessanten Schriftstücke mitteilen zu können.

weil man ja oft dann in guter Gesellschaft ist." (An Ebeling, 2. October 1871).

Und wirklich that ein sechswöchiger Aufenthalt am Rhein Wunder. Neugestärkt an Körper und Geist traf er wieder in Corvey ein, und was ihm das Liebste war, mit manchem frischen Liede, das ihm am Rheine gelungen war.*)

Damals, im October, kam sein Sohn auf das Gymnasiium des benachbarten Holzminden. Es hatte sich in Helmstedt entschieden, daß in Franz künstlerische Fähigkeiten und Neigungen — musikalische und malerische — vorherrschten. Da er also doch nicht zum Studium vorbereitet werden sollte und er sich in Helmstedt nicht mehr wohl fühlte, so konnte ein Schulwechsel leicht eintreten. Hoffmann hatte dadurch die Annehmlichkeit, den Sohn mehr in der Nähe und häufiger um sich zu haben. Denn Franz besuchte von jetzt an Sonntags gewöhnlich den Vater und belebte ihm das einsame Corvey.

Inzwischen waren die „Streiflichter" zu einer stattlichen Zahl angewachsen, und Hoffmann dachte an ihre Herausgabe. Da so wie so für den Spätherbst ein größerer Ausflug mit dem Endziele Hamburg beschlossen war, so wandte er sich nach Berlin, um einen Verleger zu suchen. Der Zufall war ihm günstig. Er machte die Bekanntschaft Franz Lipperheide's, der die „Streiflichter" sofort übernahm und mit ihm schon damals über spätere Veröffentlichungen verhandelte. Der Druck wurde so beeilt, daß Ende Novembers das Buch erschien: „Streiflichter. Von Hoffmann von Fallersleben" (Berlin. 1872. Lipperheide. 8⁰. 130 SS.).

Im December 1870, als Hoffmann den äußeren Krieg für beendet hielt, hatte er für den „Krieg nach innen" zu dichten begonnen. Er wich von seiner Gewohnheit, den Reim anzuwenden, ab und wählte die ihm ganz neue Form fünffüßiger Jamben, in denen er seine Ansichten über damalige Zustände niederlegte. Man hat diese Streiflichter neue „unpolitische Lieder" genannt. Mit Unrecht. Wie in der Form, so unterscheiden sie sich nach dem Inhalte von diesen. Sie behandeln überwiegend soziale, nur selten politische Fragen; sie sind Satiren, nicht Zeit- und Kampflieder. Ihr poetischer Wert ist

---

*) Namentlich die „Spätlinge" und einige der „Rosenlieder". Ges. W. Bd. I. S. 136—138. 139. 141.

verhältnismäßig gering. Denn sie tragen nicht den Stempel der Unmittelbarkeit; man sieht ihnen an, daß sie lediglich aus der Reflexion hervorgegangen sind; nur selten begegnet man in ihnen einer echt dichterischen Auffassung.*)

Von Berlin fuhr Hoffmann Ende Octobers nach Hamburg, wo seine Freunde aus der Hoffmann-Stiftung rastlos bemüht waren, noch in diesem Jahre ihr Werk durch seine Vollendung zu krönen. Er kehrte wieder im Ebeling'schen Häuschen ein, das, abseits vom Lärme der Großstadt gelegen, ihm die Ruhe und Behaglichkeit gewährte, nach denen ihn bei dem anstrengenden Leben in Hamburg oft verlangte. Denn er war häufig gezwungen, sich zurückzuhalten, da der Einladungen und Festlichkeiten zu viele wurden, und die Rücksicht auf seine Gesundheit ihm Schonung auferlegte. Mit zarter Aufmerksamkeit boten Ebeling und seine Gattin, Frau Amanda, alles auf, um dem Allverehrten den Aufenthalt in ihrem Hause traulich und angenehm zu machen. Das gelang ihnen im reichsten Maße.

Am 3. November besuchte Hoffmann die Werkstatt des bildenden Künstlers, um seine inzwischen vollendete Marmorbüste zu sehen. Aus carrarischem Marmor gefertigt, stellt sie das Brustbild des Dichters in Überlebensgröße dar. Hals und Brust sind bekleidet, in dem Knopfloche steckt ein Sträußchen von Rosen und Vergißmeinnicht. Das Kunstwerk machte auf den Dichter einen tiefen Eindruck. Auch der Sockel, aus poliertem Marmor bestehend, war der Vollendung nahe. Auf der Vorderseite tritt unter dem Namen des Dichters ein Eichenkranz in erhabener Arbeit hervor; die Kranzschleife enthält die Worte: „Deutschland, Deutschland über Alles!" Auf der linken Seite des Sockels befindet sich die Inschrift „Zum 73. Geburtstage des Dichters, d. 2. April 1871", auf der rechten „Von Bürgern Hamburg's gestiftet."

Hoffmann war glücklich, daß das Werk so prächtig gediehen war. Da er es nunmehr auch aufgestellt zu sehen wünschte, um einen

*) Die „Streiflichter" finden sich in den Ges. W. Bd. V. S. 211—308, der Zuwachs der 2. Auflage, die im September 1872 erschien, ebenda S. 308—323, zwei neue Streiflichter ebenda S. 324—326. — Ueber die Entstehung der „Streiflichter" vgl. ebenda S. 358. Anm. 69. Der Verfasser hat sein Urteil über die „Streiflichter" niedergelegt in seiner Broschüre „Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland." S. 77.

Gesamteindruck zu erhalten, schob er seine Abreise von Hamburg von Tag zu Tag hinaus. Endlich am 8. December brachte Frau Ebeling dem sehnsüchtig Harrenden aus der Stadt die frohe Botschaft „Es steht!“ und er dichtete seinen Dank „An mein Bild“.*) Am folgenden Tage enthüllte Fritz Neuber selbst das Denkmal vor dem Dichter. Feuchten Auges erblickte es dieser, von der Gesamtwirkung überrascht und hochbefriedigt, und dankte dem trefflichen Künstler aus überströmendem Herzen. Wenige Tage darauf verließ er in gehobener Stimmung das gastliche Hamburg, um der eigentlichen Enthüllungsfeier aus dem Wege zu gehen. In freudiger Erregung harrte er in Corvey der Nachrichten aus Hamburg.

Am 20. December wurde das Denkmal der Verwaltung der Kunsthalle übergeben und am folgenden Tage enthüllt. Der unermüdliche Freund Hirsche führte sein Werk so glänzend zu Ende, wie er es begonnen hatte. Er hielt bei der Enthüllungsfeier die Festrede und würdigte in schwungvollen Worten die Verdienste, die sich Hoffmann als Gelehrter, Dichter und Patriot um das deutsche Vaterland erworben.

So wies das Jahr 1871, das als das Jahr der Auferstehung des deutschen Reiches für Hoffmann so herrlich begonnen hatte, auch für seine eigene Person einen bedeutungsvollen Erfolg auf. Dankbar schaute der Dichter zu Gott empor, der ihn die Zeit erleben ließ, die dem Vaterlande Einigkeit und Freiheit, ihm selbst Ehre und Anerkennung gebracht hatte.

„Und hab' ich nicht errungen
Wonach mein Geist gestrebt,
So hab' ich doch gesungen,
Geliebet und gelebt.“

So durft' ich einst wol sagen,
Geächtet und verbannt —
Doch hat mein Herz geschlagen
Stets für das Vaterland.

---

*) Dieses und zwei andere auf die Hamburger Stiftung bezügliche Lieder ließ Hoffmann facsimilieren und überreichte sie seinen Freunden; vgl. Ges. W. Bd. I. S. 147—149.

Es war mir nie entschwunden
Fürs Beste Kraft und Muth,
In gut und bösen Stunden
Der Sehnsucht stille Glut.

Und endlich ward beschieden
Mir diese große Zeit,
Ein einig Reich voll Frieden,
Voll Glück und Herrlichkeit.

Dank euch, den Kampfgenossen,
Die immer halten Stand,
Die treu und unverdrossen
Stehn für das Vaterland!

Ein jedes meiner Lieder
Sei ihm und euch gebracht!
Dank euch und immer wieder
Die liebend mein gedacht!

Jetzt bin ich frei von Sorgen,
Froh blick' ich in die Welt:
Ihr habt zum Lebensmorgen
Den Abend mir erhellt.*)

*) „Den Gründern und Mitgliedern der 'Hoffmann-Stiftung' zu Hamburg." Vgl. Ges. W. Bd. I. S. 146. 147.



Fünfter Abschnitt.

Schloß Corvey, 1872--1874.

Noch bin ich guter Dinge,
Ich hoffe, ring' und strebe:
Ich lebe, weil ich singe;
Ich singe, weil ich lebe.

Ich überlass' es jenen
Zu trauern und zu klagen,
Die sich nach nichts mehr sehnen
In ihren alten Tagen.

O Geist der Jugend, walte
In mir vor allen Dingen,
Daß ich in Freuden alte
Und jung mich fühl' im Singen!*)

Diesem Wunsche des Dichters ward in den beiden letzten Jahren seines Lebens die schönste Erfüllung zu teil. Zwar stellten sich die körperlichen Leiden, die das Alter mit sich bringt, immer häufiger ein. Zu den rheumatischen Schmerzen gesellte sich hie und da

*) Ges. W. Bd. I. S. 127.

quälende Engbrüstigkeit. Hierdurch wurde auch sein Seelenleben bisweilen in Mitleidenschaft gezogen, besonders im Sommer, wenn seine Schmerzen infolge der Gewitterluft sich steigerten. Dann war er zu geistiger Arbeit nicht recht fähig. Trotzdem blieb die Grundstimmung seines Herzens heiter und sein Geist rege und frisch. „Stüve ist an Alterschwäche gestorben und ist doch nur vier Wochen älter als ich. Ich könnte jetzt nur an Altersstärke oder alter Stärke sterben. Dafür aber danke ich auch dem lieben Gott, daß er mir das Glück gewährt, mich jung zu fühlen und mir täglich Gelegenheit giebt, mich und Andere zu erfreuen." (An Ebeling, 20. Februar 1872).

Mit diesem Gefühle der Jugendlichkeit verband sich eine erstaunliche dichterische Schaffenskraft, die sich in dem Jahre vor seinem Tode wunderbar steigerte, allerdings auf Kosten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit.

Diese war nach den Kriegsjahren gering. Er ließ sich nicht mehr auf größere Arbeiten ein, sondern schloß nur einige kleinere ab und half seinen Bekannten bei ihren Plänen und Forschungen mit seinem Rat und einzelnen Beiträgen. Seinem Freunde Carl Weigand, der das große Grimm'sche Wörterbuch fortsetzte und gleichzeitig ein eigenes ausarbeitete, machte er zahlreiche lexikographische Mitteilungen, die jener sehr gut verwerten konnte. Anfang Februars 1872 sandte er an Gustav Schwetschke auf dessen Anfrage eine kleine Abhandlung über das Studentenlied Gaudeamus igitur, welche dieser sofort veröffentlichte: „Gaudeamus igitur. Eine Studie von H. v. F. Nebst einem Sendschreiben und Carmen an Denselben von Gustav Schwetschke." (Halle. Schwetschke. 1872. 8°. 22 SS.). Die interessante Einzeluntersuchung fand Beifall, so daß bald eine zweite Auflage folgte.

Damals veröffentlichte Hoffmann, in glänzender Ausstattung, auch das Lied von Henneke Knecht nach einer Handschrift, die er früher einmal auf der Helmstedter Bibliothek gefunden hatte.*) Bei seiner großen Vorliebe für die Sprache seiner Heimat war es ihm ein Genuß, eine eingehendere Untersuchung über dieses alte Volkslied,

*) Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied. Herausgegeben mit der alten lateinischen Übersetzung und Anmerkungen von H. v. F. Berlin. Lipperheide. 1872. 4°. 24 SS.

das in Niederdeutschland früher weit verbreitet war und viel gesungen wurde, zu veranstalten — eine willkommene Gabe für manchen Freund des Niederdeutschen.

Jedoch solche Einzeluntersuchungen waren, so gründlich und ernst Hoffmann sie durchführte, mehr Gelegenheitsarbeiten. Vor größeren Aufgaben, deren Ausführung viel Zeit und Mühe erforderte, schreckte er zurück. Als J. M. Wagner ihn im Sommer aufforderte, seine bedeutenderen wissenschaftlichen Aufsätze, namentlich die aus älterer Zeit, gesammelt neu herauszugeben als „Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Dichtung und Sprache", antwortete er (am 26. Juli 1872): „eine ganz hübsche Idee! Wer aber soll sie sammeln, abschreiben, von den Druckfehlern säubern, mit den nothwendigen Berichtigungen, auch Zusätzen versehen, und den Neudruck corrigieren? alles Dinge, wovor ich zurückschaudere. Allerdings ist es hübsch, wenn man seine Siebensachen beisammen hat, steht aber die große Mühe im Verhältniß zu dem was damit geleistet wird? und wo findet sich ein Verleger, der auch nur die Schreiberei bezahlt? Wüßte ich, daß Ihnen solch eine Arbeit Freude machte, Sie hätten im voraus meine Vollmacht dazu."

Nur an einem Unternehmen beteiligte Hoffmann sich noch thätig. Wagner gründete ein „Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung"*) und bat ihn um seine Unterstützung. Da in dieser Zeitschrift vor allem die Litteratur des 15. bis 17. Jahrhunderts berücksichtigt werden sollte, so war Hoffmann gern zur Hülfe bereit und lieferte im Laufe des Jahres 1873 mehrere Beiträge. Am wichtigsten war seine Sammlung: „Volkswörter. Aus der deutschen Scherz-, Spott- und Gleichnißsprache", nicht nur weil sie nach Inhalt und Umfang der bedeutendste seiner Beiträge war, sondern auch weil ihre Veröffentlichung den Abschluß einer langjährigen Arbeit bildete. So lange Hoffmann in Corvey wohnte, hatte er im Volksmunde gebräuchliche Benennungen, besonders aus dem Gebiete der Pflanzen- und Tierwelt und des menschlichen Lebens gesammelt und für diese Ausdrücke Nachweise und Erläuterungen gesucht. Bereits im Frühlinge 1871 hatte er im

*) Es erschien davon nur ein erster Band (Wien. Kubasta und Voigt. 1874), der erst nach Hoffmanns Tode vollständig wurde.

wesentlichen seine Arbeit abgeschlossen, die nunmehr in Wagner's Archiv überging*).

Überblicken wir Hoffmanns wissenschaftliche Thätigkeit während seines Corveyer Aufenthaltes, so gewahren wir, daß sich ihr Kreis immer mehr verengert. Das Gebiet der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprache und Litteratur hat er ganz aufgegeben; die niederländischen Studien schließt er 1862 mit dem 12. Bande der Horae belgicae ab. Er beschränkt sich also auf die neuere deutsche Sprache und Dichtung und bevorzugt hier die volkstümliche Litteratur des 15.—17. Jahrhunderts, sprachliche Eigentümlichkeiten und die Dialekte, vor allem sein heimatliches Niederdeutsch. Doch benügt er sich nicht damit, die schriftlich oder gedruckt vorhandenen Überreste der volkstümlichen Litteratur vor dem Untergange zu retten, sondern versenkt sich auch mit liebevollem Verständnis in das Volksleben der Gegenwart und lauscht dem Volke seine Lieder und seine Sprache ab. Sein Forschen ist daher, gerade so wie sein äußeres Auftreten, sein Empfinden und sein Dichten, echt volkstümlich.

Zu dieser engeren Umgrenzung seines Arbeitsfeldes war er gezwungen durch die weite Ausdehnung, welche die germanische Philologie genommen hatte. Die Zeiten, wo einer deren ganzes Gebiet beherrschen konnte, waren vorbei. In der Beschränkung zeigte sich auch hier der Meister, und Hoffmann erwarb diese Meisterschaft. Denn ohne den Blick für die großen Zusammenhänge zu verlieren, forschte er auf seinem besonderen Arbeitsfelde mit scharfem Spürsinne, seltenem Glücke und einem feinen Gefühle, dem ein geistloses Zusammentragen widerstrebte. Das erkennt Karl Bartsch in seinem Nachruf (Germania. Bd. XIX. S. 235—238) sehr richtig an, indem er sein Urteil über Hoffmanns gelehrte Thätigkeit in die Worte zusammenfaßt: „Die Arbeiten von ihm, die den bleibendsten Werth haben, sind litterarhistorischer Art, sind litterarische Sammelwerke, aber nicht Zeugnisse des mechanischen Sammelns, sondern voll Geist und Leben, Zeugnisse seines Scharfsinns, wir möchten sagen

---

*) S. 241—290. Sonderabzüge unter demselben Titel und Verlag (Jahreszahl 1873); sie sind als „Erste Gabe" bezeichnet — ein Beweis, daß der Verfasser an eine Fortsetzung dachte.

auch einer Schlauheit, die aus seinen lebendigen Augen herausblitzte.“ —

Die reiche dichterische Schaffenskraft des Alters steht im engsten Zusammenhange mit Hoffmanns äußerem und innerem Leben. Sie ist der Widerhall der Eindrücke, die sein Geist empfängt, und der Gefühle, die ihn darob erfüllen. Zwei Seiten seines Lebens, äußert er wiederholt, sind es, die seinem Dichtergeiste Nahrung und Anregung darbieten; die eine nennt er die stille, heitere, die andere die ernste, streitbare. Unter jener versteht er sein ruhiges, behagliches, sinniges Leben in Corvey, den mündlichen und brieflichen Verkehr mit seinen Mitmenschen, der am Abend seiner Tage besonders rege ist, das Glück über die liebevolle Teilnahme, die er da und dort findet, und die innige Dankbarkeit für alles das Liebe, was die Freunde ihm mit zarter Aufmerksamkeit erweisen. Gerade diese Dankbarkeit treibt ihn zum Dichten: er will damit anderen eine Freude bereiten; und weiß er sich verstanden, erntet er für seine Gabe Dank, so schöpft er daraus die schönste Anregung zu neuen Liedern.

Die andere Seite seines Lebens, die ernste, ist die, welche ihn an den großen Fragen und Aufgaben der Gegenwart lebendigen Anteil nehmen läßt, „die mich zum Kampfe treibt gegen die Pfaffen und Junker, die Ultramontanen und Mucker. Aber auch diese Seite ist nicht so übel, sie ist der Ausdruck eines edlen Gefühles für Wahrheit, Freiheit und Vaterland, dem sich niemand entziehen darf, wenn er sich berufen fühlt, auch da seinen Mann zu stehen. Krieg ist Leben, Leben ist Krieg (Vita bellum, bellum vita)“. (An Frau Bertha Fischer, 23. December 1872). Bis sich sein Auge schließt, fühlt er sich verpflichtet und berufen, in seinen Liedern für die freiheitliche und einheitliche Entwickelung unseres Vaterlandes mitzustreiten. Mit jugendlicher Frische schwingt er sein gutes Schwert. Des alten Frundsberg Wahlspruch ruft er seinem Kampfgenossen Ebeling zu:

Viel Feind, viel Ehr!
Was willst Du mehr?
Das Leben ist
Voll Kampf und Streit, voll Trug und List.

Hau drein! hau drein!
Du hast das allerbeste Schwert:
Ein rein Gewissen treu bewährt.
Was willst Du mehr?
Hau drein! hau drein!
Viel Feind, viel Ehr!
Soll heut' und stets Dein Wahlspruch sein!

Frau Bertha Fischer und Theodor Ebeling entsprechen in seinem Freundeskreise diesen beiden eben gekennzeichneten Seiten seines eigenen Innern. Deshalb fühlt er sich so innig beiden verwandt und knüpft mit ihnen noch in hohem Alter ein so enges Freundschaftsband. Der Briefwechsel legt hiervon Zeugnis ab.

An B. Fischer, 20. März 1872:

„Es gereicht mir zu großer Freude, daß Ihnen meine neuesten Lieder so große Freude machen. Während Sie mir dafür jedesmal danken, muß ich Ihnen ebenfalls danken, denn in Ihrer und meiner Freude liegt jedesmal für mich ein freudig anregender Trieb, immer wieder von neuem zu dichten. Auf diese Weise dürfen Sie bei diesem meinem poetischen Geschäfte sich als stiller Compagnon betrachten, und wenn ich darauf eine Actiengesellschaft gegründet hätte, so wären Sie die Inhaberin der meisten Prioritäten und würden heidenmäßig viel — zwar kein Geld, aber etwas was unter anständigen Leuten doch auch noch etwas gilt — Ehre und Liebe dabei verdienen."

An dieselbe, 8. Juni 1872 (von Hamburg aus):

„Ich muß noch einige Tage hier bleiben, ... um über die welterschütternden Tagesfragen mehr ins Klare zu kommen. Ebeling ist ganz der Mann, der einen weiter bringt und einem zu eigenem Forschen Anlaß und Stoff bietet. Ich verzichte deshalb gern auf größere Gesellschaften und freue mich, wenn wir den Abend ganz für uns haben. Wie mein inniger Verkehr mit dem Cardinal*) in Berlin, so wird auch dieser mit Ebeling von nachhaltiger Wirkung für mich sein. Kein Mensch, der es mit seinem Vaterlande und der Menschheit

---

*) Gemeint ist der Cardinal Hohenlohe; vgl. unten.

gut meint, kann sich heutiges Tages den großen Zeitfragen gegenüber ruhig und kühl verhalten.“ —

Diesen beiden Strömungen seines Innern entsprechen in seiner Dichtung das rein lyrische und das politische Lied. Auf beiden Gebieten ist daher in den letzten beiden Jahren seines Lebens seine Schaffenskraft äußerst fruchtbar. Betrachten wir zunächst seine Teilnahme an der Politik und die daraus entspringende Dichtung während des Jahres 1872.

Nachdem die Einheit nach außen in blutigen Kampfe errungen, folgte die nicht minder schwere Aufgabe, das junge Reich durch Gesetzgebung innerlich zu befestigen. Mit ängstlichem und, man kann sagen, argwöhnischem Blicke beobachtete Hoffmann diese innere Entwickelung.*) Denn seine beständige Furcht war, es möchte die Reaktion wieder ihr Haupt erheben und die alte Sonderbündelei aufs neue die Einheit gefährden. Darum sein Mahnruf vom 6. Juni 1871 an die Männer des ersten deutschen Reichstages und seine Aufforderung an die Zeitgenossen zum Jahrestage der Kaiserkrönung:

O haltet fest was ihr errungen,
Die Freiheit fest und euer Recht!**)

In dem Kultusminister von Mühler erblickte Hoffmann einen „Rückwärtser“ und befürchtete von seiner conservativ-kirchlichen Politik das Schlimmste. Daher begrüßte er freudig seinen Rücktritt im Januar 1872 und sang ihm ein „Scheidelied“ nach, in dem er Mühler unter anderem von sich sagen läßt:

---

*) An Bertha Fischer, 18. Juli 1872: „ . . . Dagegen bin ich in fortwährender Aufregung, die zuweilen sich zu fieberhafter Spannung steigert, über das Schicksal unsers deutschen Reichs. Es ist noch so jung und hat mit so vielen alten Feinden zu kämpfen, mit Romanisten (Ultramontanen), Socialisten und Particularisten. Darum hat mich das jetzige 4. deutsche Bundesschießen in Hannover so freudig gestimmt und mich in der frohen Überzeugung befestigt, daß Österreich mit uns ist und uns nicht verläßt. Diese Reden sind keine Phrasen, sind die Ergüsse echter Bruderliebe, wie sie alle Deutsche der ganzen Welt verbindet. Deutschland über Alles!“

**) Ges. W. Bd. V. S. 183. 187.

Mir galt als vaterländisch
Nur Griechisch und Latein,
Nichts machte mich wetterwendisch:
Die Bildung muß classisch sein.*)

Hoffmann war ein abgesagter Feind des Lateinischen und Griechischen, der klassischen Bildung und ihrer Pflegstätten, der Gymnasien. Seine ganze Entwickelung hatte ihn dieser Richtung entfremdet und auf das Vaterländische gewiesen. In der Bevorzugung der alten Sprachen sah er eine schwere Versündigung gegen die Muttersprache. Durch die Erfahrungen mit seinem Sohne, dessen künstlerische Neigungen mehrfach mit den Anforderungen des Gymnasiums in Widerstreit gerieten, wurde sein abweisendes Urteil über die gymnasiale Bildung immer schroffer. In mehreren Gedichten**) äußerte er seinen Unmut und auch in den Briefen streifte er wiederholt diese wichtige Frage der Volkserziehung. „Es ist ein wahrer Jammer, wie es mit unserem höheren Schulwesen beschaffen ist. Möchten doch alle Väter einsehen, daß ihre Kinder in unseren jetzigen Gymnasien zu Krüppeln an Geist und Leib verbildet werden. Seit Jahren habe ich in jeder Familie, wo ich verkehrte, nur Klagen gehört, daß die Kinder durch die vielen Schulstunden und Schularbeiten, bei denen sie oft bis in die Nacht sitzen müßten, zu keiner Erholung gelangen könnten, durch das ewige Griechisch und Latein, das Auswendiglernen von Vocabeln und grammatischen Regeln und Ausnahmen gar nicht mehr zum Denken gelangten, und statt sich frisch und froh geistig und leiblich zu entwickeln, zurückblieben und fast versimpelten. Wäre ich nur 20 Jahre jünger, ich wollte einen Verein stiften zur Ausrottung des Latein und Griechisch, beides sollte aus dem Staatsleben wenigstens verbannt werden und nur den Gelehrten und katholischen Pfaffen überlassen bleiben. — Geschrieen habe ich freilich genug mein ganzes Leben lang, aber was hilft's? Selbst die vorurtheilsfreieren Leute bekleben sich lieber mit dem Schönheitspflaster der classischen Bildung, als daß sie es wagen möchten mit einem

*) Ges. W. Bd. V. S. 186. 187; vgl. das „Herbstlied" ebenda S. 184.

**) Ges. W. Bd. V. S. 200 (vgl. S. 357. Anm. 66). 201. 218—250. Vgl. des Verfassers Abhandlung „H. v. F. und sein deutsches Vaterland" S. 7—11.

freien, reinen Gesichte sich eine Bildung anzueignen, die den Anforderungen und Bedürfnissen der Gegenwart genügt." (An Ebeling, 16. Februar 1872).

Das Deutsche in Sprache und Geschichte fordert Hoffmann als Ausgangspunkt und Grundlage des Unterrichts, damit die heranwachsende Jugend für die Fragen der Zeit Verständnis erlange und in nationaler Gesinnung erstarke.

Auch auf die Studenten sucht er einzuwirken. „Der Particularismus muß auch aus unserm Studentenleben heraus, wenigstens einer höheren Idee sich unterordnen: Deutschland, Deutschland über Alles!" (An Gustav Schwetschke, 21. Februar 1872). Daher dichtet er für die studierende Jugend zum Geburtstage Kaiser Wilhelms zur Melodie des Gaudeamus igitur ein neues Commerslied „Heute laßt uns fröhlich sein"*).

Beiläufig sei erwähnt, daß er auch in dem benachbarten und ihm nahestehenden Belgien für nationale Sprache und Bildung eintrat, indem er die sogenannte vlämische Bewegung nach Kräften förderte. Er war in Deutschland vielleicht der eifrigste Leser der Zweep, der damals erscheinenden Wochenschrift für diese Sprachbewegung. Und wie alles, was sein Inneres stark beschäftigte, zum Liede wurde, so sang er auch für die Flamländer.**) Manche dieser Lieder sandte er an seine Freunde in Belgien und an die Zweep, die mehrfach solche veröffentlichte.

Der bedeutendste Kampf aber, in den Hoffmann im Jahre 1872 eingriff, war der gegen Rom, der sogenannte Kulturkampf. Hoffmann besaß ein tief religiöses Gemüt, sein Gottvertrauen tritt in manchem seiner Lieder überzeugungsvoll zu Tage. Klar und wahr, wie der Mann, war auch seine Religion. Deshalb war er ein ausgesprochener Feind der Frömmelei und eiferte gegen jegliches Muckertum. Da er bei seinem eigenen Freiheitssinn verlangte, daß jedem Menschen seine innere Selbständigkeit und das Recht der Selbstbestimmung gewahrt bleibe, so wandte er sich gegen jede Kirche, welche ihren Angehörigen einen starren Glaubenszwang auferlegte und Herrschergelüste über den einzelnen oder über den Staat zeigte. Hieraus erklärt sich seine Abneigung gegen die katholische Kirche.

*) Ges. W. Bd. V, S. 189.

**) Ges. W. Bd. V. S. 190. 199. 201. 207.

Diese Abneigung wurde zum glühendsten Hasse, sobald er sah, daß eine mächtige reichsfeindliche Partei innerhalb dieser Kirche ans Ruder kam und den Bestand des jungen deutschen Staates gefährdete, indem sie das kaum geeinte deutsche Volk wieder zu zerreißen und ihren Zwecken dienstbar zu machen suchte. Sein Zorn war also nicht gegen den Katholizismus überhaupt, sondern gegen den Ultramontanismus gerichtet, nicht gegen die gesamte Priesterschaft, sondern gegen die Pfaffen. Er erklärt selbst einmal, was er unter diesem Ausdrucke versteht: einen Geistlichen, dessen Leben und Lehre nicht mit Christus übereinstimmt. Daher hat er sich zu Zeiten auch über die Pfaffen in der evangelischen Kirche ausgesprochen.

Über die Lehre von der Unfehlbarkeit hatte Hoffmann schon 1870 die Schale seines Spottes in einem „unfehlbaren Liede"*) ausgegossen. Im Sommer 1871 bildete sich die Centrumspartei, die zum tiefsten Kummer des Dichters in den ersten Reichstag Hader und Zwietracht hineintrug.

Auf diese Vorgänge sind jene beiden oben erwähnten Lieder an die Männer des deutschen Reichstages und an die Zeitgenossen zu deuten. Ganz offen weist auf sie das eine Streiflicht „Die Ultramontanen"**) hin, das eine schmähende Erwiderung seitens der Kölner Volkszeitung hervorrief. Aber erst mit dem Rücktritte Mühler's und der Berufung Falk's setzte der Kulturkampf recht eigentlich ein.

Im Frühlinge 1872 war Hoffmann mehrere Wochen in Berlin als Gast Lipperheide's, der ihn schon früher eingeladen hatte. Von dem Lärm und der Unruhe der Großstadt bemerkte er diesmal wenig. Denn er lebte still und zurückgezogen bei Lipperheide's, von deren Wohnung aus er einen freien Blick auf frühlingsfrische Gärten genoß, der ihn für die Abwesenheit vom Weserthale voll entschädigte. Besuche machte er selbst gar nicht; doch fehlte es nie an interessantem Verkehre in dem gastlichen Hause Lipperheide's. Julius Wolff und Robert Hein sah er dort öfter und trat auch diesem näher. Als den Glanzpunkt seines Berliner Lebens, der nicht ohne nachhaltige Wirkung bleiben werde, schildert er Allwinen seine Besuche beim Herzog von Ratibor und seine Gespräche mit dessen Bruder, dem

*) Ges. W. Bd. V. S. 147 und S. 355. Anm. 58.

**) Vom 1. Juli 1871; vgl. Ges. W. Bd. V. S. 248. 249.

Kardinal Hohenlohe. Dieser hielt sich damals, unzufrieden mit der in Rom herrschenden Jesuitenwirtschaft, in Deutschland auf und neigte wie sein Bruder in den kirchenpolitischen Fragen mehr dem Staate als der Kirche zu. Die Unterhaltung zwischen dem Kardinal und dem Dichter drehte sich hauptsächlich um den Streit Preußens mit der römischen Kirche. Aus reicher eigener Erfahrung schildernd, vermochte der liebenswürdige Kardinal Hoffmann manches erst ins rechte Licht zu rücken, wodurch dieser eine Fülle neuer Gesichtspunkte gewann. — Nach einem kurzen, froh verlebten Aufenthalte bei Ebeling in Hamburg kehrte Hoffmann Mitte Juni nach Corvey zurück.

Bald darauf griff er mit seiner Liederdichtung in den Kampf gegen Rom ein. Wie ein Blitz zündete sein Schlachtruf vom 29. Juni „Viel Feind, viel Ehr!"

Deutsche Männer, zu den Waffen!
Untergang den welschen Pfaffen
Und der ganzen Lügenbrut!*)

In sein Tagebuch schrieb er bald darauf frohlockend: „Viel Feind, viel Ehr! hat gezündet: die schwarze Bande ist in voller Wuth, hat aber schon ihr Theil bekommen und bekommt noch mehr. Ich bin ganz vergnügt und fühle mich sogar körperlich wohl."

Nun folgten eine Reihe der heftigsten Kampfstage, in denen Hoffmann mit kernigen Liedern die „schwarze Bande" niederzuschmettern suchte**). Sein Wahlspruch:

So lang mir Gottes Sonne scheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!

Die Kulturkampflieder rufen die Erinnerung an die „Unpolitischen Lieder" wach. Wie diese waren sie der Ausfluß eines heiligen Zornes, der den Dichter durchglühte. Gleich Keulenschlägen trafen sie mit ihrer kernigen, oft derben Sprache, ihr packender Witz, ihre beißende Ironie glichen spitzen Pfeilen. Wütend wehrten sich die Ultramontanen und bekämpften den Dichter in der Presse, leider nicht immer mit ehrlichen Waffen. Schmähungen häuften sie auf Schmähungen. Majunke's Germania denunzierte den kühnen Sänger bei seinem Herzoge. Aber

*) Ges. W. Bd. V. S. 191.
**) Ges. W. Bd. V. S. 192—197.

dieser, der selbst den Standpunkt der sogenannten Staatskatholiken einnahm, war über Hoffmanns Auftreten durchaus nicht ungehalten und ließ ihn ruhig gewähren. Einige Streber am herzoglichen Hofe zu Rauden sagten sich in den Zeitungen von Hoffmann los, mit dem sie innerlich gewiß nie zusammengehangen hatten. Das begrüßte natürlich die Germania mit Befriedigung und sprach die Hoffnung aus, daß auch die Beamten in Corvey sich in ähnlichem Sinne vernehmen lassen möchten. Doch zu deren Ehre sei gesagt, daß sie dem Beispiele ihrer Raudener Kollegen, denen übrigens der Herzog seine Mißbilligung zu erkennen gab, nicht folgten.

In diesem Kampfe stand der Dichter unter seinen Sangesgenossen, die vor kurzem in den Kriegsjahren so voll in die Saiten gegriffen hatten, damals noch ziemlich allein.*)

„Zwei neue Krieg den Pfaffen-Lieder sind entstanden, aber ich habe vorläufig gar keine Lust, damit hervorzutreten; ich mag nicht allein dastehen als 'Schlachtensänger' in diesem traurigsten Kampfe. In dem letzten großen Kriege galt es für patriotisch, poetisch sich seiner Wuth gegen die Franzosen zu entledigen, und weil es ungefährlich war, was ist da nicht gebrüllt worden! In dem weit größeren Kriege, der jetzt begonnen, da schweigen die Poeten, denn sie fürchten das Honorar, nämlich eine ultramontane Tracht Prügel.**)

*) Vgl. das Gedicht: Ges. W. Bd. V. S. 196. — Emil Rittershaus schlug damals ähnliche Töne an, wie Hoffmann, wofür dieser ihm in einem Spruche dankte (vgl. Ges. W. Bd. VI. S. 278 und S. 326. Anm. 135). Später wurde der Sang gegen Rom allgemeiner; Ernst Scherenberg gab nach Hoffmanns Tode eine Sammlung heraus „Gegen Rom! Zeitstimmen Deutscher Dichter" (Elberfeld. 1874. Bädeler). Das Büchlein erregte großes Aufsehen und erlebte viele Auflagen. Nach der achten erschien von gegnerischer Seite eine Erwiderung, herausgegeben von L. von Heemstede: „Für Rom. Streit- und Weiheklänge Deutscher Dichter" (Aachen. 1874. Tepe). Die Namen dieser „Dichter" sucht man vergebens in den deutschen Litteraturgeschichten, während unter den Sängern gegen Rom die bekanntesten Dichter der Zeit vertreten sind.

**) Dem Dichter selbst wurde in einem Briefe von einem Ungenannten ein solches Honorar angedroht. Ueberhaupt liefen bei ihm in jener Zeit — ein beliebtes Kampfmittel der Dunkelmänner — wiederholt anonyme Briefe ein, die Schimpfwörter und Bedrohungen enthielten. Das kümmerte Hoffmann wenig; schließlich aber hielt Alwine es doch für geratener, solche Briefe, die äußerlich leicht erkennbar waren, zu unterdrücken. „Merkwürdig", äußerte daraufhin der Dichter eines Tages, „die Schubbejacken schreiben gar nicht mehr."

Es geht doch nichts über eine besonnene Würdigung der Zeitverhältnisse vom Standpunkte der eigenen Haut." (An Ebeling, 10. August 1872.)

Auch mit der Haltung der Presse war Hoffmann nicht sonderlich einverstanden. Er hatte überhaupt keine hohe Meinung von ihr und machte ihr stets den Vorwurf der Unselbständigkeit und Klüngelei. Jetzt war sie ihm, ebenso wie die Regierung und selbst die freisinnigen Kreise, nicht rührig genug. „Die erbärmliche Haltung der Regierungen, die Lauheit der Presse und des freisinnigen Rechnungsträgerthums, das sich im Genusse eines zweifelhaften Glückes so befriedigt fühlt, hält mich fortwährend in Athem, und mahnt, drängt und zwingt mich zum Dichten. Und ich dichte. Was hilft's aber? ich sitze da mit meinen Herzensergießungen, wie eine alte Jungfer am Markte mit Flederwischen. Daß eine oder die andere Zeitung ein Lied aufnimmt, nützt wenig. Die Zeitungen sind wie Meereswellen, die eine wird sofort von der nachfolgenden verschlungen, und nichts bleibt übrig." (An Ebeling, 29. August 1872). Nur an einigen Zeitungen fand Hoffmann damals eine feste Stütze; besonders die Westfälische Zeitung kämpfte ritterlich für ihn.*) Bis in den Winter hinein setzte sich der Zeitungskrieg für und gegen ihn fort. Dann ruhten die Waffen eine Zeit lang; erst im Sommer 1873 entbrannte der Streit von neuem.

Überblicken wir die äußeren Erlebnisse Hoffmanns während dieser Zeit. Nach seinem Frühjahrsausfluge sehnte er sich nicht aus seiner stillen Klause heraus; er fühlte sich den Anstrengungen einer Reise nicht recht gewachsen und verzichtete auf manche Einladung nach auswärts. Nur einmal im August versuchte er auf einem kleinen Ausfluge, ob er überhaupt noch reisen könne, und da der Erfolg besser war, als er erwartet hatte, so trat er am 10. September eine längst beabsichtigte größere Reise an.

Zunächst besuchte er seinen guten alten Gräf in Dresden, wohin dieser inzwischen übergesiedelt war. In fröhlichem Kreise ent=

*) Vgl. den Aufsatz „Aus den Tagen des Kulturkampfes mit Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben von Xanthippus" (dem früheren Redakteur der Westf. Zeitung, Dr. Sandvoß) in dem „Zwanzigsten Jahrhundert" 2. Jahrgang. 1891. Heft 1—3.

stand der Gedanke, die Wände einer Weinstube, in der sie beide oft und gern verkehrten, mit Weinsprüchen und -liedern des Dichters zu schmücken. Dieser stellte eine Auswahl zur Verfügung. Der Plan wurde später ausgeführt.*)

Dann weilte Hoffmann volle sechs Wochen in Berlin im Lipperheide'schen Hause. Was er von dieser Reise verlangte, sprach er in einem Briefe an Frau Bertha Fischer aus (1. October 1872): „Wie die meisten Menschen reisen, so mag ich nicht und kann ich nicht reisen. Ich will mich geistig und körperlich erholen und muß mich deshalb fern von allen anstrengenden und ermüdenden Besuchen der vielen Sehenswürdigkeiten halten, wie sie jetzt jede große Stadt gewährt. Der freie Verkehr mit Menschen meiner Gesinnung und meines wissenschaftlichen Strebens genügt mir, und es freut mich, wenn ich mehr nach innen als nach außen lebe, ja, es ist mehr ein Bedürfniß meines Herzens, selbst etwas zu schaffen als mühsam mir den Genuß dessen zu verschaffen, was Andere geschaffen haben. Wie wäre es auch möglich z. B. hier in Berlin nur ein Viertel von dem zu sehen was dem Fremden als Sehenswürdigkeit empfohlen wird. Es muß einem aller Appetit vergehen, wenn einem zugemuthet wird, sich durch eine solche Speisekarte durchzuarbeiten. Wenn ich die Kunstausstellung gesehen habe, so bin ich ganz befriedigt. Die Erzeugnisse der Gegenwart führen uns auf diese zurück und haben etwas Belebendes, Anregendes, zumal für denjenigen, der selbst schon ein großes Stück Vergangenheit ist."

Trotz eines schlimmen Hustens schreibt er an Gräf über seinen Aufenthalt in Berlin sehr vergnügt (25. September 1872): „Es geht mir ganz nach Wunsch. Ich lebe hier wieder wie im Frühling, nicht wie Göthe sel. unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien, sondern unter einem gastfreien Dache und den Segnungen freundlichster Theilnahme. Ich habe noch gar kein Verlangen gehabt, von meinem Balcon hinabzusteigen in das Gewühl und den Lärm der Stadt und die zweifelhafte Aussicht auf befriedigenden Genuß. Frei soweit es mir behagt nach allen Seiten

*) Näheres berichtet unter Mitteilung von Briefen Hoffmanns Gräf in seinem Büchlein: „Unser Weinhaus. Weinlieder und Sprüche von H. v. F. Auf Wunsch des Dichters herausgegeben von G." (Dresden. 1875. Arnold. 8°. 46 SS.).

hin kann ich allein, aber auch in Gesellschaft sein. Bei meiner Arbeitslust kommt mir das gut zu Statten. Fortwährende Thätigkeit mit heiterer Stimmung ist der rothe Faden, der auch jetzt noch durch mein Leben geht, obschon es seinem Ende zueilt. Gott erhalte mir meinen Humor und meinen Feinden die Lust, diesen meinen Humor zu beleben!“

Das Wetter war frühlingsartig, daher sang er vom Frühlinge. Die Mehrzahl der „Rosenlieder“*) und manches andere herzige Lied dichtete er auf dem Balcon mit seinen Blumen und der Aussicht auf die in herbstlichem Schmucke prangenden Gärten. Der heitere Verkehr mit Lipperheide's und den Hausfreunden, unter denen sich mancher Sangesgenosse befand, regte zu einem scherzhaften Sängerkriege an. Der Herzog von Ratibor, den er aufsuchte, gab ihm neue Beweise seiner Huld. Da er auch den eigentlichen Zweck seiner Reise, Verabredungen mit Lipperheide wegen einiger neuer Gedichtausgaben, erreichte, so nahm er sehr befriedigt von Berlin Abschied. Auf den geplanten Besuch bei Ebeling in Hamburg mußte er diesmal verzichten, da dessen Frau erkrankt war. Daher fuhr er geraden Weges nach Corvey, nicht ahnend, daß er Berlin und Hamburg nicht wiedersehen sollte und von den dortigen Freunden nur die, welche zu ihm ins Weserthal kamen.

Nicht nur bei diesem letzten Aufenthalte in Berlin, sondern schon das ganze Jahr über hatte er sich einer lebhaften dichterischen Stimmung erfreut und einen reichen Kranz von Liedern sich gewunden, hauptsächlich in den aufsteigenden Monaten des Jahres, denn diese Zeit war von jeher die fruchtbarste für ihn. Er liebte es, in diesen Liedern an die Natur, an die Jahreszeit, besonders auch an die Blumen anzuknüpfen. In anderen spiegelt sich mehr sein eigenes inneres Leben wider: die jugendliche Frische seines Empfindens, die heitere Ruhe und Zufriedenheit des Alters, die Freude über die Teilnahme der Freunde, das feste Vertrauen auf Gott und die Dankbarkeit gegen den Höchsten, der ihm ein solches Alter beschert. Diese kleinen Lieder in ihrer Schlichtheit und Unmittelbarkeit heimeln ungemein an und stehen den besten aus früheren Jahren nicht nach.

---

*) Ges. W. Bd. I. S. 139—141.

Seltsam, daß der Dichter, der so leidenschaftlich im Kampfe der Parteien die Saiten schlug, ihnen fast gleichzeitig so zarte Töne zu entlocken verstand. Aber diese Zwiefältigkeit seines Empfindens und Dichtens schützte ihn davor, in ein Extrem zu verfallen, indem er entweder vollständig in Leidenschaft, Bitterkeit und Witzelei aufging oder sich in Gefühlsschwelgerei und Weichlichkeit verlor. So bildet jede dieser beiden Seiten seines inneren Lebens die notwendige Ergänzung zu der anderen.

Bei so regem dichterischen Schaffen stieg in Hoffmann der Wunsch auf, wieder eine neue Sammlung der Gedichte erscheinen zu lassen. Zur guten Stunde meldete Rümpler, daß die Miniaturausgabe vergriffen sei. Hoffmann erwog diese Sache gründlich, auch mit seinen Freunden, ohne zunächst zu einem Entschlusse zu kommen. Gleichzeitig tauchte in ihm ein anderer Plan auf: eine Gesamtausgabe seiner Kinderlieder mit Melodien zu veranstalten. Hierbei war die Hauptschwierigkeit, daß die vier früher erschienenen Notenausgaben der Kinderlieder sich in den Händen verschiedener Verleger befanden. Daher war Hoffmann im Herbste nach Berlin gereist, um mit Lipperheide beide Pläne zu besprechen. Über die Ausgabe der Gedichte wollte dieser sich erst entscheiden, wenn er ein fertiges Manuskript in Händen hätte. Dagegen einigten sich beide sofort in Betreff der Kinderlieder. Lipperheide übernahm die neue Sammlung und fand die Verleger einiger früheren Ausgaben ab. Frau Frieda Lipperheide traf selbst in Corvey gemeinsam mit dem Dichter eine Auswahl der Kinderlieder, die zuerst erscheinen sollten. Die Hauptarbeit fiel Erk zu, der während des Winters den musikalischen Teil der Ausgabe besorgte und dann auch den Druck leitete.

Inzwischen war Hoffmann nicht müßig. Er sammelte seine neueren und neuesten Zeitgedichte, die bisher fast nur in Zeitungen und auf Blättern gedruckt waren, um sie in Buchform herauszugeben. Lipperheide, dem er sie anbot, erklärte sich nur dazu bereit, eine Anzahl Exemplare für ihn zu drucken. Damit war dem Dichter nicht gedient, und so unterblieb die Veröffentlichung.

Darauf legte Hoffmann Hand an die Gesamtausgabe der Gedichte. Als Vorläufer sollte ein Verzeichnis der Kompositionen seiner Lieder erscheinen*). Er erließ daher an die Musikalienhändler

*) Vgl. oben S. 13. (Mein Leben. Bd. V. S. 47.)

und Komponisten einen Aufruf, in dem er sie um die entsprechenden Mitteilungen bat. Trotz vieler reichhaltiger Zusendungen schritt er aber im Laufe des Jahres nicht zur Veröffentlichung dieses Verzeichnisses. Später hat es E. Hille in Chrysanders „Allgemeiner Musikalischen Zeitung“ (Jahrgang XI. 1876. Nr. 41—52) mitgeteilt.

Daneben sammelte, ordnete, sichtete Hoffmann für die Gesamtausgabe der Gedichte, die er bald ahnungsvoll die „Ausgabe letzter Hand“ nannte. Er teilte sie in vier Abschnitte ein — Dichterleben, Liebesleben, Kinderleben, Volksleben — und berechnete ihren Umfang auf vier Bände. Das war Lipperheide zu viel, der ihn zu seinem Geburtstage (1873) in Corvey besuchte und diesen Plan kennen lernte; er wollte den Umfang eines Bandes nicht überschreiten. Notgedrungen fügte sich der Dichter und schickte eine neue Auswahl noch im Frühlinge an Lipperheide, dessen Entscheidung er mit Spannung entgegensah. Auf diese erste Enttäuschung Hoffmanns in betreff der Gesamtausgabe seiner Gedicht bezieht sich ein Distichon, das sich handschriftlich im Nachlasse gefunden hat:

Einen mäßigen Band im Druck, mehr darfst du nicht dichten:
Über den Thaler hinaus giebt man für Dichtungen nicht.

Während des ganzen Winters, der Hoffmann über seinen Arbeiten an den Gedichten schnell verfloß, begann er mit neuer Lust und glücklichem Erfolge für die Kinderwelt zu dichten. „Die Kinderwelt ist für mich die verkörperte Poesie des Menschenlebens. Aus ihr und für sie zu dichten war für mich immer ein hoher Genuß, und endlich so zum Bedürfniß geworden, daß mir noch im hohen Alter die Kinderwelt mein Lustgarten war, worin ich mir Blumen pflanzte und Blumenkränze wand.“*)

Wunderbar verstand er es, sich in die Natur des Kindes hineinzudenken und all seine kleinen Erlebnisse, seine Freuden und Leiden, Wünsche und Sorgen in Liedern zu offenbaren. Da ihm die frohe Kindlichkeit seines Wesens bis an sein Ende gewahrt blieb, so übte er diese für ihn und andere segenbringende Thätigkeit gerade in seinem letzten Lebensjahre mit großem Glücke. Das Jahr 1873 wurde für seine Kinderliederdichtung eines der fruchtbarsten.**)

*) Eine handschriftlich im Nachlasse erhaltene Betrachtung des Dichters.

**) Vgl. Ges. W. Bd. II. S. 290—315.

Diese ewig junge Dichterkraft söhnte ihn mit der Einsamkeit aus, die um ihn immer größer wurde, teils durch den Hingang seiner Verwandten und alter treuer Freunde,*) teils durch den Umstand, daß für den Hochbetagten das Reisen immer beschwerlicher wurde. Sie half ihm auch die Leiden ertragen, gegen die oft der kräftigste Wille und der hartnäckigste Humor nicht aufkommen konnten. Seine Engbrüstigkeit nahm zu. Oft war ihm zu Mute, als ob er überhaupt nicht mehr reisen könnte. Aber die Sorge um die Zukunft seines Sohnes trieb ihn im Frühjahr 1873 noch einmal hinaus. Franzens Anlage und Neigung zur Malerei war in der letzten Zeit so entschieden hervorgetreten, daß Hoffmann sich entschloß, ihm eine gründliche Ausbildung auf der Akademie zu Düsseldorf zu teil werden zu lassen. Anfang Mai meldete er ihn persönlich dort an, und da er wieder am Rheine war, besuchte er seinen alten Freund in Neuwied, Cassius Piel. Dort sang er:

Beglückt wer sich noch freuen kann,
Daß Andre fröhlich sind.
O sieh das Leben heiter an,
Und freu' dich wie ein Kind.**)

Diese Frühlingstage am Rheine wurden ihm eine Zeit freundlicher Erinnerungen. Anfang Juni beschloß er seine Reise in Barmen bei Emil Rittershaus. Auf der herrlich gelegenen Villa des Herrn von Lilienthal in Elberfeld in fröhlichem Kreise, in dem „Musik und Dichtkunst zu lebendigerer Heiterkeit stimmten, und die edelste Liebfrauenmilch dazu die liebenswürdigste Harmonie spielte", verlebten sie einen Abend, der allen Anwesenden in der Erinnerung unvergeßlich geblieben ist. Emil Rittershaus, der in seiner äußeren Erscheinung und in seinem ganzen Wesen unserem Dichter gleicht, und dessen heitere, gesellige Muse der Hoffmannschen so nahe verwandt ist, brachte an jenem Abend dem Freunde aus dem Stegreife die treuen Wünsche seines Herzens dar:

---

*) Seiner beiden Helmstedter Jugendfreunde, Carl Steinhart's, dem er einen herrlichen Nachruf widmete (Ges. W. Bd. VI. S. 278. 279) und Ernst Henke's, ferner des Professors Ellissen in Göttingen u. a.

**) Ges. W. Bd. I. S. 164.

Vor Kälte bebt ein jedes Reis,
Doch wir beim Saft der Reben,
Wir haben hier in unserm Kreis
Hoffmann von Fallersleben.

Ehrwürdig ist ein Sängersmann
Als würdige Ruine,
Doch besser wer da singen kann
Mit jugendlicher Miene.

Wenn weiß Dein Haupt ich glänzen seh',
Da wird mir's zu Gemüthe,
Nur Schimmer sei's vom Blüthenschnee,
Von Deiner Seele Blüthe.

An Dir wird Zeitgewalt zu Spott,
Du kennest kein Veralten:
Die Jugend, mög' sie Dir ein Gott
Noch lange, lang' erhalten!

Und Hoffmann? — Er hatte längst das hundertste Semester überschritten, aber er war, wie immer, so auch an jenem Abend der jugendfrische Studio, der lebendige Gesellschafter, der seßhafte Zecher. Trotz seiner Jahre hielt er, ohne die geringste Abspannung zu fühlen, tapfer aus, bis sich die Gesellschaft beim Grauen des jungen Tages trennte; und am anderen Morgen war er so frisch, als ob er seinen regelrechten Schlaf gehabt hätte.

Am 14. Juni feierte Hoffmann in Corvey sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Schon sein letzter Geburtstag hatte ihm so viel Beehrungen und Bescherungen gebracht, daß er ganz „freudenmatt" geworden war. Jetzt war die Zahl der Glückwünsche und Geschenke, die von nah und fern einliefen, schier endlos. Seinen Ehrentag verlebte Hoffmann in kleinem Kreise — nur Frau Bertha Fischer war von auswärts eingetroffen — aber in ungetrübter Festesfreude und Heiterkeit. Kein Zeichen öffentlicher Teilnahme ließ sich blicken; er hatte es auch nicht anders erwartet. Er dachte:

Das sind doch die schönsten Feste,
Die man sich zu Ehren giebt,
Wo ein Herz das andre liebt,
Eins dem andern wünscht das Beste.

Den Sommer über fehlte es nicht an Abwechselung. Emil Rittershaus, Adolf Strodtmann*), Leo Meyer und andere kehrten bei ihm ein. Franz und der Landschaftsmaler Deiters von Düsseldorf verlebten ihre Ferien im Weserthal. Liebenswürdig, anspruchslos und immer guten Humors, war Deiters ein willkommener Gast. Auch das sonnige Wetter und die schönen Aussichten in das frische, grüne Thal wirkten auf das Gemüt des Dichters wohlthuend, so daß er keine Lust zum Reisen verspürte und alle die freundlichen Einladungen abschlug.

Still und zufrieden lebte er für sich hin. Die Einsamkeit des Herbstes und Winters hatte für ihn ihre Schrecken verloren. „Die Einsamkeit gilt manchem Menschen für eine heimwehartige Plage, ja, für eine Krankheit. Ich finde mich darein und bin ebenso zufrieden wie jenes Mädchen, das die Gänse hütete und dabei in einem Buch las. Ich näherte mich, grüßte sie und sah mir das Buch an, und was war es? 'Knigge's Umgang mit Menschen'. Es ist noch nicht die schlimmste Plage in der Welt, einsam zu sein und sein zu müssen. Wer es versteht, sich mit sich selbst zu beschäftigen, ist oft in der allerbesten Gesellschaft, wenn er mit seinem Geist und Gemüth freundlich zu verkehren nicht unter seiner Würde hält. Freilich gehört eine gewisse Gewöhnung dazu, eine Entselbstung, eine Verzichtung, eine gründliche Bescheidenheit, die nie von dem Gedanken verführt wird, daß die Welt nur um unsertwillen erschaffen sei." (An Frau Bertha Fischer, 30 November 1873).

Trotz dieser ruhigen und friedlichen Grundstimmung seines Herzens nahm er lebhaften Anteil an den Kämpfen der Gegenwart und verfocht als Dichter kühn seinen Standpunkt. Zu Anfang des Jahres 1873 gab ihm der Wechsel im Präsidium des preußischen Ministeriums zu einigen Zeitliedern „schätzbares Material".**).

*) Dieser schildert seinen Besuch in seinen „Dichterprofilen". Bd. I. 1879. S. 13—18.

**) Vgl. Ges. W. Bd. V. S. 202—204 und des Verfassers „H. v. F. und sein deutsches Vaterland". S. 75.

Im August sehen wir ihn wieder in vollem Kampfe mit den Ultramontanen. Der Streit zwischen Staat und Kirche führte auch in Corvey und Höxter zu allerlei Gegensätzen, Gehässigkeiten und persönlichen Ausfällen. Die ultramontane Presse fand hier einen würdigen Vertreter in dem „Weserboten" oder, wie Hoffmann ihn zu nennen pflegte, „Weserknoten", dessen ungenannte Leiter, die Dechanten Lappe und Kampschulte, ihre Gegner mit Schmutz bewarfen. Lappe verunglimpfte in dieser Zeitung den allgemein angesehenen Kreisrichter Sack in Höxter durch einen einfältigen Spott mit dessen Namen. Hoffmann übernahm die Verteidigung des Angegriffenen. Im Kreisblatt für Höxter las man:

Brauchbar bist du, o Sack, und ein stets anständiger Hausrath,
Aber als Haderlump wird nur ein Lappe verbraucht.

Hoffmann hatte die Lacher auf seiner Seite. Dem Dechanten Lappe mochte bei dem „Haderlump" nicht wohl sein. Er brütete Rache. Der Weserbote brachte als Antwort das — ja, es soll wohl ein Distichon sein:

Markig, wie Deine Figur, ist auch Dein Dichterlingston,
Frei von Hofpolitur, sprichst städtischer Sitte Du Hohn.

Im Xenienkampf war aber der Dichter dem Kaplan über; nach bekanntem Muster entgegnete Hoffmann:

In Höxter bei Hunstiger,*) da macht man Hexameter wie der
Lappe zusammen sie lappt, daß es nicht klinget noch klappt.

Auch Kampschulte bekam in jener Zeit sein Teil. Hoffmann, sein Sohn und Deiters befinden sich auf dem Bahnhofe zu Höxter im Wartesaale. Da tritt der Dechant Kampschulte herein. Er gewahrt den alten Hoffmann, geht mit freundlichem Lächeln auf ihn zu und redet ihn ausgesucht höflich an: „Nein, Herr Professor, wie freut es mich, Sie begrüßen zu dürfen; ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt" u. s. w. (die beiden grüßten sich sonst schon lange nicht mehr). Hoffmann antwortet; kaum aber wendet der Dechant sich einmal um,

*) Ein Café, in dem die katholischen Geistlichen Höxters sich zu treffen pflegten.

so macht ihm der Alte, wie man zu sagen pflegt, eine lange Nase. Donnerndes Gelächter der anderen Anwesenden, die alles gehört und gesehen. Betroffen kehrt sich der Dechant um. Aber der schalkhafte Alte sitzt mit der harmlosesten Miene von der Welt auf seinem Platz. Da fährt draußen der Zug vor. Kampschulte eilt hinaus, froh, sich aus der peinlichen Lage auf diese Weise retten zu können. Hoffmann aber sagt mit gewichtiger Stimme:

Einer in Höxter verweilt, der da ist hauptsächlich am Kampf Schuld;
Aber er ist so schlau, lächelt als wär' er es nicht.

Mit einigen Xenien*) und Liedern**) beteiligte der greise Sänger sich auch weiterhin an jenem unglückseligen Kampfe, der Deutschland in zwei Heerlager spaltete. Doch war es ihm nicht beschieden, dessen Ende zu schauen. Noch für das neue Jahr 1874 gab er die Losung aus:

So lange Gottes Sonn' uns scheint,
Des Reiches Freund, der Pfaffen Feind!***) —

ohne zu ahnen, wie bald ein Höherer seiner Hand die Waffe entringen würde. —

Im Oktober traf den Dichter eine schmerzliche Absage: Lipperheide eröffnete ihm, daß er die Ausgabe letzter Hand nicht übernehmen könne, und sandte das Manuskript zurück. „Ich habe Hoffmann, schrieb Alwine nach seinem Tode an Ludwig Erk, lange nicht so schmerzlich und traurig berührt gesehen, wie er seine lieben Lieder mit den Worten fortlegte: 'Nun ist es aus, jetzt erlebe ich es nicht mehr.' Ich selbst konnte meine Thränen nicht zurückhalten. Wie oft hatten wir in den langen, einsamen Wintertagen und -abenden geordnet, gelesen und zusammengelegt, uns gefreut, wie es sich so schön gestaltete — und nun jede Hoffnung abgeschnitten."

Zum Glücke gedieh in diesen Wochen die Ausgabe der Kinderlieder, die Erk besorgte. Noch vor Weihnachten erschienen die „Alten und neuen Kinderlieder von H. v. F. Nach Original- und Volks-

*) Distichen finden wir in Hoffmanns letzten Lebensjahren nur selten. Einmal, im März 1872, hat er vierzig Distichen über das „Dichtergelichter" geschrieben.

**) Ges. W. Bd. V. S. 207. 208.

***) Ges. W. Bd. V. S. 210.

weisen mit Clavierbegleitung herausgegeben von Ludwig Erk" (Berlin. Lipperheide. Heft 1—4. 4°. 121 SS.). Es waren zunächst hundert Lieder*). Die Freude über diese treffliche Sammlung milderte den Schmerz über das Nichtzustandekommen der Ausgabe letzter Hand.

Erk hatte offenbar an dieser Arbeit ebenfalls Gefallen gefunden; er erbot sich nach Weihnachten ein neues hundert Kinderlieder in Angriff zu nehmen. Das freute Hoffmann unendlich. Da von früher noch viele Kinderlieder übrig waren, und die Zahl der neuesten immer wuchs, so war noch Überfluß vorhanden. Daher lud der Dichter Erk für die Weihnachtsferien zu sich ein, um gemeinsam eine neue Auswahl zu treffen. Für den Frühling plante er dann selbst eine Reise nach Berlin, um mit dem Freunde das Ganze zu vollenden. — Die göttliche Vorsehung wollte es anders. Die Zeit auf dieser Erde, die ihm so reichlich zugemessen war, lief für den Dichter ab, ehe er diesen Plan verwirklichen konnte.

Hoffmann feierte noch ein frohes Weihnachtsfest, das ihm durch Franzens Anwesenheit verschönt wurde. Die letzten Wochen flossen bei altgewohnter Tageseinteilung gleichmäßig dahin. Zeitig stand er auf; er war sein ganzes Leben hindurch kein Langschläfer gewesen. Während er die Mahlzeiten im gemeinsamen Wohnzimmer im Kreise der Seinigen einnahm und durch heitere Gespräche würzte, pflegte er die übrige Zeit des Tages einsam auf seinem Studierzimmer zuzubringen. Hier arbeitete er, dichtete, schrieb Briefe und führte sein Tagebuch, das bis zum 7. Januar 1874 reicht. Mit Sehnsucht erwartete er täglich das Eintreffen der Post; denn Briefe der auswärtigen Freunde und Zeitungen zu lesen, war ihm eine liebe Beschäftigung, und er war sehr wenig erbaut davon, wenn die Post aus irgend welchen Ursachen ausblieb. Seine neuesten Gedichte und

*) Die meisten sind der (dritten und vierten) Notenausgabe von Pax und Schletterer entnommen, viele der von Schletterer zusammengestellten (fünften) Sammlung, die ungedruckt geblieben war. Diese letzteren erschienen daher in der Erk'schen Ausgabe zum ersten Male. Der Zuwachs der letzten Jahre ist noch nicht berücksichtigt.

andern Niederschriften pflegte er in einer Mappe zu bewahren, welche die Aufschrift „Feierabend" trug. In ihr haben sich nach seinem Hinscheiden die letzten Gedichte und anderen Aufzeichnungen seiner Hand gefunden.

Sobald es zu dämmern begann, steckte er Licht an; denn er war kein Freund der Dämmerstunde. In seinem Zimmer brannte er stets eine einfache Stearinkerze. Trotz dieser recht mäßigen Beleuchtung blieb die Sehkraft seiner Augen bis an sein Ende ungeschwächt. Übrigens vermied er es möglichst, am Abend oder in die Nacht hinein zu arbeiten. Allabendlich wanderte er, seine Feierabendmappe unter dem Arme, ins Wohnzimmer und las aus ihr seiner Schwägerin Alwine und Franz, wenn dieser in Corvey war, die neuesten Gedichte und anderes, was er aufgezeichnet hatte, vor.

Am Neujahrstage 1874 dichtete er zwei Glückwünsche*) und sandte sie auf Postkarten in den nächsten Tagen an verschiedene Freunde; in beiden Gedichten erscheint uns Hoffmann noch unverändert: das eine spiegelt seine Lebensfreude, das andere seinen Kampfesmut wider. Bald aber überkommen ihn Todesahnungen. Aus den ersten Tagen des neuen Jahres stammen die Verse, die man nach seinem Tode in der Feierabendmappe fand:

Daß ich die Welt verlasse,
Das muß einmal so sein,
Aus einem vollen Fasse
Schenkt drum noch einmal ein.
Nun ja, was hilft's? schenkt ein,
Dann mag's geschieden sein.

Am 5. Januar begleitete er seinen Sohn, der aus den Weihnachtsferien nach Düsseldorf zurückkehrte, nach dem Bahnhofe. In sein Tagebuch trug er die schlichten Worte ein: „Um 4 heim. Mit mir kehrt das Heimweh ein. Ich bin ernst und still." Am 7. Januar schrieb er noch einen Geburtstagbrief an Ebeling, den letzten Brief, der die markigen Züge seiner Hand aufweisen sollte. Sein Anfang lautet:

*) Ges. W. Bd. I. S. 170 und Bd. V. S. 210.

„Lieber Freund!

Multas amicitias silentium dirimit — das habe ich leider nur zu oft erfahren, und darum hat es mich so betrübt und geängstigt, daß Sie so lange schweigen konnten. — Mehr als je ist es mir Bedürfniß, mit meinen Freunden zu verkehren, und wenn es nicht persönlich geht, doch mich einer schriftlichen Unterhaltung zu erfreuen. Nach einem bewegten Leben hier in der Einsamkeit giebt nur dann und wann der Besuch von Freunden und Verwandten Ersatz, und wann dieser fehlt, mein Briefwechsel. — Nur wenn ich mit der Welt lebe, lebe ich in der Welt, und fühle mich zu geistigen Arbeiten angeregt, ich dichte und trachte."

Noch an demselben Tage arbeitete der Dichter an den „Volkswörtern". Ja, er hoffte, in diesem Monate die zweite Gabe fertig zu stellen. Aber von diesem Tage, vielleicht erst aus der Nacht zum 8. Januar*), stammt das Distichon:

Andern erzähl' ich es nicht, daß ich krank bin, ist es doch schlimm schon,
Wenn ich erzähle mir selbst: ach! und wie bin ich so krank.

Es sind die letzten Verse, die er aufgezeichnet hat, sie bedecken das letzte Blatt in seiner Feierabendmappe.

Als Hoffmann am anderen Tage, den 8. Januar, mit Alwinen zu Tische saß, sagte er plötzlich: „Du hast mir wieder das Tischbein auf den Fuß gesetzt." Mehrmals versuchte er vergeblich, sich zu erheben, endlich gelang es ihm. Er wankte hinaus, brach aber in seinem Arbeitszimmer zusammen. Alwinen mit großen Augen anblickend, sagte er: „Weine nicht, das ist ein Schlaganfall." Die linke Seite seines Körpers war gelähmt, aber seine Sprache deutlich und sein Geist ungetrübt. Schnell schlug Alwine im Arbeitszimmer

*) Neben Hoffmanns Bette war ihm immer Papier und Bleistift zurechtgelegt, und oft griff er des Nachts danach, um ein eben entstandenes Gedicht sofort aufzuzeichnen.

ein Lager auf, auf dem sie den Schwerkranken bettete, und übernahm opferwillig, wie stets, die Pflege.*)

Sofort eilte Franz von Düsseldorf herbei, um seinem Vater in dieser schweren Zeit nahe zu sein. Auf Alwinens Bitte trat ihr eine treue Freundin der Hoffmann'schen Familie hülfreich zur Seite, Sophie Beisner. Diese, die Tochter des Dekorationsmalers Beisner in Hannover, eine Bekannte Ida's, hatte von jeher an den Schicksalen des Dichters innigen Anteil genommen und war bereits früher in Corvey zu Besuch gewesen, wo Hoffmann sie gern um sich gesehen hatte. Jetzt leistete sie ihm den letzten und größten Liebesdienst. Sie teilte sich mit Alwinen in die Krankenpflege, die sie vortrefflich verstand, und wich kaum auf eine Stunde von seinem Bette.

Allmählich ließ die Lähmung nach, und der Arzt schöpfte Hoffnung auf Erhaltung des kostbaren Lebens. Der Dichter sprach mit seiner Umgebung viel und oft recht heiter. Mehrfach fragte er nach Lipperheide, ob Briefe von diesem angekommen seien, und ähnliches. An einem der letzten Tage seiner Krankheit ließ er sich ein Blatt Papier und einen Bleistift reichen und schrieb mit geschlossenen Augen, offenbar sollte es eine Mitteilung an Lipperheide sein, dessen Name das einzige zu entziffernde Wort ist. Was der Dichter noch im Sinne gehabt hat? Aus diesen mit zitternder Hand geschriebenen letzten Worten kann man es nicht herauslesen; und sein Mund hat es uns nicht mehr verraten, denn bald sollte er sich auf ewig schließen.

Am 19. Januar wiederholte sich der Schlaganfall. Der Kranke verlor Sprache und Besinnung; nur einmal noch vernahm man, sehr undeutlich, die Worte: „Das ist Franz seine Hand." Sanft und ruhig, ohne Todeskampf schlief er ein; nachts $^1/_2$12 Uhr entrang sich seiner Brust der letzte Atemzug. Seine treue Pflegerin, Sophie

---

*) Die Erzählung von des Dichters Erkrankung und seinem Hinscheiden haben wir, da uns Alwinens Mund für immer verschlossen ist, teilweise dem trefflichen Nachrufe entlehnt, den Julius Wolff damals in der Nationalzeitung dem Verewigten gewidmet hat. Wolff's Angaben beruhen auf Aufzeichnungen Franzens, der sie uns noch vervollständigt hat.

Beisner, war in diesem Augenblicke allein bei ihm, da die anderen, von Kummer und Erschöpfung übermannt, sich auf kurze Zeit zurückgezogen hatten.

„Wo meine Ida, deren Geburtstag heute ist, hoffe auch ich einst auszuruhen" — dieser Wunsch vom 11. April 1872 ging dem Sänger in den aufsteigenden Tagen des Jahres 1874 in Erfüllung. Am Nachmittage des 23. Januar wurde die sterbliche Hülle auf dem Corveyer Friedhofe der Erde übergeben. Ein Grabhügel deckt den Dichter und die Frühverblichene, für die er selbst dereinst die letzte Ruhestätte ausgewählt hatte. Die Kunde von dem Hinscheiden des Sängers hatte in Deutschland schmerzliche Teilnahme erweckt. Von nah und fern strömten leidtragende Freunde herbei, um dem Allverehrten das letzte Geleit zu geben; die Fernbleibenden hatten reichen Blätter- und Blumenschmuck gesendet. Von Höxter und Holzminden erschienen Schulen und Vereine mit ihren Fahnen, das Offizierkorps des in Höxter liegenden Bataillons, Vertreter aller Stände. Auf dem Binnenhofe des Schlosses, unter den Fenstern der Bibliothek, war der Sarg aufgebahrt, mit Palmen und Lorbeerkränzen über und über bedeckt, zu seinen Häupten die trauernde Germania. Hier sprach Ernst Scherenberg einige Verse seines ergreifenden Nachrufgedichtes. Dann geleitete die Trauerversammlung, an die viertausend Leidtragende, unter dem Geläute der Corveyer Glocken die irdischen Überreste des Sängers zur letzten Ruhestätte an der Seite seiner Ida. Hier hielt der Superintendent von Höxter die Grabrede, Gesänge eines Kinder- und eines Männerchores verschönten die erhebende Feier.

Deutschland galt Dein erstes Lieben,
Deutschland galt Dein letztes nur;
Ja, Du bist ihm treu geblieben,
Deinem edlen Sängerschwur;
Riefst ihn frohen Liederschalles
Jubelnd einst zum Himmelszelt:
„Deutschland, Deutschland über Alles,
„Über Alles in der Welt!"

Ach, wie oft für Deine Treue
Hat man Dich vervehmt, verdammt,
Trieb man hassend Dich auf's Neue
Fort von Heimath, Haus und Amt!
Doch die Nacht des tiefsten Falles
Hat uns noch Dein Sang erhellt:
„Deutschland, Deutschland über Alles,
„Über Alles in der Welt!“

Und erfüllt ward Dein Vertrauen
Auf des deutschen Volkes Kraft;
Durftest noch im Spätroth schauen,
Wie das Reich sich aufgerafft;
Wie voll mächt'gen Wiederhalles
Siegreich scholl von Belt zu Belt:
„Deutschland, Deutschland über Alles,
„Über Alles in der Welt!“

Doch Dein Deutschland sollt' nicht feiern,
Sollt' nicht rasten nach dem Sieg,
Führt nun mit den röm'schen Geiern
Geisteskampf in grimmem Krieg;
Auf die Krone uns'res Walles
Hatt'st Du, Greiser, Dich gestellt:
„Deutschland, Deutschland über Alles,
„Über Alles in der Welt!“

Und Du fielst! — Aus Deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab! —
Uns're letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab.
Aber dann — wie Donner hall' es —
Steig' der Schwur zum Sternenzelt:
„Deutschland, Deutschland über Alles,
„Über Alles in der Welt!“

Elberfeld, 21. Januar. Ernst Scherenberg.

Nach dem letzten Willen Hoffmann's sollte der gesamte litterarische Nachlaß bis zu Franzens Mündigkeit unberührt bleiben. Von dieser Bestimmung wurde nur insofern abgewichen, als noch im Jahre 1874 bei Lipperheide eine neue Ausgabe der Gedichte, die achte, erschien. Im übrigen wurde der gesamte Nachlaß Alwinens Händen anvertraut. Man hätte keine bessere Wahl treffen können. Durch ihre opferwillige Hingebung hatte sie den Dichter nach Ida's Tode davor bewahrt, daß das Gefühl der Vereinsamung in ihm überhand nahm. Ihr fein empfindendes Gemüt war dem seinigen verwandt, ihr herrlicher Humor hatte oft die Wolken des Unmuts von seiner Stirn verscheucht. Sie war in dem letzten Jahrzehnte seines Lebens seine Vertraute und verdiente es zu sein, denn sie verstand den Dichter wie niemand sonst, und hatte einen überraschend klaren Blick für die Würdigung seiner Lieder, so daß Hoffmann auf ihr Urteil großen Wert legte.

An allem Schaffen des Dichters, an seinen Freuden und Leiden hatte sie innigen Anteil genommen. Darum traf sie jetzt sein Tod im innersten Herzen, und als die entseelte Hülle zur Gruft getragen wurde, sank sie, vom Schmerze überwältigt, ohnmächtig zusammen. Dann aber raffte sie sich auf und unterzog sich mit Opferfreudigkeit und energischem Sinn allen Mühen und Arbeiten, welche das Hinscheiden des Dichters im Gefolge hatte. Auch hierbei fand sie in Sophie Beisner eine treue Helferin und Beraterin. Beide Frauen vertraten das Andenken des von ihnen so hochverehrten Verstorbenen in einer Weise, wie es ein Mann nicht würdiger hätte thun können. Bei der Ordnung und Verzeichnung des handschriftlichen Nachlasses und der Privatbibliothek Hoffmann's stand ihnen Ludwig Erk hülfreich zur Seite. Der Herzog erteilte die Erlaubnis, daß alles in Schloß Corvey und an dem Orte verbleibe, wo es der Dichter benutzt hatte. Erst einige Jahre später mußten die Zimmer in Corvey geräumt werden.

Alwine zog zu Franz nach Düsseldorf, um ihm, der nunmehr in der Welt ganz allein stand, einen Ersatz für das Elternhaus zu bieten. Die hingebende und liebevolle Pflege, die sie dem Dichter gewidmet, übertrug sie auf den Sohn, bis dieser, für das Leben gefestigt und in seiner Kunst ausgereift, sich in Weimar als Landschaftsmaler niederließ und sich ein eigenes Heim gründete. Dieses

teilte er mit der treuen Pflegerin seiner Jugend, dankbar vergeltend, was sie an ihm gethan. Am 29. Mai des Jahres 1888 ging sie zur ewigen Ruhe ein.

Franz Hoffmann siedelte bald darauf nach Berlin über, wo er im Kreise seiner Familie seiner Kunst lebt. — Dereinst dichtete der alte Hoffmann seinem einzigen Sohne „Fränzchens Lieder"; jetzt könnte er drei blühenden Enkeln seine Lieder singen.



Sechster Abschnitt.

Schluß.

An unseren Augen ist das Lebensbild eines Mannes vorübergegangen, der als Mensch und vor allem als Patriot volle Wertschätzung verdient und nicht minder als Dichter und Gelehrter sich einen Namen erworben hat. In dieser Vielseitigkeit seiner Interessen und seines Wirkens darf man jedoch nicht Zersplitterung und Zerfahrenheit erblicken. All sein Denken und Thun fließt aus einer Quelle hervor. Der Grundzug seines Wesens, das Treibende in ihm ist sein Deutschtum, seine Vaterlandsliebe. Das hat schon frühzeitig Heinrich Laube angedeutet, und Robert Prutz hat es klar und wahr ausgesprochen, indem er Hoffmann den Beinamen „der Deutsche" beilegt.*) Wie kein anderer, hat unser Dichter diesen Namen verdient. Echt deutsch, echt volkstümlich ist sein ganzes Wesen. Die Weichheit und Tiefe seines Gefühles, die Kindlichkeit und der Frohsinn seines Herzens, die Festigkeit seiner Überzeugung, die Gradheit seiner Gesinnung, die Ehrlichkeit und Leidenschaftlichkeit seines Kämpfens — das alles sind Züge, an denen man den Deutschen, den Mann unseres Volkes erkennt. Dem deutschen Volke und Vaterlande hat auch all sein Denken und Thun, sein gelehrtes Forschen und sein Singen und Sagen gegolten. So ist er, der Mann aus dem Volke, ein Mann für das Volk geworden.

---

*) Vgl. Laube's „Moderne Charakteristiken". Bd. II. Mannheim. 1835. S. 121—134 und Prutz's „Die deutsche Litteratur der Gegenwart. 1848—1858." 2. Aufl. Erster Band. Leipzig. 1870. S. 89.

Daß er einer der getreuesten Söhne seines Vaterlandes gewesen, ist an anderer Stelle*) eingehend dargelegt. Seiner gelehrten Thätigkeit ist oben zusammenfassend gedacht.**) Es erübrigt hier in einem Überblicke der dichterischen Seite seines Wirkens gerecht zu werden, die für das deutsche Volk die bedeutungsvollste ist und bleiben wird, und für die ihm der Kranz der Unsterblichkeit gebührt.

Weitaus in den meisten litterarhistorischen Werken ist Hoffmann ein Platz unter den politischen Lyrikern der vierziger Jahre zugewiesen, so daß er gemeinsam mit Herwegh, Dingelstedt, Prutz und Freiligrath besprochen wird. Wenn dann wenigstens die damalige Thätigkeit dieser Männer, wie es z. B. Rudolf Gottschall***) thut, unter dem allgemeinen Namen „politische Lyrik" zusammengefaßt würde. Leider begegnet man auch Bezeichnungen wie „demokratisch-politische Dichter"†), „politische Lyrik revolutionärer Tendenz"††) und ähnlichen. Damit wird von vornherein das Ge-

---

*) Vgl. des Verfassers Schrift „Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland". Berlin. 1890. S. 14—16. 78. 79.

**) oben S. 253. 254.; vgl. Rudolf von Raumer's „Geschichte der germanischen Philologie." München. 1870. S. 585—590 und Franz Muncker's Aufsatz in der Allgemeinen deutschen Biographie. Bd. XII. S. 608—616.

***) In seiner „Deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts." 6. Auflage. Bd. III. Breslau. 1891. S. 162. 183. ff. — Vgl. desselben weniger günstigen Nachruf: „Hoffmann von Fallersleben. Ein litterarischer Essay" in „Unserer Zeit". Neue Folge. X. Jahrgang. 1874. S. 369—389.

†) Vgl. Hermann Menge, Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Auflage. Wolfenbüttel. 1882. 3. Teil. S. 12 ff.

††) „Karl Barthel's Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit". 9. Auflage. Gütersloh. 1879. S. 684. 705 ff. — Hier wird Freiligrath, der doch an „revolutionärer" Gesinnung um 1848 nichts zu wünschen übrig läßt, von der Gruppe dieser Dichter ausgeschlossen und an anderer Stelle besprochen. Er ist ja, nach Barthel, auch nur der arme Verführte, den der gottlose Hoffmann auf dem Gewissen hat. Ganz anders und durchaus treffend urteilt Georg Brandes (Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Sechster Band. Das junge Deutschland. Leipzig. 1891. S. 220. 381. 404—408), der Freiligrath die Führerstelle unter den revolutionären Dichtern der vierziger Jahre zuweist. Hoffmanns Bedeutung rückt Brandes dagegen zu sehr in den Schatten (vgl. a. a. O. S. 354. 385. 405); mit Stillschweigen übergehen läßt sich die Gestalt unseres Dichters doch nicht, am wenigsten in einer Darstellung, die sich gerade mit der Entwickelung unserer Litteratur in den Jahren vor 1848 beschäftigt.

meinsame in dem damaligen Wirken jener Männer nicht richtig gekennzeichnet, und leicht eine falsche Anschauung von der Gesinnung und Bedeutung des einzelnen Dichters erweckt.*)

Hoffmann ist nicht Revolutionär gewesen; er ist es erst in der Überlieferung durch die übliche Zusammenstellung mit den revolutionären Dichtern geworden. Seine unpolitischen Lieder sind harmloser, mehr witzig, als leidenschaftlich, sein Standpunkt ist nicht so radikal, wie der anderer Dichter.

Es läßt sich aber überhaupt die Frage aufwerfen, ob die Zusammenstellung jener Dichter als politische Lyriker eine innere Berechtigung hat. Bei einer sachgemäßen Anordnung soll doch jeder einzelnen Persönlichkeit in der Litteraturgeschichte die Stellung zugewiesen werden, die ihr nach ihren hervorragendsten Leistungen gebührt. Bei Herwegh und Prutz bildet die politische Seite die wichtigste ihres dichterischen Wirkens; bei Freiligrath werden einem berechtigte Zweifel in dieser Beziehung aufstoßen. Noch weniger erschöpft man in dieser Zusammenstellung die Bedeutung Dingelstedt's, dessen Hauptthätigkeit auf dem Gebiete des Drama's und Theaters liegt. Und Hoffmann? Ist seine politische Lyrik, sind seine „Unpolitischen Lieder“ die wichtigste Seite seines dichterischen Wirkens?

Wir berühren hier nicht die Frage von der Berechtigung der politischen Lyrik überhaupt, die seit Goethe's absprechendem Urteile die verschiedensten Beantwortungen gefunden hat, sondern wir betrachten die politische Lyrik als eine in unserem Jahrhunderte thatsächlich vorhandene Erscheinung. Da gewahren wir, daß sie meist nur auf ihre Zeit, für die sie auch allein bestimmt war, einzuwirken vermocht hat und von der Nachwelt nicht mehr empfunden, bisweilen nicht einmal recht verstanden und meist nur historisch betrachtet wird. So volkstümlich in den Jahren vor 1848 die politischen Dichter waren, so laut ihre Lieder überall in deutschen Landen erklangen: nach 1848 sang sie niemand mehr, heute hat das Volk sie vergessen.

---

*) Vor wenigen Jahren, vielleicht heute noch, pflegte ein Gymnasialprofessor vor seinen Primanern den Vortrag über unseren Dichter zu beginnen mit den Worten: „H. v. F., jener Revolutionär und Atheist“. — Dem steht würdig der Ausspruch eines Professors der deutschen Litteraturgeschichte zur Seite, welcher seinen Studenten vorträgt, daß Hoffmann „nicht ernst zu nehmen sei.“

Die „Unpolitischen Lieder“, die bei ihrem Erscheinen wie ein glänzendes Gestirn aller Blicke auf sich zogen, kennt heutzutage nur der Litterarhistoriker, der gebildete Laie weiß höchstens ihren Namen, weil sich an sie das merkwürdigste Schicksal aus Hoffmann's Leben anknüpft. Im Volke leben sie ebensowenig, wie Herwegh's „Lieder eines Lebendigen“, Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und Freiligrath's „Glaubensbekenntnis.“

Dagegen Hoffmann's rein lyrische Lieder werden heute und immerdar im Volke gesungen. Sie bilden sein bleibendes Verdienst und kommen daher bei einer Würdigung des Dichters in erster Linie in Betracht.*) Unwillkürlich denken wir an Goethe's:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

So wenig man also Hoffmann's politische Gedichte einseitig in den Vordergrund rücken darf, ebensowenig darf man sie, um zu einem richtigen Urteil über ihn zu gelangen, an und für sich, als besondere Gruppe unter seinen Gedichten betrachten. Sie sind, wie an anderer Stelle nachgewiesen ist, ein Ausfluß seiner Vaterlandsliebe, die negative Äußerung desselben Gefühls, das in einer Reihe herrlicher, unvergänglicher Vaterlandslieder zu positivem Ausdrucke gelangt ist. Keiner von den sogenannten politischen Lyrikern ist wie Hoffmann zugleich begeisterter Sänger vaterländischer Lieder gewesen**). Diese beiden Richtungen der Hoffmann'schen Muse sind, um seiner Bedeutung gerecht zu werden, zusammenzufassen, indem man ihn als echt patriotischen Dichter anerkennt, dessen heiße Liebe zum Vaterlande in Hymnen zu seinem Preise und in Kampfliedern zu seinem Schutze und für seine Ehre austönt.***)

*) So urteilt Vilmar in seiner Litteraturgeschichte, der von seinem besonderen Standpunkte aus die politischen Lieder Hoffmann's gänzlich verwirft. Vgl. Wilhelm Lindemann's Geschichte der deutschen Litteratur. Sechste Auflage. . . . . neu bearbeitet von Joseph Seeber. Freiburg i. B. 1889. S. 873. — Auch Edouard Schuré in seiner „Geschichte des deutschen Liedes. Eingeleitet von Adolph Stahr“ (Berlin. 1870. S. 379. 380) hebt die rein lyrische Seite der Hoffmann'schen Muse vor der politischen bedeutsam hervor, doch wird er den rein vaterländischen Liedern Hoffmann's nicht gerecht.

**) Freiligrath ist es erst 1870 geworden.

***) Thatsächlich ist die Grenze zwischen den vaterländischen und politischen Liedern nicht fest zu ziehen. In den Ges. W. ist eine Trennung beider versucht, besonders aus dem Grunde, damit die Perlen seiner Vaterlandslieder nicht in dem großen Haufen der Zeitgedichte verloren gehen.

Gegen die Auffassung, als ob wir die Zeitdichtung Hoffmann's geringschätzig beurteilen wollten, verwahren wir uns mit einem Hinweis auf die ausführliche Besprechung, der wir in der Fortsetzung der Biographie seine späteren Zeitgedichte unterzogen haben. Wir finden es auch, wenngleich nicht berechtigt, doch erklärlich, daß der Litterarhistoriker Hoffmann der Gruppe der politischen Lyriker zuweist. Denn diese Seite seines Dichtens fällt zunächst in die Augen, wegen des Einflusses, den die „Unpolitischen Lieder" auf ihre Zeit ausgeübt haben, und wegen der Schicksale, die dem kühnen Sänger aus ihrer Veröffentlichung erwachsen sind. Behufs leichterer Anordnung eines vielgestaltigen Stoffes mag diese Gruppierung auch vorteilhaft und bequem erscheinen.*) Aber jede streng durchgeführte Anordnung auf einem Gebiete, wie die Litteraturgeschichte ist, die sich aus einer Reihe einzelner Erscheinungen und Persönlichkeiten zusammensetzt, enthält in sich eine gewisse Willkür. So thut die erwähnte Gruppierung auch der dichterischen Gestalt Hoffmann's Gewalt an und ist geeignet, eine falsche Vorstellung von seiner Bedeutung zu erwecken.

Freilich läßt sich eine so eigenartige Persönlichkeit, wie die Hoffmann's, überhaupt nicht mit anderen Dichtern zu einer fest geschlossenen Gruppe vereinigen. Doch ist es nicht schwer, zwischen unserem und anderen Lyrikern Anknüpfungspunkte und verwandte Züge nachzuweisen.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Über alles deutsche Land. —

konnte Uhland bereits im Jahre 1812 singen, und der Same ging in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts mannigfaltig auf und brachte reiche Frucht. Auch Hoffmann's Werdezeit fällt in jene Jahre. Zwar ist seine dichterische Schaffenskraft ihrem Umfange nach beschränkt; denn er hat sich nicht auf vielen Gebieten der Poesie

*) Konsequenter Weise müßten dann auch andere Dichter in die Reihe der politischen Lyriker aufgenommen werden, so z. B. Rudolf Gottschall, der anonyme Dichter der „Lieder der Gegenwart" (1841) und der „Censurflüchtlinge" (1842), der sich in seiner Litteraturgeschichte einen ganz andern Platz zuweist, während Otto von Leixner in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" (2. Aufl. Leipzig. 1893) ihn in dem Abschnitte „politische Lyrik" bespricht.

versucht, das Bedeutendste, ja Unvergängliches hat er auf dem des rein lyrischen Liedes geleistet. Hier aber hat er von früher Jugend bis in spätes Alter, länger als ein halbes Jahrhundert, mit gleichem Erfolge gewirkt.

Wir gehen an diesem Orte auf den Inhalt seiner Poesie nicht näher ein; seine Zeit- und Gelegensheitsdichtung ist an anderer Stelle gewürdigt; seine Sprüche und Distichen, Übersetzungen und dialektischen Dichtungen fehlen noch in den Gesammelten Werken und sind für einen Ergänzungsband zurückgelegt. Wir betrachten hier nur den Hauptzweig seiner Dichtung, seine Lyrik im engeren Sinne. Mit mehr oder weniger Glück und Wohlwollen wird sie in den litterarhistorischen Werken besprochen. Manche Kritiker und Aesthetiker, die Volkstümlichkeit in der Kunst nicht gelten lassen wollen, haben sich ungünstig geäußert. Ihnen hat Hoffmann treffend geantwortet:

Ihr lieben Herrn, was forschet ihr,
Ob ich wol sei ein Dichter?
Ich habe nichts für euch gemacht,
Ich habe nur ans Volk gedacht,
Das Volk nur ist mein Richter.

Sehr treffend und hocherfreulich ist Adolf Strodtmann's Urteil in seinem schon mehrfach erwähnten Aufsatze*). Heute, wo auch manch äußeres Zeichen der Anerkennung und Verehrung von Seiten des Volkes unserem Dichter zu teil geworden ist — wir erinnern nur an das Hoffmanndenkmal auf Helgoland —, heute kann niemand Hoffmann's Erfolge in Frage ziehen. Seine Lieder leben allüberall im Munde des Volkes. Diese günstige Aufnahme und weite Verbreitung verdanken sie zwei Eigenschaften, die für die Hoffmann'sche Lyrik kennzeichnend sind: der Dichter hat sie dem alten Volksliede getreu nachgebildet und so melodisch gestaltet, daß sie in Verse übertragene Musik sind und geradezu zum Gesange auffordern.

---

*) Dichterprofile. Erster Band. Stuttgart. 1879. S. 18—24.

In beiden Stücken knüpft Hoffmann an ältere Meister an und ist ihnen ebenbürtig geworden.

Herder entrückte das deutsche Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts dem Dunkel der Vergessenheit und deutete auf den Zauber hin, der in der Volkspoesie aller Nationen liegt. Er wies auch Goethe auf das Volkslied hin, der sich an den alten Mustern bildete und mit dem glücklichen Griffe des Genies die gleichen Töne auf seiner Leier fand. Goethe erkannte auch die enge Zusammengehörigkeit von Lyrik und Musik. So hat er das volkstümliche, singbare Lied wieder zu Ehren gebracht. Die Romantiker setzten fort, was der Altmeister begonnen; sie führten den nationalen Gedanken in die Lyrik ein und sammelten zugleich die Überbleibsel des alten Volksgesanges. „Des Knaben Wunderhorn" lenkte allgemeiner die Aufmerksamkeit auf das Volkslied hin, und man bemühte sich, von ihm zu lernen. Damit zog ein neuer Geist in die Lyrik ein, der in Uhland den ersten und hervorragendsten Vertreter fand. Bei ihm, sagt Koberstein*), „sind nicht die Werke der klassischen Dichter, sondern die Volkslieder seine Lehrer gewesen. . . . Er fand den Weg zum Herzen des Volkes durch die dem Volksliede nachgebildeten Lieder, wie es vordem nur Goethe verstanden. Er überbrückte damit die Kluft zwischen den Gebildeten und Ungebildeten unseres Volkes."

Dieser Ausspruch gilt voll und ganz auch von Hoffmann von Fallersleben. Wie Uhland schöpfte er von Jugend auf als Forscher und Dichter aus dem goldenen Born der deutschen Volkspoesie; ja, er nahm als Docent in Breslau den Herder'schen Gedanken in seiner Allgemeinheit wieder auf und sammelte und bearbeitete für seine Vorlesungen die Lieder aller Völker, besonders fesselten ihn auch die alten niederländischen Volkslieder, die er in ihrer Sprache auf das Glücklichste nachahmte. In späteren Jahren übersetzte er skandinavische und slavische Volkslieder. Gerade auf diesem Gebiete der Volkspoesie nimmt man den engen Zusammen-

*) Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Fünfte Aufl. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig. 1873. S. 223. — Vgl. Hoffmann über Uhland in „Meinem Leben". Bd. II. S. 269 und über seine eigene Dichtung ebenda Bd. V S. 8. 9.

hang zwischen seinem gelehrten Forschen und dichterischen Wirken deutlich war.*)

Wie Uhland ist er ein gelehriger Schüler der Volkspoesie gewesen. Die Schlichtheit und Innigkeit, aber auch die Munterkeit und Schalkhaftigkeit des Volksliedes hat er in seiner eigenen Lyrik, in Vaterlands-, Wein- und Wander-, Liebes- und Kinderliedern, vor allem auch in seinen Landsknechtsliedern, meisterhaft getroffen. Wie Uhland meidet er, und zwar bewußt, die Bahnen der Kunstpoesie, die bei den alten Griechen und Römern in die Schule ging; mehr noch als Uhland, der das Sonett in Gnaden aufnimmt, hält er sich überhaupt von fremdländischen Mustern fern. Wie Uhland kämpft er auch durch das Lied für Deutschlands Freiheit und des Volkes Rechte. Daher ist sein Dichten in jeder Hinsicht echt volkstümlich.

In einer Beziehung ist seiner Lyrik eine engere Grenze gesteckt, als der seines süddeutschen Sangesgenossen. Uhland ist auch Meister der Ballade. Auf diesem Gebiete hat Hoffmann in jüngeren Jahren sich zwar versucht, ist aber auf ihm nicht heimisch geworden und hat es später in weiser Selbsterkenntnis und Beschränkung gemieden.

In einer anderen Hinsicht kommt dagegen Hoffmann der alten Volkspoesie näher als Uhland. Die wunderbare Beziehung zwischen Dichtung und Musik, die Wechselwirkung zwischen Text und Melodie, die über das Volklied einen so geheimnisvollen Zauber ausgießt, hat Hoffmann empfunden und wie kein anderer Dichter in seinen eignen Liedern zum Ausdrucke gebracht „Das wahre lyrische Dichten, sagt er einmal, erscheint mir wie ein musicalisches Componieren mit Worten, wir schreiben statt der Töne Worte auf; ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich beinahe nie dichte, ohne zugleich zu singen."

Eine wunderbare Sangeslust ist von Natur in Hoffmann's Brust gelegt. Wie Walter von der Vogelweide und seine Sangesgenossen, hat er seine Lieder nicht gedichtet, sondern gesungen. Auch ohne Melodie klingen sie wie Musik. Drum wirken sie auf den Musiker so außerordentlich anregend. Keines Dichters Lieder sind in so großer Anzahl und so vielfach komponiert worden, wie die Hoffmann'schen. Bezeich-

---

*) Aus diesem Grunde stellt Heinrich Laube ihn mit dem Germanisten Wilhelm Wackernagel zusammen; vgl. seine „Geschichte der deutschen Litteratur." Bd. III. Stuttgart. 1846. S. 231.

nend ist, daß sein bester Freund, den er über seine Lieder um Rat fragt, nicht ein Dichter, sondern ein Musiker ist: Ludwig Erk, der Meister des Volksgesanges, und daß er vor allem den Umgang mit musikkundigen Männern sucht und pflegt; wir erinnern nur an seine Beziehungen zu Ernst Richter in Breslau und Hans Michel Schletterer in Augsburg.

Besonders mag noch hervorgehoben werden, daß Hoffmann auch für die politischen Lieder Singbarkeit gefordert und in seinen eigenen durchgeführt hat, mit großem Erfolge in den Jahren vor 1818, als er selbst an der Wirtstafel, in Vereinen und anderen Versammlungen seine Kampflieder sang und die Hörer zu kräftigem Einstimmen begeisterte. Durch ihn, sagt Rudolf Gottschall (a. a. O.), lernte die Opposition singen; er hat die politische Lyrik auch auf dem Gebiete des Volksliedes eingebürgert.

Diese Verschmelzung von Gedicht und Gesang verleiht der Lyrik Hoffmann's ein eigentümliches Gepräge, obwohl er auch in dieser Hinsicht nicht allein dasteht. Die etwas älteren Eichendorff und Wilhelm Müller haben es in ähnlicher Weise verstanden, melodisch zu dichten; doch ist die Anzahl der wirklich ins Volk gedrungenen Lieder dieser beiden nicht so groß.

Viele Lieder Heinrich Heine's sind zwar auch singbar und häufig komponiert, doch ist sein ganzes Wesen und Dichten dem Hoffmann's so fremd, daß wir von einer Zusammenstellung beider Männer Abstand nehmen. Dagegen müssen wir auch hier auf den Altmeister der Lyrik zurückgehen. Goethe hat der alten Volkspoesie die Lehre entnommen, daß jede echte Lyrik musikalisch sein muß. Darum sendet er der Geliebten seine Lieder mit den Zeilen:

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

„Nur nicht lesen, immer singen!“ beherzige auch der, welcher Hoffmann's Lieder kennen lernen will.

Fassen wir unser Urteil über Hoffmann zusammen: seiner Gesinnung und seinem Wirken nach gehört er zu den vaterländischen

Dichtern, unter denen er Uhland am nächsten steht; nach Inhalt und Form ist er der Meister des singbaren, volkstümlichen Liedes, der die zuerst von Goethe eingeschlagene Bahn verfolgt hat und zu seinem Ziele, zum Herzen des Volkes durchgedrungen ist. „Wie nur wenige, schließt Otto von Leixner*) seine Besprechung über unseren Dichter, hat sich Hoffmann in das Herz des deutschen Volkes hineingesungen und wenn auch nicht alle Lieder vor dem Richterstuhl der Aesthetik bestehen können, ist es doch ein schönes Los, von der eigenen Nation so geliebt zu sein wie er."

Wunderbar hat Hoffmann sich in das Seelenleben des Volkes hineingedacht und es in seinen Liedern getreu widergespiegelt. Wie kein anderer hat er vor allem die Seele des kleinen Volkes, der Kinder, verstanden und gewürdigt und hat aus ihr seine warm empfundenen kleinen Kinderlieder geschöpft. Denn der Kämpfer mit dem Manneseifer und Manneshaß hat ein echt kindliches Gemüt besessen. So ist er der Lieblingssänger der Kinderwelt geworden. In der neueren Litteratur findet sich niemand, den man als Vorgänger Hoffmann's auf diesem Gebiete bezeichnen könnte. Der gedankenreiche Herder**) hat einmal auf den Zauber des Kinderliedes hingewiesen. Erst Hoffmann hat hier ein brachliegendes Feld der alten Volkspoesie neu bebaut und hundertfältige Frucht erzielt. In seine Fußstapfen treten jüngere Dichter; wir erinnern an Robert Reinick, Wilhelm Güll, Wilhelm Hey, Julius Sturm, Georg Scherer, Hermann Kletke, Rudolf Löwenstein und Otto Weddigen, der in diesen Tagen mit einer Sammlung Kinderlieder an die Oeffentlichkeit tritt.***) Wir möchten

*) A. a. O. S. 964.

**) „Von deutscher Art und Kunst." 1773. S. 66: „Mein Gott! wie trocken und dürre stellen sich doch manche Leute die menschliche Seele, die Seele eines Kindes vor! Und was für ein großes, treffliches Ideal wäre mir dieselbe, wenn ich mich je an Lieder dieser Art versuchte! Eine ganze jugendliche, kindliche Seele zu füllen, Gesänge in sie zu legen, die, meistens die Einzigen, lebenslang in ihnen bleiben, und den Ton derselben anstimmen, und ihnen ewige Stimme zu Thaten und Ruhe, zu Tugenden und zum Troste sein soll, wie Kriegs-, Helden- und Väterlieder in der Seele der alten, wilden Völker — welch ein Zweck! welch ein Wort! und wie viel wahrhafte Bestrebungen zu solchem Werke haben wir denn? Reimgebetlein und Lehrverse genug!"

***) „Der deutschen Jugend Schatzkästlein." Berlin. Rüger. 1893.

von unserem Dichter nicht Abschied nehmen, ohne auf diesen herrlich entfalteten Zweig am Baume seiner Dichtung besonders hingewiesen zu haben.*)

Hoffmann's Liedern hat schon während seines Lebens die wärmste Anerkennung und weiteste Verbreitung nicht gefehlt. Trotzdem sind außer den Notenausgaben der Kinderlieder seine Gedichte nicht viel gekauft worden und haben verhältnismäßig wenig Auflagen, bis zu seinem Tode sieben, erlebt. Das erklärt sich wohl vor allem aus der einen Eigentümlichkeit seiner Muse: seine Lieder sind mehr zum Singen, als zum Lesen geeignet, mehr für das Volk, als für die Lesewelt bestimmt. Drum sang sie bald jedermann; in Schulen und Vereinen, im Hause und auf der Straße erklangen sie hell. Aber die Neigung, sie zu lesen, war geringer. Daher ihr bescheidener buchhändlerischer Erfolg. Das war für Hoffmann bisweilen niederschlagend und betrübend. Doch er blieb sich seines echten Dichterberufes bewußt, und seine Hoffnung betrog ihn nicht. Längst ist in Erfüllung gegangen, was er vertrauensvoll bereits im Jahre 1856 in sein Tagebuch geschrieben hat: „Daß meine Gedichte nicht gehen, ist ein eigen Geschick. Und doch bin ich mit der Verbreitung meiner Lieder zufriedener als irgend ein todter oder lebender Dichter (den auflagenreichsten nicht ausgenommen!) sein konnte oder kann. Es wird bald die Zeit da sein und es gibt kein Dorf in Deutschland, wo nicht meine Lieder gesungen werden, und die Worte des Psalmisten, die vor zwanzig Jahren schon jemand auf mich anwendete, werden dann wahr an mir: aus dem Munde der Unmündigen sollst du dein Lob hören."

*) Ueber diese Seite der Hoffmann'schen Lyrik äußern sich die Litterarhistoriker fast einstimmig günstig. Wir heben besonders das außerordentlich anerkennende Urteil Robert Prutz' hervor (a. a. O. S. 91—95).



Nachträge.

1. Quellen zur Jugendgeschichte.

(Mein Leben. Bd. I. S. 13—169.)

Im Nachlasse sind zwei Niederschriften Hoffmann's aus früheren Jahren erhalten, die dem Dichter bei der Abfassung seiner Biographie vorgelegen haben. Eine genaue Vergleichung mit dem ersten Bande von „Meinem Leben“ ergiebt, daß der Inhalt dieser früheren Arbeiten fast vollständig in die Biographie herübergenommen, und der Text häufig aus einer von ihnen wörtlich entlehnt, bisweilen aus beiden zusammengeschmolzen ist.

Die eine Niederschrift besteht aus drei Heften (zusammen 81 beschriebenen Seiten) und trägt den Titel „Poesie“. Das erste Heft ist im November 1827 ausgearbeitet und nach einer handschriftlichen Bemerkung am 1. December 1827 in der Zwecklosen Gesellschaft zu Breslau vorgelesen. In diesem Vortrage, den Hoffmann in „Meinem Leben“ (Bd. I. S. 44) erwähnt, sucht er die Frage zu beantworten: „Wie ich ein Dichter ward?“ — Die anderen beiden Hefte bilden eine Fortsetzung; am Schlusse findet sich die handschriftliche Angabe: „Breslau 1. bis 7. Juni 1828 und in der Zwecklosen Gesellschaft nicht vorgelesen.“

In diesen drei Heften behandelt Hoffmann aus seinem äußeren Leben die Zeit von seinen Helmstedter Schuljahren bis zu seinen Bonner Studienjahren (1812 bis Sommer 1819) und schildert im Anschlusse hieran sein inneres Leben, die ersten dichterischen Regungen des Knaben und ihre Weiterentwickelung und Ausbildung in den Jünglingsjahren. Wörtlich ist aus diesen Heften — von unbedeutenden Änderungen des Ausdruckes abgesehen — in die Biographie herübergenommen: Bd. I. S. 44 „Der Sinn für Poesie“ rc.

bis S. 48 „ohne ihn erfüllt zu sehen." Ebenso geht mit wenigen Kürzungen und Erweiterungen wörtlich auf den Text des zweiten dieser Hefte zurück der Abschnitt von Bd. I. S. 85: „Der Ernst des Lebens bleibt nicht aus" ꝛc. bis S. 95 „wozu mir die Dienstboten und Anwohner des Pfarrhofes täglich Beiträge liefern mußten."

Die andere Niederschrift umfaßt ein Heft (52 beschriebene Seiten). Der Titel lautet: „Mein Antheil an der Politik. Jugenderinnerungen." (vom Dichter in „Meinem Leben" Bd. IV. S. 51 erwähnt). Auf der ersten Seite bemerkt Hoffmann: „geschrieben im December 1842" und am Schlusse fügt er hinzu: „Vollendet 19. December 1842". Wie schon der Titel andeutet, verfolgt Hoffmann in dieser Abhandlung die äußere Geschichte von der Kriegserklärung Englands an Frankreich im Jahre 1803 bis zu den Karlsbader Beschlüssen vom 20. September 1819, soweit er diese miterlebt und aus ihr Eindrücke empfangen hat, die für die Bildung und Befestigung seiner politischen Ansichten grundlegend gewesen sind. Natürlich ist auch viel Biographisches in diese Schilderungen verflochten. Auch aus diesem Hefte ist vieles wörtlich in die Biographie herübergenommen, z. B. mit unbedeutenden Änderungen der Abschnitt von Bd. I. S. 29 „So war denn das Jahr 1809 herangekommen" bis S. 36 „Mein Herr Generalpächter!"

Diese beiden Arbeiten sind für Hoffmann bei der Darstellung seiner Jugendgeschichte offenbar die Hauptquellen gewesen. Da sie sich gegenseitig auf das glücklichste ergänzen, sind häufig zeitlich sich entsprechende Abschnitte aus beiden zu einer einheitlichen Darstellung verschmolzen. Um auch hierfür ein Beispiel zu geben, stellen wir die Berichte über Hoffmann's erstes Zusammentreffen mit Jacob Grimm in Cassel einander gegenüber, woraus sich deutlich zeigt, wie der Dichter bei der Abfassung seiner Lebensgeschichte bald zu der einen, bald zu der anderen Darstellung gegriffen hat. Das in gewöhnlichem Satz Gedruckte ist in die Selbstbiographie aufgenommen (vgl. „Mein Leben". Bd. I. S. 123—126).

Aus dem 3. Hefte „Poesie".	Aus dem Hefte „Mein Antheil an der Politik."
„. . In Kassel war das Museum und die Bibliothek der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Am ersten Morgen, wie	

ich das Wirthshaus verließ, will ich gleich zum Hofrath Völkel gehen, damit er mich mit den dortigen Antiken bekannt macht. Auf der Straße begegnet mir ein ältlicher Mann im braunen Rocke, ich rede ihn an: „können Sie mir nicht sagen, wo der Hofrath Völkel wohnt?“ — „Das bin ich selbst!“ — „Herr Hofrath, das ist mir sehr angenehm; ich wollte eben so frei sein, Ihnen meinen Besuch abzustatten und einen Gruß des Herrn Professor Welcker zu überbringen.“ Ich bat ihn dann, mir Gelegenheit zu verschaffen, das Museum, dessen Oberaufseher er war, zu sehen; er wies mich auf die Bibliothek, wo er in einer halben Stunde sein würde. Ich erscheine um die bestimmte Zeit, denke, er sitzt schon drüben am Fenster und gehe auf ihn zu. Das ist aber Jacob Grimm, wie ich zu spät gewahr werde ich wußte mir schnell zu helfen, bestellte einen Gruß von Welcker und unsre Bekanntschaft war gemacht. Grimm zeigte mir nun viele merkwürdige Handschriften und unter andern auch mehrere Stöße Briefe von Gelehrten aus neuerer Zeit; ich suche drin umher und finde einen Brief Winckelmanns an den berüchtigten Raspe, ich wußte, daß dieser Brief noch ungedruckt war, und schrieb ihn mir gleich ab.

Unterdessen kommt Völkel, theilt mir seine Beschreibung der kasseler Antiken mit und schließt mich dann in dem Saale ein, wo dieselben aufgestellt sind, weil er eben einige fürstliche Personen umherführen muß. Da studiere ich nun die Falten und Säume der Gewänder u. dgl., bis mich Völkel wieder erlöset. Ich gehe abermals auf die Bibliothek, unterhalte mich viel mit Grimm und begleite ihn dann nach Haus. Als wir eben die Bibliothektreppe hinabgehen, erzähle ich ihm meine beabsichtigte Reise nach Griechenland; Grimm sieht mich forschend an und entgegnet dann: „aber liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?" Diese Worte so ruhig und milde hingesagt, waren für mich eine Donnerstimme. Vaterland! wiederholte ich mir oft und nachdenklich den ganzen Tag über. Am folgenden Nachmittag besuchte ich Jacob Grimm in seiner Wohnung am Thore.

Hatte schon seine Persönlichkeit in der Bibliothek auf mich gewirkt, so war das in seinem Zimmer unter seinen Büchern und Handschriften jetzt, wo er eben an seiner Grammatik arbeitete, noch mehr der Fall. Die Ordnung, die hier überall bis in's Kleinste herrschte, der Fleiß, der aus allem mich ansprach, und die lebendige Theilnahme und Bereitwilligkeit zu litterärischer Unterstützung, die der

In den Ferien machte ich eine größere Reise. Ich kam nach Kassel, ich wollte dort die Antiken studieren und lernte Jacob Grimm kennen, mit dem ich am Ende viel mehr Sympathien hatte als mit dem ganzen griechischen Olympos. Obschon die classischen Sprachen mein Studium sein sollten, so hatte ich doch kurz vorher manches getrieben was eben nicht dazu gerechnet werden konnte.

Zu Haus hatte ich dänisch gelernt und in der letzten Zeit zu Göttingen holländisch. Ich hatte mich auch um deutsche Litteraturgeschichte bekümmert. Ich besuchte Grimm in seinem Hause, er arbeitete eben an seiner Grammatik, mehrere Bogen waren gedruckt; eine neue Welt ging mir auf, ich staunte und ward sehr nachdenklich und schwankend in meinen Plänen.

damals schon berühmte Mann bei allen Gegenständen zeigte, die eben mich zunächst interessierten, gewannen ihm meine innige Liebe und Achtung.

Als wir eines Tages auf der Bibliothek zusammentrafen und dann zusammen die Treppe hinabgingen, da erzählte ich Grimm, daß ich mich vorbereite, nach Griechenland zu gehen. „Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?“ sagte er darauf in einem herzlichen und liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute. Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Litteratur- und Culturgeschichte und bin ihnen bis auf diesen Augenblick treu geblieben.

So war mir denn Kassel von neuem lieb und theuer geworden, und vergnügt setzte ich meine Reise fort nach Mühlhausen.

Im Herbste kam ich nach Jena, gerade zur Zeit des allgemeinen Burschentages.

---

2. Veröffentlichungen aus dem Fallersleber Ratsbuche.

(Mein Leben. Bd. I. S. 74.)

Die Auszüge aus dem Fallersleber Ratsbuche sind fünf Jahre später erschienen unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte von Fallersleben und seiner Umgegend“; siehe Vaterländisches Archiv, oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist. Herausgeg. von G. H. G. Spiel. Hannover. 1820. Bd. II. S. 356—362 und Bd. III. S. 141—156. Der Herausgeber Spiel giebt in einer Anmerkung folgenden Aufschluß

über diese Mitteilungen: „Die nachfolgenden Beiträge enthalten wörtliche Auszüge aus Kirchen- und Rathsbüchern zu Fallersleben und verdient der Einsender Herr H . . . . . für deren gütige Mittheilung gewiß allen Dank" 2c. — J. M. Wagner erwähnt diese Veröffentlichungen in seiner bibliographischen Schrift über Hoffmann nicht.

---

3. Ein Jugendgedicht Hoffmann's.

(Mein Leben. Bd. I. S. 77.)

Von den „Deutschen Liedern", die Hoffmann als Braunschweiger Schüler im Jahre 1815 drucken ließ, ist ein Exemplar im Nachlasse vorhanden. Die ersten drei dieser Lieder — „Der Deutsche Jüngling"; „Der Barde vor dem Kampfe" vom 25. April 1815; „Abschied vor der Schlacht" vom 8. April 1815 — ermangeln jedes dichterischen Wertes. Wir teilen daher an dieser Stelle als Beispiel für die Jugenddichtung Hoffmann's das vierte jener Lieder mit, den

Schlachtgesang.

Nach der Weise: Wohlauf Kameraden 2c.

Wohlan in das grause Getümmel gestürmt,
Mit herrlichem Muthe durchglühet!
Wenn droben der mächtige Vater uns schirmt,
Ihr Feinde, Ihr Räuber so fliehet!
Die Freiheit führet zum Schlachtenroth,
Für Freiheit gilt nur ein freier Tod.

So wollen wir stürmen in göttlicher Hut,
Und schützen die heimischen Heerde;
Für Freiheit fließet das eigene Blut,
Wir greifen mit Rache zum Schwerte.
Wohin zum heiligen Kampfe wir zieh'n,
Da sollen die feindlichen Meuter entflieh'n.

D'rum rächend die triefenden Schwerter gezückt,
Es nahen die Fränkischen Horden,
Wenn rings uns des Heuchlers Geschwader umstrickt
Geheiligt ist unser Morden.

Wenn's gleich um uns fürchterlich donnert und blitzt,
Doch Gott im gerechten Kampfe uns schützt.

Der Hornschall rufet zur höllischen Schlacht,
Wohlan wir ziehen von hinnen;
Und sagen wir einstens: Es ist vollbracht,
Wie Zähren der Freude dann rinnen
D'rum lasset uns ziehen für's heimische Recht,
Und zwingen den niedrigen Frankenknecht.

So lebet dann glücklich, ihr Mägdelein,
Und segnet die heimischen Schaaren,
Die jetzt die geliebten Gefilde befrei'n,
Und zeigen, was sie einst waren.
Germanische Treue noch nie erlag
Der frevelnden Korsen verfluchten Schmach.

Blutroth die Flammen der Sonne entflieh'n,
Im Süden flattern die Fahnen,
Und Fränkische Adler von ferne schon sprüh'n,
Und dumpf die Drommeten uns mahnen:
Zum Kampfe, zum blutigen Kampfe gestürmt,
Denn droben der mächtige Vater uns schirmt!

---

4. Gegen undeutsches Wesen.

(Mein Leben. Bd. I. S. 78.)

In der bereits erwähnten Abhandlung „Mein Antheil an der Politik" knüpft Hoffmann an das Sonett folgende Erörterung, die er in die Biographie nicht aufgenommen hat: „Anfangs konnte ich mich gar nicht trösten, daß es bei uns solche Wendung nahm. Die ganze Sache wurde mir aber bald so lächerlich, daß ich nur darüber spöttelte und witzelte. Die Residenz Hannover und mein Geburtsort gewährten reichlichen Stoff. Die wiedererrungene deutsche Freiheit schien darauf hinauszulaufen, allen alten Unsinn wieder auf die Beine zu bringen und auf eine andere Manier sich undeutsch zu geberden. Wie man früher in höheren Kreisen französische Sitten und Manieren nachgeäfft und französisch geplappert hatte, so fing man nun an in den

geschmacklosesten englischen Trachten einherzuschreiten und englisch zu radebrechen.“ Dann folgt der in Mein Leben aufgenommene Abschnitt „Der Adel trat mit der größten Anmaßung wieder auf“ bis „das waren die wonnevollen Zeiten!“ — Hierauf fährt Hoffmann fort: „In Braunschweig war das nicht so arg, der Adel hatte dort nie viel bedeutet; dagegen war die Anglomanie im Fortschreiten. Der Herzog hatte sogar eine Art englischer Kriegszucht eingeführt, unter andern auch das Stripsen: der Soldat wurde an aufgerichteten Spießen halb entkleidet angebunden und rückwärts mit Pritschen gehauen. Am 12. August sollte ein Soldat diese Strafe erleiden, er hatte sich im Streite einem Offiziere widersetzt und war deshalb zu 999 Hieben verurtheilt. Als er die aufgerichteten Spieße sah und ihm das Urtheil vorgelesen wurde, hatte er so viel Ehrgefühl und erstach sich. Durch diese Geschichte ward ich gegen die Engländer empört; ich hatte sie zwar nie geliebt, aber nun haßte ich sie und alles englische Wesen. Das Englischgethue war mir unausstehlich und dieser Widerwille Schuld, daß ich die schöne Gelegenheit, englisch zu lernen, unbenutzt ließ.“

---

5. Abneigung gegen die Theologie.

(Mein Leben. Bd. I. S. 85. 88.)

Wie geringe Neigung Hoffmann von Anfang an der Theologie entgegenbrachte, sprach er in einem Briefe aus, den er am 23. Februar 1816 von Braunschweig aus an seinen Bruder Daniel richtete. Aus diesem geht sogar mit unumstößlicher Sicherheit hervor, daß schon damals die Philologie, zu der er später in Göttingen überging, ihn in viel höherem Grade anzog. Die betreffende Stelle des Briefes lautet: „Ich studiere Theologie, und werde natürlich die Philologie nicht vernachlässigen, um einst, wenn jenes fehlschlägt oder mir nicht behagt, in diesem Fache mich zu versuchen. Nur darf hievon keiner etwas wissen, als etwa Du; sonst heißt es gleich: ‚Er vernachlässigt sein Brotstudium u. s. w.‘“ — Er spricht sich dann ausführlicher über den theologischen Beruf aus und schließt seine Erörterung mit den für seine innere Stimmung bemerkenswerten Worten: „Du siehst die Schwierigkeit eines geistlichen Standes ein und ich will Dich nicht weiter führen. Darum will ich ein Theologe zwar sein, und mich

dem Fache weih'n, aber — ich sehe nur zu sehr, wie viele Unannehmlichkeiten auf dieser unglückseligen Gottesgelahrtheit, so zu sagen, lasten."

---

6. Göttinger und hannoversche Zustände.

(Mein Leben. Bd. I. S. 89 ff.)

Im Anschluß an den Abschnitt „Napoleon wurde abermals wie zu Ende des Jahres 13 todtgeschimpft, todtgedichtet, todtgesungen" ꝛc. (Mein Leben. Bd. I. S. 82. 83) enthält das Heft „Mein Antheil an der Politik" folgende Betrachtung:

„Ja, das Vaterland war gerettet, und die Göttinger Professoren konnten sich jetzt noch mal so sicher Königlich Großbrittannisch-Hannöversche Hofräthe nennen und schreiben. Ich lernte sie jetzt kennen. Ich ward Ostern 1816 Student der Georgia Augusta.

Kalte, vornehme Leute, verkommen in lauter Gelehrsamkeit, ohne Vaterland, Menschen an denen spurlos die ganze Weltgeschichte vorübergegangen war — das sollten meine Lehrer sein. Sie konnten mich nicht erbauen, begeistern und erquicken. Ich fühlte recht, daß ich auch hier im Lande der hannöverschen Restauration war. Das verleidete mir Göttingen mehr noch als die Noth, welcher ich bald preisgegeben war. Ich hatte übrigens frischen Muth und einen Sinn für Freiheit und Ehre, worauf ich noch heute stolz bin. Das althannöversche Wesen trat mir überall in den Weg, überall traf ich es, in Studenten, Professoren und Philistern, in allen Einrichtungen und Sitten, und die brieflichen und Zeitungsnachrichten lauteten nicht eben tröstlicher. Die Abgaben waren erhöht, die Lebensmittel theurer geworden und die Adlichen hatten sich recht hübsch in alle Ehren, Ämter, Würden und Pfründen des Landes getheilt. Ich zankte mich täglich mit meinen Landsleuten, fand die Abhängigkeit jedes deutschen Bundesstaates vom Auslande ganz entehrend und die Hannovers von England noch nebenbei recht unglückselig, führte ihnen Thatsachen an, wie man jetzt ganz unverantwortlich mit dem Lande schalte und walte u. s. w. Aber meine Freunde und Bekannten wurden erst nach Jahren bekehrt und ich hoffe, sie sind es heute [geschrieben im December 1812!] recht vollständig. Die Beamten wurden wieder wie weiland eine fest zusammenhaltende Kaste, worin jeder einzelne für das Ganze auf alle Weise kämpfte, und alles, was die Regierung

wollte und that, schön und vortrefflich fand. Ja, was auch von diesen Herren ausging, sollte von allen übrigen als ein allerhöchster Wunsch und Befehl angesehen und geachtet werden."

7. Uebergang zur Reimdichtung.

(Mein Leben. Bd. I. S. 116. 117.)

An den Abschnitt über seine beabsichtigten Reisen nach Italien und Griechenland zum Studium der Kunst knüpft Hoffmann in dem 3 Heft „Poesie" folgendes an: „Während dieser Bestrebungen für das Griechen- und Römerthum fing ich auf einmal an zu dichten, nicht im griechischen und römischen Geschmacke, sondern ganz damit im Widerspruch; war mir der Reim verhaßt gewesen, so liebte ich ihn jetzt, und die strengen classischen Versmaße, die ich bis jetzt nur hatte gelten lassen, gab ich gänzlich auf. Zwei Gedichte aus dieser Zeit kann ich nur noch auffinden, sie stehen in meinen Liedern und Romanzen S. 48 [durchstrichen] und 37 und liefern den Beweis für mich, daß der Mensch wol seine Neigungen leiten und beherrschen, aber nicht unterdrücken kann."

Hoffmann meint aus den ‚Liedern und Romanzen' (Köln. 1821) die beiden Lieder Nr. 31. S. 48. 49 (Ges. W. Bd. III. S 256) und Nr. 37. S. 62. 63. In dem Handexemplar dieser ersten Gedichtsausgabe hat er zu dem Liede Nr. 37 hinzugeschrieben: „G. A. 18". [Georgia Augusta 1818]; über die Entstehungszeit des Liedes Nr. 31 hat er ebenda nichts bemerkt; wahrscheinlich war ihm selbst das Nähere entfallen. Dies wird die Ursache gewesen sein, weshalb er in seiner Niederschrift „S. 48" durchstrich, womit er vermutlich seine Bemerkung über Reimdichtungen aus dem Jahre 1818 auf das eine sicher in jene Zeit fallende Lied Nr. 37 einschränken wollte, ohne den ganzen Text dementsprechend umzuändern. Da dieses älteste gereimte Lied in die Ges. W. bisher nicht aufgenommen ist, möge es hier folgen trotz seines geringen poetischen Wertes.

Ich reite, ich reite bei Vollmondschein,
Umflittert von Gold und von Seide.
Und bin ich auch, bin ich auch mutterallein,
Ich sing, ich sing in die Heide.

So jage du Mond am Himmelsgezelt!
Roth schimmern die Zinnen von ferne!
Da wohnt mein Buhle, das ist meine Welt,
Das sind mir die leitenden Sterne.

Und zeig' ich zur schimmernden Veste hinauf,
Vergess' ich die Blümchen der Heide:
Drum jag' ich die Hügel herab und hinauf,
Und träume von Lieb und von Freude.

Was hallet denn da wie Geistergesang,
Wie Lachen und Weinen und Scherzen?
Was hallet denn da wie Schallmeienklang,
Und stiehlt sich so heimlich zum Herzen?

„Vergißt du, o Röschen, der Blümelein?
Des Schäfers im Thal mit den Schafen?
Ha, willst wol nicht länger mein Liebchen mehr sein?
Sollst nimmer und nimmermehr schlafen!"

Der Frühling kam, die Lerche stieg
Hellsingend hinauf und hernieder;
Lieb Röschen aber, lieb Röschen schwieg,
Sang nimmer und nimmermehr wieder.

---

8. Die Brüder Grimm.*)

(Mein Leben. Bd. I. S. 215.)

Der Bekanntschaft mit Jacob Grimm hat Hoffmann sein ganzes Leben hindurch die größte Bedeutung beigemessen, mit vollstem Rechte, da durch diesen seine wissenschaftliche Thätigkeit klar und entschieden die Richtung auf das Vaterländische erhielt. Daher schildert er in seiner Lebensgeschichte seine Beziehungen zu Jacob Grimm mit liebevoller Ausführlichkeit. In Cassel, später in Göttingen, zuletzt in Berlin besuchte er Jacob und seinen Bruder Wilhelm mehrfach und verlebte bei ihnen glückliche Stunden. In dem Tagebuche über eine Reise nach Berlin im Frühlinge 1841 schreibt er (1. April 1841): „Ich

*) Vgl. oben S. 294—297.

schlendere zu den Grimms. Es ist doch eigen, so lange schon in Berlin, aber nur wenn ich bei den Grimms gewesen bin, fühle ich mich wunderbar froh und milde; ich könnte einen Tyrannen vor der Wuth seiner Feinde retten. Wir sprachen diesen Abend über allerlei, aber gar nicht gelehrt, wie uns der Schnabel gewachsen war, wie man in dem engen Kreise der Familie spricht."

Freilich war ihm nur selten ein mündlicher Gedankenaustausch mit den beiden Brüdern vergönnt, meist war er auf brieflichen Verkehr angewiesen. Zwar folgten Briefe und Antworten nicht häufig aufeinander; denn für die Pflege eines regelmäßigen Briefwechsels mangelte besonders Jacob Grimm bei der Fülle seiner Arbeiten die Zeit. Aber wichtig und bedeutend ist der Inhalt der Briefe, die uns auf der einen Seite in die Werkstatt des Meisters einen Einblick gewähren, auf der anderen Seite uns Hoffmann's fast übergroß zu nennenden Eifer, seine rastlose Thätigkeit und die Fülle seiner Entwürfe darthun. Besonders dadurch fesseln diese Briefe, daß sie einer Zeit angehören, in der die deutsche Altertumswissenschaft die Kinderschuhe noch nicht ganz abgelegt hatte, und deren Geschichte daher jenen eigentümlichen Reiz besitzt, den jede Jugendgeschichte, jede Zeit des Werdens und Ringens aufzuweisen hat. Der Briefwechsel ist leider nur einseitig veröffentlicht. Jacob Grimm's Briefe, die in Hoffmann's Nachlasse auch heute noch sorgsam aufbewahrt werden, hat dieser selbst den Freunden unserer vaterländischen Wissenschaft zugänglich gemacht in Pfeiffer's Germania (1866. Bd. XI. S. 375—388. 498—511; Nachträge ebenda. 1867. Bd. XII. S. 383. 384), auch hat er den Briefen einige einleitende Worte über sein Verhältnis zu den Brüdern, besonders zu Jacob, vorausgeschickt. Die Briefe Hoffmann's dagegen sind ungedruckt, sie befinden sich im Besitze Hermann Grimm's, der sie dem der Königlichen Bibliothek zu Berlin anvertrauten Grimmschrank einverleibt hat. Herrn Dr. Steig zu Berlin verdanken wir die Kenntnis dieser Briefe und die unten mitgeteilte Abschrift des einen.

Das Verhältnis zu Wilhelm Grimm ist minder herzlich gewesen. Der Nachlaß Hoffmann's enthält sieben Briefe Wilhelms, in denen hauptsächlich wissenschaftliche Fragen behandelt werden, und das allgemein Menschliche mehr zurücktritt. Hoffmann's Briefe an

Wilhelm, ebenfalls im Grimmschrank verwahrt, sind der Zahl nach nur wenige, dem Inhalte nach nicht so interessant, wie die an Jacob.

Nach jener lange andauernden Trübung, welche Hoffmann's Freundschaft zu den beiden Grimm im Februar 1814 erfuhr, blieb Wilhelm zeitlebens unserem Dichter entfremdet, während Jacob, versöhnlicher als sein Bruder, später in die von Hoffmann dargereichte Freundeshand wieder einschlug. Doch wurde der Briefwechsel nicht wieder regelmäßig aufgenommen. So bleibt die erste Zeit ihrer Bekanntschaft die wichtigste und interessanteste; daher teilen wir jenen Neujahrsbrief 1820 mit, der für die Kenntnis von Hoffmann's Entwickelung insofern von besonderer Bedeutung ist, als er zeigt, welche Anschauungen schon auf der Universität in dem Innern des Jünglings Wurzel faßten.

Ew. Wolgeboren

hätte ich unlängst mein Versprechen erfüllen sollen, aber wie verzeihlich ist mein Zögern! Mein ganzes Wesen war seit der Zeit so voll, so überreizt, daß ich recht geschwätzig hätte sein müssen, um mich auszusprechen, und das wollt' ich nicht, da ich recht wol weiß, wie viele Zeit Ihnen stündlich Ihre gelehrten Forschungen, gefällige Mittheilungen und sonstige Geschäfte rauben. Am 1. Maimond hatte ich das Vergnügen, Sie in Kassel zu sehen. Sonderbar mußt' ich Ihnen vorkommen. Die Nachricht vom Tode meines Vaters hatte mich dermaßen ergriffen, daß ich Alles ganz verwirrt und ohne Theilnahme ansah und vernahm. Selbigen Abend saß ich in einem fieberhaften Zustande auf meinem Zimmer. Was ich Alles mit Ihnen gesprochen, wußt' ich kaum, und weiß es jetzt gar nicht mehr. Aber wie lebhaft stehet mir unsere erste Bekanntschaft vor Augen. Durch ein Misverständniß wandte ich mich auf der dortigen Bibliothek an Sie, und ich ward in meinen Erwartungen auf eine solche Weise befriedigt, daß ich Ihnen immer dafür danken werde.

Zuerst muß ich Ihnen melden, daß ich eine Anzahl Volkslieder in Poppelsdorf, Kessenich und Bonn aufgezeichnet habe, wozu ein Pfarrer mir die Weisen (alle in Moll) gesetzt hat. Auch sind mir andre Volkslieder mitgetheilt worden, und ich hoffe in einigen Jahren eine nicht unbedeutende Sammlung zu haben. Auch müssen die

Volkslieder anderer Länder in und außer Europa berücksichtigt werden weil sich nur so eine allgemeine Ansicht über das Volkslied gewinnen läßt.

[Ueber holländische Volkslieder.]

Ich besitze jetzt eine Handschrift (16. Jhrh.) von gegen 100 deutschen Volksliedern, am Niederrhein aufgezeichnet, in Stammbuch-Format. Einige daraus, aber nicht gerade die schönsten, finden sich schon in Görres, jedoch zum Theil sehr abweichend . . . sehr wenige im Wunderhorn; andere stimmen überein mit den holländischen Liedern aus Ihren Sammlungen und mit dem oudt. Amst. Liedtboeck. . . . .

Sollte dereinst diese Sammlung im Druck erscheinen, so wüßte ich doch für jetzt nicht, nach welchen Grundsätzen die Herausgabe vorzunehmen wäre. Die Lieder sind zum Theil älter, als das auf dem Umschlag der Handschrift stehende Jahr 1574, und die Schreibart darin ist so ungleich, daß man gar oft Ein Wort auf sechserlei Weise geschrieben findet. Aber den Görres sich zum Muster zu nehmen, scheint sehr unrathsam da er in Zweifel lässet, ob etwas ursprünglich so heißt, oder erst von ihm dem jetzigen Hochdeutsch angemodelt worden ist.

Sie werden mir den richtigen Weg angeben können, vermöge Ihrer eigenen Forschungen über die Sprache dieses Jahrhunderts. Nur muß man ja nicht das klassisch-philologische Verfahren auf unsere Sprachdenkmahle übertragen wollen! Welch ein Unglück, wenn eine solche Beschäftigung, die nur jederzeit als Mittel zum Zwecke betrachtet werden kann, und nur so für geistvolle Männer einzig lobenswerth, im Vaterlande befördert, hochgehalten würde und gemach als heimische Gelehrsamkeit emporkäme und despotisirte. Das hieße doch aus dem Regen in die Traufe gehen! Ja, man müßte insgeheim den Wunsch hegen: gottlob, daß uns unsere biederen Ahnen so wenig übrig gelassen haben, denn wir dürften ja dann an das eigne Schaffen nie denken, müßten ewig den Staub und Rost ihrer Thaten schlucken.

Wäre jedweder deutsche Alterthumsforscher, besonders seit den letzten Jahren, erst nach befriedigender Beantwortung der bei irgend einer Herausgabe sich ihm aufdrängenden Fragen, an sein Werk gegangen, wie viel besser sähe es aus um dieses Studium, das so herrlich genannt werden muß, schon weil es vaterländisch ist. Dann würde auch der Weg dazu nicht denen verhackt worden sein, die dem

Staate oder anderen mühevollen Geschäften leben, oder ihre Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände der Forschung und des Genusses richten.

Ohne an das klassische Alterthum zu denken, läßt sich das System einer deutschen Wissenschaft und Kunst aufstellen und im Einzelnen ausbauen; jenes Verfahren darf oft nur zum verneinenden Wegweiser dienen.

Uebertrüge man die klassisch-philologische Kritik, Hermeneutik, und das ganze Leben und Weben der Philologen auf unsere Volksdenkmahle, wie könnte man je an eine völlige Vertilgung dieser Heuschreckenbande denken. Vertilgung aber will ich hier nur in so fern, als man die griechische und lateinische Sprache zum Werkzeug alles menschlichen Wissens, zum einzig möglichen Weg, zum Besitze von einigermaßen nennbarer Bildung zu gelangen, und zum Maaßstabe etwaniger Anstellung und Beförderung im Staate macht, von deren Kenntniß doch das letztere oft am wenigsten abhängt. Die Philologie hat uns nur ein Viertel weniger geschadet als das Pfaffenthum, und wird uns noch hinfüro einen Klotz in den Weg legen, wenn wir nicht auf unserer Hut sind, diesen Sprachen eben die Gränzen anzuweisen, die jeder fremden zukommen.

Nur dann erst wird ein schönes vaterländisches Leben aufgehen. Der Gelehrte gehört dann nicht mehr wenigen Menschen an, und seiner Bücherkammer, sondern seinen Zeitgenossen und einer fröhlichen Nachwelt. Das Volk aber wird, weil ihm die Schätze seiner Gelehrten, Sänger und Weisen offen stehen, leicht lernen was zu seinem Nutz und Frommen, zu seiner Erquickung dienet. Erfüllt von solcherlei Hoffnungen leben viele Edle in Deutschland, jedoch wie einzeln? Warum bieten sie sich nicht die Hände? Aus ihrem Gebiete ist ja längst das Ketzern, Bannen, Niederträchtigmachen gewichen, (wenn es je darin war, wie bei unseren solidis eruditis?!) und Ein schönes Streben hat sie längst unsichtbar verbunden. Ich kenne unter ihnen keinen Josephus Scaliger, Burmann, Klotzius, Budeus und Grotius

Am ersten Tage des neuen Jahres
1820.

Voran ein glückliches Neujahr! So ein unermüdeter Fleiß, so eine unerkaltende Liebe für die Denkmahle unseres Volkes, wie Sie

beweisen, verdienet begrüßet zu werden aus allen Gauen! Klopstock würde Ihnen das Blatt und die Eichel durch Stimmenmehrheit der Aldermänner zuertheilen; ich, zu sehr in der Vorhalle harrend, ich kann nur meinen herzlichen Neujahrswunsch wiederholen. Durch Ihre Grammatik haben Sie sich des Dankes vieler trefflicher Männer hieselbst versichert. Sollte sie, wie es heißt, vergriffen sein, so ist das ein größeres Wunder, als wenn die heiligen Apostel in fremden Zungen reden, und — es deutet auf eine Zukunft, wo den deutschen heißhungern wird, sich selbst kennen zu lernen.

Warum haben wir aber keine Zeitschrift mehr für dies heimische Studium? Wie unentbehrlich wird sie von Tage zu Tage?! Man hat aber auch den Kreis des Zulässigen bisher zu eng genommen, daß ein allgemeines Interesse erregt werden konnte. Es darf dabei kein Zeitraum bestimmt werden, (nur begünstigt von dem andern, ohne jenen und andere jedoch auszuschließen) — wir leben ja noch; die sogenannten Alten sind todt, können nicht mal durch das Neugriechische vielen Aufschluß hoffen, und lassen solche chronologische Abgränzung zu! So darf auch kein Fach von allen andern als Mittelpunkt in einer solchen Zeitschrift gelten. Es giebt ja davon so viele, die alle nicht leer ausgehen wollen, also etwa germanische Sprachen, Sitten, Gebräuche, Sagen, Legenden, Mährchen, Kunst-Denkmahle jeder Art, Verschiedenheiten der Stämme dem Körper nach pp. pp.

Wird bald der dritte Band Ihrer Sagen erscheinen? Gern möchte ich Ihnen Beiträge senden, da mir jetzt, seit ich als Bibliothekassistent angestellt bin, mehrere Mittel zu Gebot stehen; wüßte ich nur, was Sie für Werke schon benutzt haben. Wäre ein Verzeichniß davon jedem Bande vorangesetzt, so würde mancher wohl angetrieben, noch anderwärts nachzusuchen. Zwar bleibt die Ausbeute aus mündlicher Ueberlieferung unter dem Volke immer die größere.

Auf meiner vorjährigen Reise zu den Wallonen berührte ich nur Maastricht, wo ich keinen mündlichen Sagen auf die Spur gekommen bin. . . .

[Ueber die Bruchstücke des Ulfilas, herausgegeben von Angelo Mai; über Schlegel, seine Vorlesungen und seine Stellung an der Universität.]

Wird Ihr Freund Haxthausen bald seine Sammlung westphälischer Volkslieder herausgeben? Es wäre sehr zu wünschen, daß die Lieder mit ihren Weisen erschienen. In der Musik liegt oft mehr als in dem

Liede, obgleich dies wohl weniger gilt von Norddeutschland. Aber die Melodie ist oft bei einem Volksliede ein schönerer und richtiger*) Kommentar, als je Gelehrsamkeit liefern wird.

Es lebt hier ein osnabrücker Handwerker, der mir Sagen durch dritte Hand mitgetheilt hat, von Wittekind, Karl dem Großen pp. Er hat aber die Ortsangabe darin vergessen, und darum theile ich sie Ihnen noch nicht mit. Ich werde selbst zu dem Manne gehen. Er freut sich wie ein Kind, sagte mir jemand, wenn man ihn um dergleichen in Anspruch nimmt. Leben Sie herzlich wohl und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Bruder.

Bonn in der goldenen Blume.

Hoffmann von Fallersleben.

---

9. Henriette.

(Mein Leben. Bd. I. S. 217.)

Ueber Henriette sind uns dankenswerte Nachrichten zu teil geworden von Herrn Rud. Lohmann und Herrn Pfarrer Gravemann, beide zu Wengern, und von Henriettens Sohne, Herrn Oskar Voerster zu Düsseldorf.

Henriette Amalie Friedrike Caroline Wilhelmine von Schwachenberg ist geboren am 9. December 1792 auf Haus Hove, Kirchengemeinde Wengern im Landkreise Hagen i. W. Ihr Vater Johann Friedrich Detmar von Schwachenberg (1741–1826), Erbherr auf Hove und Schlebusch, lebte nach Abschluß einer militärischen Laufbahn ganz zurückgezogen auf Hove; ihre Mutter war eine geborene Freifrau Albertine Johanne Gottliebin von Götz (1757–1818). Was Henriette sich an Kenntnissen angeeignet hatte, verdankte sie mehr einer angeborenen Begabung und einem inneren Triebe als der Tüchtigkeit ihres Lehrers, den Hoffmann noch auf Hove kennen lernte. 1811 wurde sie mit einem Bürgerlichen, dem Kaufmanne Carl Theodor Elbers in Barmen, verheiratet. Obgleich dieser Ehe zwei Söhne entsproßten (beide jetzt tot), war sie nicht glücklich und wurde gerichtlich geschieden. Dann lebte Henriette mit ihren beiden Söhnen auf dem Gute ihres Vaters, dessen Namen sie wieder annahm. So lernte Hoffmann sie 1820 kennen.

1829 vermählte sie sich mit dem Justizkommissar und Hauptmann a. D. Gustav Voerster zu Schwelm (1791—1835; vgl. „Mein Leben". Bd IV. S. 294). Dieser Ehe entstammen außer

*) So die Hs.; wahrscheinlich Schreibfehler für „richtigerer".

einer früh verstorbenen Tochter zwei Söhne: Emil Voerster (als Landrat a. D. auf Oderin bei Halbe kürzlich gestorben) und Oskar Voerster (jetzt Rentner zu Düsseldorf). Zuletzt wohnte die Familie in Bonn; dort starb Henriette, schon lange körperlich sehr leidend, am 18. December 1845 und wurde am 24. in Wengern bestattet.

Wie es Hoffmann's Gewohnheit ist, spricht er sich über sein Verhältnis zu Henriette und über die Wandlungen, die es durchgemacht hat, in seiner Lebensbeschreibung nicht deutlich aus. Nur die erste Zeit ihrer Bekanntschaft und die Entstehung seiner Neigung erzählt er in „Meinem Leben" (Bd. I. S. 217—219. 225. 228. 229) ausführlicher. Wir sind daher, um näheres zu erfahren, nur auf die in Hoffmann's Nachlasse enthaltenen Briefe Henriettens angewiesen, da seine Briefe nach den Mitteilungen der beiden Söhne Henriettens nicht aufzufinden sind.

Hoffmann geht in seiner Biographie (Bd. I. S. 229) leicht über seine Liebe zu Henriette hinweg. In ihren Briefen dagegen läßt sich verfolgen, wie ihr Leben durch diese unglückliche Leidenschaft lange Jahre verfinstert wird; doch fehlt dem ganzen Verhältnisse nicht der versöhnliche Abschluß.

Des Jünglings leidenschaftliches Werben weist die gereiftere Frau, in deren Innern eine ernste Neigung ebenfalls Wurzel gefaßt hat, mit warmen, sanften Worten, aber mit standhafter Selbstbeherrschung und ruhiger Entschiedenheit zurück, seine verheißungsvolle Zukunft, nicht die ihrige, traurige, bedenkend: „Wie könnte die ältre Frau, und besonders die schon die schwerste Täuschung des Lebens erfahren und Mutter zweier Kinder ist, — wie könnte sie des Jünglings Wünsche befriedigen und sein Herz für immer ausfüllen? — nein, Ihr Gefühl ist Täuschung." Aber in der Glut seiner Leidenschaft verkennt er ihre selbstlose Entscheidung; er glaubt, aus weltlichen Rücksichten verschmähe sie ihn, die Adlige den Bürgerlichen, und vernachlässigt bald den Briefwechsel mit ihr. In dem bunten Leben der nächsten Jahre (1821—1823) tritt bei Hoffmann das Bild der Freundin aus dem Ruhrthale immermehr zurück, und neue Neigungen schlagen in seinem Herzen Wurzel. Zu ihrem tiefsten Schmerze gewahrt Henriette, die sich von ihm verkannt sieht, die Entfremdung des Freundes; denn die Neigung, die sie anfangs gewaltsam niederkämpft,

steigert sich bei ihr, der Alleinstehenden, zur unglücklichen Leidenschaft. Im Frühling 1823 sendet sie Hoffmann mit wertvollen Geschenken einen Brief, aus dem das ganze Unglück ihres Herzens spricht (vgl. „Mein Leben". Bd. II. S. 8). Erst da scheint er sie recht erkannt und verstanden zu haben, und sein Dankesbrief ist ein Sonnenblick in dem umdüsterten Leben der Vereinsamten. Aber es ist zu spät. Hoffmann hat — man kann sagen, zu seinem Glücke — sich durch die sentimentale Leidenschaft hindurchgekämpft und sie überwunden, während Henriette in ihren schwärmerischen Gefühlen für den Geliebten den inneren Halt zu verlieren droht. Als er wiederum durch Saumseligkeit im Briefwechsel die Aermste auf das grausamste quält, da nimmt sie in einem tiefernsten Briefe (vom 5. Juli 1824) Abschied von ihm, der Vezweiflung nahe, aber ohne Groll, den ihr liebendes Herz nicht kennt: „So haben Sie denn Dank, lieber Hoffmann, für alle Freuden, die ich durch Sie empfand, und ach! auch für alle Schmerzen, ich habe oft einen seligen Genuß darin gefunden. Meinen Gedanken werden Sie theuer sein und bleiben. Gott gebe Ihnen der Freuden viele! — und mir Beruhigung!"

Dieser letzte Wunsch wird ihr erfüllt. Auch ihre Leidenschaft klärt sich ab zu einer stetigen Freundschaft; ein vereinzelter Brief aus dem Jahre 1827 beweist, daß sie die Ruhe ihres Herzens wiedergefunden hat. Das bald darauf neu begründete Familienleben bringt ihr neue Aufgaben und innere Befriedigung. Lange Zeit schweigt der Briefwechsel. Erst in späteren Jahren, als Hoffmann's Schicksale infolge seiner politischen Richtung eine bedrohliche Wendung nehmen, nähert sich die früher Verschmähte ungerufen dem Freunde und versichert ihn edelmütig ihrer Teilnahme (Brief vom 18. Februar 1842). Hoffmann muß dankerfüllt und freundlich geantwortet haben. Denn seitdem ist der Briefwechsel wieder lebhaft im Gange, und Henriettens Briefe atmen rein freundschaftliche Gefühle und die Freude, den Freund einer vergangenen Zeit wiedergefunden zu haben. Im nächsten Jahre folgt ein Wiedersehen in Laubbach bei Coblenz (15. August 1843; vgl. „Mein Leben". Bd. IV. S. 66), und bald darauf im October besucht er sie und ihre Familie im Ruhrthale an dem Orte, der ihnen durch die Erinnerung an ihre Jugend lieb und wert ist (vgl. „Mein Leben". Bd. IV. S. 95). Freilich kann Hoffmann nicht lange mehr den mündlichen und brieflichen Verkehr mit der Freundin pflegen.

Henrietten's Gesundheit ist durch Krankheit und Leiden untergraben; am 18. April 1846 trifft ihn die erschütternde Nachricht von ihrem im Jahre vorher erfolgten Tode. Sein Schmerz spiegelt sich in seiner Biographie wieder (vgl. „Mein Leben". Bd. IV. S. 277).

---

10. Karl Hartwig Gregor, Freiherr von Meusebach.

(Mein Leben. Bd. I. S. 299.)

Vgl. C. Wendeler: „Fischartstudien des Freiherrn K. H. G. von Meusebach" (Halle, 1879. S. 54 ff.) und „Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm." (Heilbronn. 1880. S. XXXVII—LVII). — K. Th. Gaedertz: „H. v. F. und sein Berliner Gönner." (Nord und Süd. 16. Jahrg. August 1892. S. 210—233).

Mit liebevoller Ausführlichkeit berichtet Hoffmann wiederholt in seiner Lebensbeschreibung über seinen Verkehr mit Meusebach; überall erkennt man, wie hoch er dessen Bekanntschaft für sein wissenschaftliches und gemütliches Leben anschlägt. Wendeler bespricht das Verhältnis beider nur auf Grund der Briefe Hoffmann's an Meusebach, die zu einem Bande vereinigt auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin sich befinden. Sein Urteil ist daher einseitig und lautet für Hoffmann recht ungünstig: dieser habe den Verkehr mit Meusebach nur deshalb eifrig gepflegt, um selbst Vorteil daraus zu ziehen, einmal, um die bedeutenden Bücherschätze und litterarischen Vorarbeiten desselben für seine Zwecke zu verwerten, und dann, um die Hand der Tochter (Arlikona's) zu gewinnen. Wendeler meint sogar (Briefwechsel 2c. S. XXXVII), Hoffmann wäre mit dem schwer zu behandelnden Meusebach so lange fertig geworden, da er sich manches habe gefallen lassen, was ein anderer mit geringerer Gutmütigkeit und lebendigerem Selbstgefühl nicht hingenommen hätte. Man wird schwerlich Gutmütigkeit und Mangel an Selbstgefühl als einen besonders ausgeprägten Zug in Hoffmann's Wesen anerkennen können. Durch seinen burschikosen Ton verstand es Hoffmann vortrefflich, dem jovialen Herrn in einer Weise die Spitze zu bieten, die jede Empfindlichkeit im Keime erstickte.

Aus Meusebach's Briefen an Hoffmann, die in dessen Nachlasse erhalten sind, geht unzweifelhaft hervor, daß Meusebach den Verkehr mit dem jüngeren Freunde, dessen wissenschaftliches Streben seine volle

Achtung besitzt und dessen Zukunft ihm am Herzen liegt, nach dessen Uebersiedelung nach Breslau nicht minder gern und eifrig fortsetzt. Das führt Gaedertz des Näheren aus. Aus dem Briefe vom 27. März 1829 (Gaedertz, a. a. O. S. 222—224), in dem Meusebach dem Dichter die Hand seiner Tochter versagt, spricht die wahre Zuneigung des älteren Freundes, der die Bitte anschließt: sie möchten sich beide bleiben, was sie sich seither gewesen sind. Und wirklich weist der Briefwechsel der nächsten Jahre dasselbe vertrauliche Verhältnis auf. Bei seinem nächsten Besuche in Berlin kommt die Meusebach'sche Familie Hoffmann so aufrichtig entgegen, daß er eine natürliche Befangenheit schnell verliert und wie sonst im Hause seines Gönners verkehrt. Zu Hoffmann's Verlobung mit Davida von Thümen wünscht Meusebach in seinem humoristisch-herzlichen Tone Glück auf rosenrotem Papier, „weil Sie in Rosen sitzen."

Dennoch erfuhr das Verhältnis beider in späteren Jahren eine Trübung. Der letzte Brief Meusebach's, der im Nachlasse des Dichters vorliegt, vom 6. April 1836, schlägt einen anderen, minder vertraulichen Ton an, als man sonst zu finden gewohnt ist.

Näheren Aufschluß gewinnen wir aus dem Briefwechsel Hoffmann's mit seinem Bruder, dem Rechnungsrat Daniel Hoffmann in Berlin, der im Meusebach'schen Hause als Kamerad am Spieltische lange Zeit regelmäßig verkehrte. Häufig erkundigt sich Hoffmann bei seinem Bruder nach Meusebachs oder giebt ihm Aufträge an sie, und Daniel berichtet in seinen Briefen gewissenhaft. Aus diesem Briefwechsel läßt sich ein allmähliches Erkalten der Beziehungen Hoffmann's und Meusebach's ungefähr seit der Zeit erkennen, als der Dichter seine Verlobung mit Davida von Thümen auflöste. Sein Auftreten in dieser Angelegenheit mochte auch Meusebach, wie Daniel vermutet, verdrossen haben. Hoffmann empfindet selbst, daß Meusebach kälter gegen ihn ist, und äußert es gegenüber Daniel; er grübelt auch, was die Ursache dieser Entfremdung sein könnte — ein Beweis, daß er sich keiner Schuld bewußt ist. Auch Daniel macht die Beobachtung, daß Meusebach an seines Bruders Schicksalen nicht mehr den freudigen Anteil nimmt und seine Gesinnung geändert hat: „ich sagte ihm (Meusebach) schon 14 Tage, daß die Kabinetsordre (über die Ernennung Hoffmann's zum ordentlichen Professor) da sey; er antwortete nichts als „So?!" — Frau v. M. bleibt wie immer unbefangen, doch

erkundigt sie sich nach Dir — er aber spricht gar nicht von Dir; ich, natürlich, fange auch nicht an, er muß doch etwas gegen Dich haben." (Brief vom 22. November 1835). Man erinnere sich, wie Meusebach sich über Hoffmann's Ernennung zum außerordentlichen Professor im Jahre 1830 gefreut hat (vgl. „Mein Leben". Bd. II. S. 176. 177).

Was die Ursache zu dieser allmählichen, aber unverkennbaren Entfremdung Meusebach's gewesen sein mag, läßt sich nur als Vermutung aussprechen. Wendeler (Briefwechsel 2c. S. LV) meint: eine Indiskretion Hoffmann's habe diese Erkaltung herbeigeführt. Der Dichter nahm nämlich in die 1834 erschienene Ausgabe seiner „Gedichte" die „Frühlingslieder an Arlikona" unter diesem Titel auf und veröffentlichte daselbst auch andere seiner Liebe zu Arlikona geltende Lieder (vgl. „Gedichte". 1834. 2. Bändchen. S. 9—16. 41—59). Der Grund läßt sich hören. Allerdings stehen die „Frühlingslieder" mit dem Zusatze „Für Arlikona" bereits in Rousseau's „Westteutschem Musenalmanach auf das Jahr 1823" (S. 160—165) und werden da Meusebach schwerlich entgangen sein. Doch verstand er damals, wie ausdrücklich bezeugt ist (Gaedertz, a. a. O. S. 2 23), diese Buchstabenversetzung „Arlikona" nicht zu deuten.

Sicher hat dem Dichter die Auflösung seiner Verlobung mit Davida in Meusebach's Augen geschadet und zu der Entfremdung beigetragen, wenn nicht gar sie verursacht. Carl von Winterfeld, Davida's Schwager, der seit 1832 in Berlin wohnte, war mit Meusebach befreundet. Er wird auch diesen beeinflußt haben, wie er und Davida's Brüder überhaupt in Berlin gegen Hoffmann gewirkt haben. Aus einem Briefe Daniels und aus Äußerungen Meusebach's gegen Jacob Grimm und Moriz Haupt (Wendeler, Briefwechsel 2c. S. LVII) scheint hervorzugehen, daß Meusebach in dieser peinlichen Angelegenheit nicht auf Hoffmann's Seite gestanden hat.

Dies eine ist sicher: Hoffmann hat länger an Meusebach festgehalten, als dieser an ihm, auch nachdem die Hoffnung auf Arlikona's Hand sich als eitel erwiesen, und seine wissenschaftlichen Arbeiten ihn auf Gebiete geführt hatten, auf denen er von seinem Berliner Gönner keine besondere Förderung erwarten durfte. Das spricht doch dafür, daß er nicht aus selbstsüchtigen Beweggründen den Verkehr mit Meusebach gepflegt hat.

Nach 1836 sind die Beziehungen zwischen Meusebach und Hoffmann, wie es scheint, fast vollständig gelöst. Seit April 1836 ist von Meusebach kein Brief, von Hoffmann nur ein Billet vom 3. Januar 1841 erhalten. Bei wiederholten Besuchen in Berlin bleibt Hoffmann, nach den Aufzeichnungen seines Tagebuches, dem Hause Meusebach's fern. Nur einmal, im März 1843, besuchte er ihn nochmals, ohne ihn zu treffen.

Erst nach Meusebach's Tode (22. August 1847) tritt er wieder mit der Familie in Verbindung und hilft mit Rat und That. An dem Schicksale der Meusebach'schen Bibliothek, die wohl niemand so gut kannte wie er, nimmt er lebhaften Anteil; er unterstützt Bettina's Bestrebungen, den König zum Ankauf derselben für die Berliner Bibliothek zu gewinnen (vgl. „Mein Leben". Bd. IV. S. 369–371). So bethätigt er die Dankbarkeit gegen Meusebach und dessen Familie über den Tod seines Gönners hinaus.

---

11. Jägerlieder.

(Mein Leben. Bd. II. S. 79.)

Bei der Sammlung seiner „Jägerlieder" wurde Hoffmann, wie so oft, von dem Wunsche geleitet, den deutschen Volksgesang zu heben und zu beleben. Deshalb weist er auf alte Volkslieder und volkstümliche Lieder hin und sucht gleichzeitig neue zu dichten; da ihm aber Dichten und Singen eins ist, so sorgt er dafür, daß in einer Beilage für die einzelnen Lieder auch Melodien mitgeteilt werden. Hoffmann bewährt sich also in dieser kleinen Veröffentlichung zugleich als gelehrter Forscher über das Volkslied, als Dichter und als Freund des Volksgesanges. Mit seinen eigenen Dichtungen hat er freilich in diesem Bändchen „Jägerlieder" wenig Glück gehabt. Nur zwei Lieder haben weitere Verbreitung verdient und gefunden: „Trarah! trarah! mit Hörnerschall" und „Morgen müssen wir verreisen." Ersteres ist bis zu des Dichters Tode fünfmal, letzteres elfmal komponiert worden (vgl. „Allgemeine musikalische Zeitung". 1876. Nr. 48. S. 760 und Nr. 47. S. 741. 742).

Wie ernst und gründlich Hoffmann auch bei derartigen, doch immerhin unbedeutenden Veröffentlichungen zu Werke gegangen ist, erkennen wir an einer Vorrede, die er zu den „Jägerliedern"

geschrieben hat, ohne sie in sein Büchlein aufzunehmen. Sie stammt vom 22. August 1828 und findet sich handschriftlich im Nachlasse. Wir teilen sie hier mit:

Meine Jägerlieder.

Das XV. Jahrhundert ist ganz arm an Jägerliedern; die Idee, sich unter dem gejagten Wilde des Weidmanns Geliebte zu denken, war eigentlich die einzige poetische Seite, die man dem Jägerleben abgewann. Aber auch diese Idee konnte nur erst spät wieder in Volksliedern aufkommen, da man sie zu Anfange des XVI. Jahrhunderts für viel zu weltlich hielt, die Geistlichen schufen sie um, Protestanten machten aus der Geliebten die Kirche Christi, Katholiken die Mutter Gottes. Erst gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, nachdem es sich unsere schönsten Volkslieder hatten gefallen lassen müssen, geistlich verwandelt zu werden, sang man weltliche Jägerlieder. Aus dieser Zeit stammen die von mir aufgenommenen Nr. 13. 14. 17, woran sich wegen der Melodie anschließt Nr. 15.*)

Die zu Anfange des XVII. Jahrhunderts in Deutschland beginnende Kunstpoesie war zu ernst, zu didactisch, und überhaupt viel zu vornehm, als daß sie die Jägerei zu ihrem Gegenstande hätte wählen können: aber auch diese hatte sich umgewandelt, sie war eine eigentliche Kunstjägerei geworden und die deutschen einfachen, rührenden Waldhornklänge paßten nicht mehr zu dem Hifthorn der französischen Parforcejagden, welche bei unseren Höfen ebenso lächerlich, wie von jeher alles Französische, nachgeahmt wurden. Alle Jägerlieder dieses Zeitraums haben nur noch ein geschichtliches Interesse, sie wimmeln voll mythologischer Anspielungen und voll Beziehungen auf damalige Liebesschäfergalanterien, womit uns selbst ein Salomon Geßner jetzt nicht mehr aussöhnen kann. Darum hat sich denn auch nur ein einziges Jägerlied, was meiner Meinung nach in diesen Zeitraum, in das Ende des XVII. Jahrhunderts [gehört], erhalten: Fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn!, und ich hätte es gern

---

*) Nr. 13: Es ritt ein Jäger wohlgemuth.
Nr. 14: Es blies ein Jäger wohl in sein Horn. } bereits in des
Nr. 17: Es wollt' ein Jäger jagen. } Knaben Wunderhorn.
Nr. 15: Ich weiß mir 'n Mägdlein hübsch und fein.

aufgenommen, wäre es nicht zu bekannt gewesen. Auch der Anfang des XVIII. Jahrhunderts bietet nichts dar, was sich zu einer Einführung in unsere Gegenwart eignet. Da ist kein Jägerlied ohne Diana oder Cynthia, Luna und Endymion, Corydon und Galathea, und Amor mit vollständigem Jagdapparate. Ich kenne nur ein einziges Lied, das bis jetzt, zwar sehr abgekürzt und geändert, gäng und gebe ist, es ist das bekannte: Frisch auf, zum fröhlichen Jagen!*) was gewöhnlich dem Hagedorn zugeschrieben wird, aber ganz fälschlich: ein Schlesier von Geburt, der jedoch in Dresden lebte, Gottfried Benjamin Hancke dichtete es im Jahre 1724 für das Hubertusfest, welches der Graf von Sporck auf seinen Gütern in Böhmen dem damaligen Könige August von Polen veranstaltete. Doch auch dies Lied ist nicht einmal originell, Hancke dichtete es, wie er selbst sagt, nach dem französischen: Pour aller à la chasse Faut être matineux. Erst nach dem allmähligen Verschwinden der Parforcejagden, und nachdem mit einer regelmäßigeren Verwaltung der Forsten die Jagd dem Forstmanne wieder zufiel, als sie wieder ein ländlicher Beruf geworden, läßt sich das alte gute Jägerlied (sowol Lied als Ballade) wieder vernehmen, und wenn auch mancher Versuch fehlschlug, so zeigt sich doch wenigstens, daß die Dichter das Poetische des Jägerlebens erkannten und daß ein Publicum da sein mußte, bei dem man ein Bedürfniß nach Liedern der Art voraussetzen konnte. Wildungen muß hier zuerst genannt werden, aber leider hat er nicht den rechten Ton getroffen; in seinen Liedern ist das Jägerleben zu technisch beschrieben und oft sehr prosaisch aufgefaßt. Bürger verstand's, hätte er nur mehr eigentliche Lieder noch dichten wollen, wie z. B. Nr. 18.**) Auch manchem andern jener Zeit mag es gelungen sein, ich habe nur noch Nr. 1***) und 7†) finden können, und auch diese konnten nicht einmal unverändert und ungekürzt hier mitgetheilt werden. Goethe gab mir die einzige Ausbeute Nr. 11*†) und

---

*) Vgl. Hoffmann's „Unsere volksthümlichen Lieder". 3. Aufl. 1869. S. 57. Nr. 362.

**) „Mit Hörnerschall und Lustgesang." Vgl. ebenda. S. 104. Nr. 672.

***) „Ich bin ein Jäger rasch und jung." Vgl. ebenda. S. 75. Nr. 464.

†) „Im Wald und auf der Heide." Vgl. ebenda. S. 88. Nr. 554.

*†) „Im Felde schleich' ich still und wild". Vgl. ebenda. S. 86. Nr. 540.

Schiller Nr. 6*). In der neuesten Zeit sind gewiß noch manche vortreffliche Jägerlieder entstanden, ich habe aber neben dem Uhland'schen Nr. 9**) nichts, was sich so recht eignet, finden können, denn das Tieck'sche: Froh und munter zwischen Steinen (!) Geht der Jüngling auf die Jagd, ist meines Erachtens von Anfang bis zu Ende ein schlechtes Lied. Es blieb mir also, dem Freunde des Waldgesanges nichts übrig, als selbst in meinen Busen zu greifen. Und nun, lieber Leser, oder vielmehr lieber Sänger, siehe d. h. sing Nr. 2. 3. 4. 5. 8. 10. 12. 16. 19. 20. 21!***)

---

12. Arlikona.†)

(Mein Leben. Bd. II. S. 94).

Karoline Gertrud von Meusebach, geboren den 7. Februar 1811, war die Tochter des Freiherrn Karl Hartwig Gregor v. M.; sie vermählte sich am 6. April 1833 mit dem Oberlandsgericht-Assessor Karl Hartmann Friedrich August von Witzleben. Dieser Ehe war nur eine kurze Dauer beschieden. Seit dem 5. Februar 1842 verwitwet, kehrte Karoline in das Haus ihres Vaters zurück und lebte in Potsdam und Baumgartenbrück. Wann sie gestorben ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

Die Liebe zu Karoline beherrscht das Gefühlsleben unseres Dichters während der zwanziger Jahre von seinem Berliner Auf-

---

*) „Mit dem Pfeil, dem Bogen." Vgl. ebenda. S. 104. Nr. 669.

**) „Kein' beß're Lust in dieser Zeit."

***) Nr. 2: „Lustig ist das Jägerleben." Ges. W. Bd. III. S. 112.
Nr. 3: „Kuckuck, melde dich bald!" ebenda. S. 113.
Nr. 4: „O lieber guter Frühling komm." ebenda.
Nr. 5: „Durch den Wald bin ich gegangen." ebenda. S. 115.
Nr. 8: „Nehmt hin die ganze weite Welt!" ebenda. S. 116.
Nr. 10: „Am Abend, Abend bin ich kein Jägersmann." nur „Jägerlieder". S. 15.
Nr. 12: „Wie ist doch im Walde gut wohnen!" Ges. W. Bd. III. S. 114.
Nr. 16: „Der Kuckuck schreit kuckuck." nur „Jägerlieder". S. 24.
Nr. 19: „Wir preußischen Jäger sind wohlgemuth." Ges. W. Bd. III. S. 185 und S. 291. Anm. 40.
Nr. 20: „Trarah! trarah! mit Hörnerschall." ebenda. S. 166.
Nr. 21: „Morgen müssen wir verreisen." ebenda. S. 104.

†) Vgl. über Meusebach oben S. 312—315.

enthalte an. Auf das vernehmlichste hallt seines Herzens Lust und Leid in den Liedern wider, die er in jenen Tagen und später der Geliebten gesungen hat. Um „Rosegilge" — wie er Karoline nennt — zu feiern, greift er zu der allemannischen Mundart, die schon kurz vorher, während seiner Neigung zu Meieli, die Sprache seines Herzens gewesen ist. Diese allemannischen Lieder sind in den Ges. W. noch nicht veröffentlicht; man findet sie in der 5. Auflage von Hoffmann's „Allemannischen Liedern" (Mannheim. 1843. S. 21—41). Wahre Perlen deutscher Liebeslyrik enthalten ferner die „Frühlingslieder an Arlikona", welchen Namen der Dichter sich ebenfalls bildete, um den Gegenstand seiner Liebesergüsse vor der Welt geheim zu halten (vgl. Ges. W. Bd. I. S. 196—200). Und auch der Schmerz über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe spiegelt sich in Liedern wider (vgl. Ges. W. Bd. I. S. 215 ff. und S. 399. Anm. 54, sowie Bd. II. S. 54. 55). Alles dieses — wie der Dichter selbst sagt — nur eine Handvoll Lieder, aber sie bezeugen die Tiefe seiner Empfindung, die dauernder als jede andere Liebe sein Herz erfüllte.

Von Arlikona erzählte Hoffmann in seiner Lebensgeschichte mit stiller Wehmut, aber auch mit neu aufloderndem Schmerz um die Begehrte und nie Besessene. Gäbertz in seiner schon erwähnten Schrift (Nord und Süd. 1892. S. 210 ff.) gedenkt eingehender auch der Bewerbung Hoffmann's um Arlikona's Hand und veröffentlicht den betreffenden Teil des Briefwechsels zwischen dem Liebenden und dem Vater der Geliebten. Aus Hoffmann's Nachlasse läßt sich die Geschichte seiner Liebe durch manchen einzelnen Zug vervollständigen.

Der Schmerz um die ihm Versagte hält bei dem Dichter lange an und kehrt an manchem Erinnerungstage mit erneuter Heftigkeit wieder: so schreibt er in seinen Aphorismen am 7. Februar 1830, dem Geburtstage Arlikona's: „Beinahe 9¼ Jahr — ich kann die Zeit berechnen und meine Freuden auch wol, nicht aber meinen Schmerz; meine Freude war ein Kind damals, K. ist groß geworden seitdem, aber nicht meine Freude. Heute ward sie geboren, und ich —". Schnell geht in Davida von Thümen ein neuer Stern an Hoffmann's Liebeshimmel auf, vermag aber den Schein des früheren nicht vollständig zu überstrahlen. Und als das neue Gestirn eben so schnell, wie es erschienen, wieder untergegangen ist, da leuchtet noch immer mit mildem Glanze Arlikona's Stern und ruft in dem Dichter weh-

mütige Betrachtungen wach: „Es ist wahr, lieber Bruder," schreibt er am 18. November 1832 an Daniel, „mit Arlikona scheint mir alles Glück, was Liebe gewähren kann, zu Grabe gegangen zu sein. Und wenn ich je wieder an Heirathen denken sollte, so bin ich überzeugt, wird die Ausführung ebenso scheitern — wie jetzt. Arlikona war mir von Gott auserkoren, meine Poesie war nur sie. Doch die Menschen wollten es nicht und nun ist Alles dahin — Liebe und Poesie und Leben — — —".

Bald darauf heiratete Arlikona, und das letzte Fünkchen Hoffnung auf ihren Besitz, welches hie und da in Hoffmann's Briefen an Daniel aufzuleuchten scheint, erlischt. Erst als Witwe, an das Krankenlager gefesselt, sieht Hoffmann am 22. September 1847 Arlikona wieder (vgl. „Mein Leben." Bd. IV. S. 371), als er nach Meusebach's Tode dessen Bibliothek besichtigt. Der Anblick der früh Geliebten in ihrer jetzigen Leidensgestalt reißt die alte Wunde seines Herzens wieder auf; erschüttert schreibt er in seinem Tagebuche: „Arlikona! wie sie da liegt! gelähmt an den Füßen! mit diesem Gesicht, das vor Schmerz und Kummer so früh altern mußte! Arme Arlikona! Ich ward furchtbar ergriffen."

---

13. Botheina.

(Mein Leben. Bd. II. S. 185 ff.)

Ueber die Geschichte seiner Liebe zu Botheina und seiner Verlobung giebt Hoffmann in seiner Lebensbeschreibung nicht vollständig klaren Aufschluß. Für seine Braut wählt er den der morgenländischen Poesie entnommenen Namen Botheina; ihren Familiennamen nennt er nirgends, wohl mit Rücksicht auf Mitglieder ihrer Familie, die zur Zeit der Abfassung von „Meinem Leben" (1868) noch lebten. Jetzt, nachdem wiederum ein Vierteljahrhundert verstrichen ist, darf man wohl den Schleier lüften und die Angaben der Biographie vervollständigen. Wir sind hierbei angewiesen auf:

1., Hoffmann's Briefwechsel mit seinem Bruder Daniel;

2., Hoffmann's Niederschriften in seinen Aphorismen;

3., die Briefe der Braut und ihrer Angehörigen an Hoffmann.

Eine wichtige Quelle ist uns verschlossen geblieben, die Briefe Hoffmann's an seine Braut und ihre Verwandten; unseren Bemühungen

ist es nicht gelungen, nähere Mitteilungen über sie und Einsicht in die etwa noch vorhandenen zu erlangen.

Hoffmann verkehrte in Breslau sehr freundschaftlich im Hause des Oberlandsgerichtsrates Carl von Winterfeld. Diesen, seine Frau und beider Söhnchen Sigismund, seinen Paten, nennt er in der Lebensbeschreibung mehrfach, freilich absichtlich nie als Verwandte seiner Braut. Frau Minna von Winterfeld war eine Tochter des 1826 verstorbenen preußischen Generallieutenants Heinrich Ludwig August von Thümen, dessen Witwe und unverheirateten Töchter Agnes, Angelika und Davida häufig in Breslau bei Winterfeld's zu Besuch weilten. Dort im Hause ihres Schwagers lernte Hoffmann Davida von Thümen kennen, wahrscheinlich im Winter 1829 zu 1830. Denn bereits am 21. April 1830 gesteht er ihr, die damals in Potsdam bei ihrer Mutter sich aufhält, in einem Briefe, dessen Entwurf im Nachlasse vorhanden ist, seine Liebe und bittet um ihre Hand. Davida kann des Dichters Bitte nicht erfüllen, da sie seine Gefühle nicht erwidert. „Ihr schönes und herrliches Talent ist mir allerdings nie gleichgültig gewesen: an eine innigere Uebereinstimmung zwischen Ihnen und mir zu glauben habe ich Ihnen aber niemals Veranlassung gegeben" (Brief vom 6. Mai 1830). Diese Antwort, die Hoffmann offenbar ganz unerwartet kam, versetzte ihn in die tiefste Betrübnis. Aus jenen Tagen stammen die ersten zehn seiner sogenannten „Spanischen Romanzen" (in die Ges. W. nicht aufgenommen; vgl. „Gedichte". 1834. Erstes Bändchen. S. 261—281). Doch schließt er diese mit den Versen:

Ihrer Huld und ihrer Liebe
Hab' ich ganz mein Herz ergeben,
Wie sie will, bereit zum Sterben
Bin ich und bereit zum Leben.

Das bedeutet nicht Verzichtleisten, sondern Hingebung und treues Festhalten an seiner Liebe. Als er im Sommer desselben Jahres Botheina in Polnisch-Neudorf, dem bei Breslau gelegenen Sommersitze Winterfeld's, wiedersah, da sang er aufs neue von seiner Liebe. Viele Lieder in der Sammlung „Liebe und Leid" (Ges. W. Bd. I. S. 215—225. Nr. 2. 6. 9. 16—19) und manches andere aus jener

Zeit (Ges. W. Bd. I. S. 22: „Was mir bleibt“: S. 32: „Mondscheinnacht“; Bd. II. S. 62—64) gewähren uns einen Einblick in das schmerzliche Empfinden des Dichters. Sein Wesen zeigt damals geradezu einen sentimentalen Zug, der ihm sonst fremd ist: er schwelgt förmlich in seinem Unglück. Mit aller Gewalt fühlt er sich nach Polnisch-Neudorf in die Nähe der Geliebten gezogen, um jedesmal, von ihr zurückgestoßen, noch fassungsloser, noch verstörter in die Einsamkeit seines breslauer Lebens zurückzukehren. Nur ein treue Seele fühlt und leidet mit ihm, eine Schwester Davida's, Angelika. Ihr schüttet er sein gequältes Herz aus, und wenn sie auch nicht Davida's Gesinnung gegen ihn zu beeinflussen vermag, so versucht sie wenigstens, den Leidenden durch milden Zuspruch auf die Zukunft zu vertrösten. Noch im Winter ist des Dichters Liebe hoffnungslos, drum singt er zum Weihnachtsfeste der Geliebten „Die letzten Blumen“ (Ges. W. Bd. I. S. 226—230). Erst der Frühling (1831) bringt auch seinem Herzen neue Hoffnung. Zu seinem Geburtstage wird Botheina seine Braut. Das neue Leben an der Seite der Geliebten giebt ihm neue Lieder (Ges. W. Bd. II. S. 64—68), und auch die „Spanischen Romanzen“ erfahren eine Fortsetzung (Nr. 11—16; siehe „Gedichte“. 1834. Erstes Bändchen. S. 282—290):

Rothe Rose, lichte Rose,
Meine Rose, sei gegrüßet,
Was ich wünschte, was ich hoffte,
Alles ist in Dir erblühet.

Das Glück einer baldigen Ehe, das dem Dichter in jenen Tagen vorschwebt, wird ihm nicht zu teil. Im November 1832 geht die Verlobung wieder zurück. Fragt man, wie und durch wessen Verschulden das so hat kommen können, so ist es schwer, beiden Seiten gerecht zu werden, da die Briefe Hoffmann's an Davida und deren Familie nicht zur Verfügung stehen. Hoffmann fühlt sich vollkommen unschuldig, aber die Auflösung der Verlobung erscheint doch nach der Darstellung in der Lebensbeschreibung nicht genügend begründet und etwas übereilt. Ausführlicher spricht er sich in einem Briefe vom 9. April 1833 an seinen Gönner, den Geheimrat Johannes Schulze in Berlin, aus, den wir hier folgen lassen:

Breslau, 9. April 1833.

Ew. Hochwohlgeboren

fühle ich mich veranlaßt, auf Ihre neuliche Anfrage wegen meiner beabsichtigten Heirath die Geschichte derselben in wenigen Worten mitzutheilen, weil ich hoffe, wenigstens vor Ihnen so gerechtfertiget zu stehen, wie ich es vor meinem Gewissen und meinen hiesigen Freunden bin, wenn ich auch den Verläumdungen in Berlin nicht entgehen kann.

Vor zwei Jahren, 2. April 1831 zu meinem Geburtstage verlobte ich mich mit Fräulein Davida von Thümen. Nachdem anderthalb Jahre vergangen waren, lebte meine Braut nicht mehr in Breslau, sondern Berlin. Ich hegte die Hoffnung, daß nach so langer Zeit und bei so weiter Entfernung von einander endlich unsere Verbindung festgesetzt und erfolgen würde. Ich hatte mich mündlich und schriftlich oft genug darüber geäußert, nie aber eine zufrieden stellende Antwort erhalten. Die Familie von Winterfeld, bei welcher meine Braut hier gelebt hatte und nun auch wieder in Berlin lebte, suchte alles anzuwenden, die Erfüllung meiner Wünsche zu hintertreiben. Man deutete darauf hin, meine Braut sei jetzt krank, ich hätte jetzt auch nicht Einkommen genug, sagte mir aber nie ehrlich und offen, daß deshalb nur meine Heirath verzögert werde. Ich hatte mir unterdessen eine Wohnung für 140 Rℓ. gemiethet, zahlte also 80 Rℓ. mehr, da ich seit 10 Jahren mich mit einer Wohnung für 60 Rℓ. begnügt hatte. Ich war unterdessen in Berlin gewesen*) und hatte mich bemüht, Zulage zu bekommen; freilich vergeblich. Denn auf ein Gesuch an Se. Exc. den Herrn Minister von Altenstein erhielt ich nicht einmal Antwort, ebensowenig auf ein Schreiben, welches ich nebst meiner Geschichte des deutschen Kirchenliedes auf Befehl des Herrn Ministers an Se. Majestät den König einreichen mußte. Ich hatte gethan, und that Alles, um den Anforderungen von Seiten der Familie zu genügen. Übrigens kannte mich die Familie Winterfeld sehr genau und bereits seit dem J. 1823; sie wußte, daß ich für mein Custodiat 360 Rℓ. und für meine Professur 200 Rℓ. jährliches Einkommen hatte, und sie mußte vorherwissen, was sich billiger Weise dereinst vom Staate für mich erwarten ließ. Jetzt schien sie nur zu wissen, daß ich ihre Ansprüche befriedigen, ihrer Laune und der Convenienz genügen müsse.

*) 17. April bis 14. Mai.

Wie hoch diese Ansprüche waren — Frau v. W. hatte sich mündlich gegen eine hiesige Freundin geäußert: ehe ich nicht wenigstens 14 oder 1500 Thaler Gehalt hätte, könne aus meiner Verbindung nichts werden. Ew. Hochwohlgeboren mögen nun als Familienvater und Staatsbeamter urtheilen, ob ich unter solchen Umständen nicht ein Verhältniß aufgeben mußte, wozu nur von mir Opfer gefordert wurden, während es doch, wenn es das Glück des Lebens begründen soll, auf wechselseitigen Opfern beruhen muß. Und ich scheute kein Opfer; gern hätte ich mit Entbehrungen aller Art, mit Noth und Kummer ein neues Leben begonnen, wozu mich nur Liebe und sonst nichts geleitet hatte! Leider mußte ich zuletzt noch die Ueberzeugung gewinnen, daß meine Braut die Ihrigen mehr liebte als mich und willenlos, wie sie es von Jugend auf aus zärtlicher Rücksicht gegen jene gewohnt war, jetzt ein Verhältniß zerstören half, worin ich statt Freude nur Vorwürfe und Verdruß einerndtete, alle Lust an litterärischer Thätigkeit verlor und den letzten Rest angeerbter Heiterkeit einbüßte.

Jetzt habe ich Ruhe und Frieden wieder gewonnen. Ich habe keine Ansprüche dieser Art mehr an die Welt; ich gehöre ganz der Kunst und Wissenschaft und suche nichts für mich, nur für jene habe ich Hoffnungen, Wünsche und Bitten. Und aus dieser Gesinnung dürfen Sich Ew. Hochwohlgeboren erklären, wenn ich neulich um das Directorat der hiesigen Kunst- und Alterthümer-Sammlungen einkam.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamer Diener

Dr. Hoffmann.

Zur Ergänzung fügen wir folgendes hinzu. Im Frühlinge 1832 wurde Winterfeld als Geheimer Obertribunalrat nach Berlin berufen, mit seiner Familie sollte auch Davida von Breslau dahin übersiedeln. So stand dem Dichter die schmerzlichste Trennung bevor. Die Familie seiner Braut wünschte zwar, daß er sich ebenfalls nach Berlin versetzen lasse. Aber wenngleich dieses auch der innerste Wunsch Hoffmann's war, der sich ja stets von Breslau fortsehnte, so erkannte er es doch als eine Unmöglichkeit, diese Versetzung beim Ministerium zu erlangen. Sein nächstes, vielleicht erreichbares Ziel war, in Breslau so gestellt zu werden, daß er einen Hausstand gründen könnte. In

Berlin wurden ihm günstige Aussichten eröffnet, und er hoffte, bald Davida als seine Gattin nach Breslau zurückführen zu können. Im Juni begleitete er Davida, die damals bereits sehr leidend war, und ihre Verwandten nach Salzbrunn ins Bad. Er begehrte, etwas Sicheres über seine Hochzeit festgesetzt zu sehen, und bedrängte mit diesem Wunsche seine Braut, besprach aber diesen Punkt nie mit ihrer Mutter, was doch das Natürliche gewesen wäre, und verhinderte dadurch selbst ein offenes Sichaussprechen. In Ungewißheit über seine Verheiratung, unter der er selbst am meisten litt, verließ er Salzbrunn, wo er, wie aus brieflichen Äußerungen hervorgeht, den Verwandten seiner Braut durch sein launisches und verstimmtes Wesen auffiel und sie mit Sorgen für Davida's Zukunft erfüllte. Schon damals ist in Hoffmann's Gesinnung eine Erkaltung eingetreten, und er hat Mißtrauen gegen die Familie seiner Braut geschöpft; das zeigen seine Briefe an Daniel. In Breslau sich allein überlassen und nicht fähig, seiner Stimmungen und des Schmerzes über eine längere Trennung von der Geliebten Herr zu werden, lebt er sich immer mehr in die Vorstellung ein, daß Davida's Familie ihn nicht ehrlich behandele und die Verheiratung unter Vorwänden absichtlich hinausschiebe. Daher quält er in seinen Briefen, die selten genug auf einander folgen, die Geliebte mit Vorwürfen, welche nicht nur für diese tief schmerzlich sind, weil sie thatsächlich ebenfalls die Verbindung ersehnt, sondern sogar ihre Gesundheit gefährden, da sie heftig an Brustkrämpfen leidet und jede Aufregung ihren Zustand verschlimmert.

Schließlich schlägt sich Winterfeld, der Davida's seelische und körperliche Leiden mitansieht, ins Mittel, er sucht als wahrer Freund mit herzlichen, offenen Worten — anders lassen sich seine Briefe nicht auffassen — Hoffmann sein Mißtrauen auszureden und weist besonders auf Davida's bedenklichen Gesundheitszustand hin. Aber dieser hat sich so sehr in seinen Argwohn gegen die Familie hineingeredet, daß er selbst warmen Worten und triftigen Gründen unzugänglich ist; er meint, man schütze Davida's Krankheit nur vor, und ändert seine Ansicht und das Benehmen gegen seine Braut nicht. Noch in ihrem letzten Briefe (vom 14. October 1832) bittet diese Hoffmann dringend und herzlich, sie doch einmal in Berlin zu besuchen; in mündlicher Besprechung werde er sich überzeugen, daß sein Mißtrauen unberechtigt sei. Auch das wirkt auf ihn nicht; er vermeidet

es, nach Berlin zu kommen, und zerstört dadurch die letzte Brücke, die zu einer Verständigung hätte führen können.

Am 1. November 1832 bittet er Frau von Thümen — für diese und deren Familie offenbar recht überraschend — brieflich um Lösung des Verhältnisses. In deren Namen giebt Winterfeld dem Dichter sein Wort zurück und hebt somit die Verlobung auf.

Diese Darstellung entnehmen wir den oben erwähnten Quellen. Davida's und Winterfeld's Gesinnung gegen Hoffmann erscheint in anderem, besseren Lichte, als wie sie in jenem Briefe an Johannes Schulze dargestellt wird. Daher kann man den Dichter durchaus nicht, wie er es thut, von aller Schuld freisprechen, obwohl es sich der Beurteilung entzieht, in wie weit sein Mißtrauen und seine Vorwürfe gegen seine Braut und ihre Familie doch gerechtfertigt sind. Denn selbst der besonnene und ruhige Daniel äußert sich hie und da argwöhnisch. Da wir Hoffmann's Briefe nicht kennen, sondern nur ihren Widerschein in den Antworten Davida's und Winterfeld's wahrnehmen, so läßt sich auch nicht sagen, ob die Vorwürfe der Familie gegen ihn vollständig begründet sind.

Hoffmann scheint in einer unglückseligen Verblendung befangen gewesen zu sein, die ihm die Selbstbeherrschung raubte und ihn für besonnene Ueberlegung, Vernunftgründe und offene Aussprache unempfänglich machte. Er betrachtete sich als gemißbraucht, als ein Opfer der Laune und der Convenienz und empfand das Verlöbnis zuletzt als einen lästigen Zwang, dessen Aufhebung als die Rückkehr zur Freiheit, zum Leben. Doch blieb wohl ein Stachel in seiner Seele zurück. Auch durch diese unglückliche Liebe geriet er immer tiefer in jene Stimmung einer allgemeinen Unzufriedenheit, die sich während seines breslauer Aufenthaltes aus den verschiedensten Ursachen seiner bemächtigte und schließlich auf einem ganz anderen Gebiete in den „Unpolitischen Liedern“ zu einem offenen Ausbruche führte.

Davida von Thümen ist im Jahre 1883 unvermählt gestorben. Genauere Nachrichten über sie stehen uns nicht zu Gebote.

Aus dem Sommer des Jahres 1830, dessen Frühling der Liebeswerbung des Dichters eine Abweisung gebracht hatte, stammt eine Niederschrift Hoffmann's in seinen Aphorismen, die einen Einblick in sein damaliges Gefühlsleben gewährt und dessen engen Zusammenhang

mit seinem Dichten klar vor Augen führt. Wir lassen diese Aufzeichnung vom 31. August 1830 als Schluß hier folgen:

Ihrer Huld und ihrer Liebe
Hab' ich ganz mein Herz ergeben,
Wie *sie* will, bereit zum Sterben
Bin ich und bereit zum Leben.

Mit diesen Worten hatte ich meine spanischen Romanzen beschlossen, mit diesen Worten beschließe ich aber immer und ewig jeden Ausdruck meiner Liebe und jedes meiner Lieder in noch so ernsten und trüben Tönen, jedes ist doch nur ein Nachhall dieser Gesinnung. Nie kann mein Herz von der Geliebten etwas wünschen, was ihrem Wunsche zuwider wäre. Diese Gesinnung hat etwas Beruhigendes und Tröstendes, die reine Selbstaufopferung, woraus sie entspringt, hat etwas Erhebendes über das Leben, über seine drückenden Formen, seine spärlichen Freuden, seine Sorgen, Bedürfnisse und ängstlichen Leiden.

Mit dieser Gesinnung ist aber immer wieder ein neuer Anfang zur Poesie gegeben. Es war also natürlich, ja nothwendig, daß ich von neuem dichten *mußte*, und es wäre *geschehen*, hätte ich auch Davida nie wiedergesehen. Aber ich sah sie wieder, es fiel ein Sonnenblick auf die Keime, die in meinem Herzen schlummerten, sie wachten auf, sie lebten und wurden zu lauter Liedern.

Das Störende, Verwirrende der Leidenschaft hatte sich längst aufgelöst in einen stillen Schmerz und dieser Schmerz läuterte sich jetzt und verklärte sich gleichsam, seit ihm der Himmel eine Sprache lieh, die Sprache der Selbsttröstung, wie sie jedes Herz bedarf, was nur auf sich zurückgewiesen ist und ohne schönere irdische Beziehungen leben muß.

Und wirklich, ein tiefer Frieden war über mich gekommen. Wie der Mond und die Sterne mit den Blumen der stillen Sommernacht liebäugeln und auch nicht wissen warum, und jeden Abend wiederkehren und jeden Morgen in Frieden scheiden, so blickte auch ich in die Welt, ich kannte keinen Verlust, jede Wiederkehr meiner Hoffnung war nur eine nie erfüllte Sehnsucht, eine beseligende, unaussprechliche Freude an dem Fernen, Unerreichbaren.

Ich konnte also jene herrliche Mondscheinnacht begrüßen, die auf den 7. Juli folgte:

O laß mich lauschen, laß mich lispeln, kosen rc.*)

So schön war diese Nacht, schöner als der Tag, der mir nur das Wiedersehn einer Geliebten, nicht aber einer Liebenden gewährt hatte. Jetzt aber in der stillen hellen Nacht sah ich meine Liebe bekränzt mit dem Heiligenscheine und gekleidet in den Frieden des Himmels vor mir wandeln und der Glanzblick ihres Auges drang durch meine Augen und mein Herz erbebte vor Freude. Jetzt ahndete ich nicht einmal, daß jemals trübe Wolken aufziehen und mir dies Bild verhüllen könnten.

Davida war übrigens krank und blieb krank; ich verhehlte nie meine innige Theilnahme an ihren Leiden und sprach mit den besten Hoffnungen meine herzlichsten Wünsche aus für ihre baldige Genesung. Ich glaubte, das alles thun zu können und zu müssen, es war ja so eine allgemeine, natürliche Theilnahme. — Bald aber schreckte mich ein banges Gefühl aus meiner Unbefangenheit auf. Davida genas, sie sprach aber nie ein Wort mit mir, und ich klagte mich an, daß ich ihren Frieden gestört hätte; ich ward durch nichts darüber beruhigt. Mit diesem Augenblicke begann ein Schmerz, der sich nicht aussprechen, nicht mittheilen läßt, der selbst jeder Fessel des Liedes wiederstrebte.

Ich war so genügsam gewesen!

Unter Regen, Kält' und Sturm
Wagt er sich in's dunkle Leben rc.**)

Meine Seele war sich so ganz bewußt, daß sie niemals einen Gedanken hegte, jemanden zu kränken. Eben darum versank ich in eine so lange Traurigkeit, die aber immer wieder zu der Quelle, woher sie floß, zurückkehrte; wie sie in der Liebe begann, so suchte sie auch darin Trost:

Ach! könnt' ich eine Wolke sein
Voll Herzenstraurigkeit!
An Deiner Augen Sonnenschein
Verginge dann mein Leid.

*) Vgl. Ges. W. Bd. I. S. 32. — Am Abend des 7. Juli sah der Dichter in Polnisch-Neudorf Davida wieder.

**) Ges. W. Bd. II. S. 62.

Und könnt' ich sein ein Wiesenquell,
Der aus dem Felsen quillt,
Da wär' ich froh und sonnenhell,
Ich trüge ja Dein Bild.

Und wär' ich eine Wiese grün,
So trüg' ich manchen Kranz,
Ich müßte wie der Mai erblühn,
Dein Blick ist Maienglanz.*)

Endlich aufgelöst in Schmerz vergaß ich die Menschen, nicht weil ich sie floh, sondern weil sie mich flohen oder zu fliehen schienen, und mein Herz bettelte um Ruhe und Trost in der stummen lieben Gotteswelt umher:

So leuchtet meinem Pfade, Blumensterne! **)

Aber ein furchtbarer Kampf begann in mir; das poetische Leben und das Leben in der Erscheinung hatten schon lange feindselig sich gegenüber gestanden, es bedurfte nur leiser Äußerungen und Winke und der Krieg ward geführt. An meiner körperlichen und geistigen Reizbarkeit, die unter strengen wissenschaftlichen Arbeiten sich stets vermehrte, fand jener Zwiespalt immer neue Nahrung. Wol lieh die Poesie Milderung, sie wollte alles heilen, immer vermitteln und in Einklang bringen.

Herz, was blieb dir für dein übrig Leben? rc.***)

Aber solche Stimmen überhörte ich; nicht der Trost, nur der Schmerz sollte die Sprache meiner Seele sein. Ich hatte im geselligen Verkehre dann Mühe und Noth, meine trübe Stimmung zu bergen, ich wollte immer stärker scheinen als mein Schicksal und entzog mich den peinlichsten Stunden niemals, denn ich wollte an ihren harten Prüfungen mich stärken und erbauen. Doch nicht immer gelang's mir, und gewiß, wenn ich jemals in Bezug auf das Mislingen dieser redlichen Bemühung Vorwürfe hören muß, gewiß treffen diese mehr die schwache menschliche Natur überhaupt als ein Leben, was im beharrlichen Streben nach dem Bessern und Edlen nur reicher an Täuschungen und ärmer an Hoffnung wird.

*) In die Ges. W. nicht aufgenommen.
**) Ges. W. Bd. I. S. 223.
***) Ges. W. Bd. I. S. 22.

Da gab's denn wol Tage, wo mich meine Wehmuth trennte von allen Menschen, wo ich ihr Stunden opfern mußte, die ich anderen bestimmt hatte, für andere und mit anderen leben wollte. Aber ich blieb dann gewöhnlich mein eigener Vertrauter, und so störte ich nur selten, nur wenig. So am 1. August, als A.*) Abschied nahm. „Das Gefühl: du bist allein! (schrieb ich in mein Tagebuch) drückte mich gleichsam nieder und trennte mich von allen meinen Umgebungen, die sich eben zum Abschiednehmen bereithielten. Da saß ich, und jeder Blick des Himmels durch eine Blätterlücke wurde ein glühender Stern, denn alle anderen waren mir untergegangen. Und ich ertrug's nicht länger mehr; schon hörte ich die Worte der Scheidenden: und ich dachte mir, nur der Scheidende ist der Glückliche, und schied auch, unter den dunklen Bäumen hin an den Blumen vorüber, in das weite Feld, und niemand sah mich wieder."

Aber immer suchte ich, wie diesmal, durch baldige Wiederkehr gleichsam gut zu machen, was ich gefehlt hatte. Und wenn ich auch jedesmal mit mir kämpfte: du leidest zu viel, wenn du oft nach Polnisch-Neudorf gehst — so half's doch nicht, es geleitete mich eine unsichtbare Hand immer wieder hin. Und wohl mir! Daß mein Herz es konnte und durfte! Sein Gefühl für Liebe und Freundschaft ward ja nie geschwächt, wenn auch zuweilen getrübt, und der Friede muß wiederkehren in ein Herz, was allen und jedem Frieden wünscht.

Ich ward wirklich von Tage zu Tage ruhiger. Die morgenländische Poesie, womit ich mich seitdem wieder gern beschäftigte, stärkte mich, die Lehren der Sufis führten mich dem höheren Leben zu und ich ward heimischer im Himmel, und doch liebte ich die Erde, wo Dschemil und Botheina lebten. Auch der Verstand machte sich wieder geltend, und wie sehr ich ihn auch verspottete, wie er nämlich an der Wand des Herzens lausche und gern etwas erfahren möchte:

O wie wüßt' er doch so gern,
Was die Liebe drinnen treibet!
Doch er steht ihr viel zu fern,
Lieb' ihm stets Geheimniß bleibet —**)

---

*) Angelika von Thümen, Davida's Schwester.

**) In die Ges. W. nicht aufgenommen.

so waltete er doch in den langen Tagen, wo mich meine altholländischen Forschungen und die Geschichte des deutschen Kirchengesangs beschäftigten. Selbst das drückende Gefühl der Heimathlosigkeit, was mich überall hin verfolgt, schien beschwichtigt; ich fand da eine Heimath, wo ich sie nur einzig suchen soll, in der Kunst und Wissenschaft. Aus den Tagesereignissen, die ich gleich anfangs für meine Sache ansah, schöpfte ich frohe Hoffnungen für die Verwirklichung meiner Ideen von Völkerglück, und aus den Thränen, die ich vor Freuden weinte, dachte ich mir eben so viel Thaten, die ich einst dem Vaterlande, dem freier sich entwickelnden, herrlicher aufblühenden im Dienste der Wissenschaft weihen wollte. — Hätte jetzt Davida nur Einmal mit mir gesprochen, hätte ich nur aus Einem Worte errathen können, daß sie nur aus Rücksicht für mich, nur zu meinem Besten so handele — Wie beruhigt wäre ich gewesen! eine wahre himmlische Heiterkeit hätte mein ganzes Wesen durchdringen müssen, hätte die letzten Seufzer der Wehmuth verschlungen und mich ausgesöhnt mit einer Welt, die immer bereit ist, mir den vollen Kelch ihrer Trübsale darzureichen. Nein, nur meine Traurigkeit sollte wachsen und mit ihr das Verzichten auf diese Erde, wo ich keine Heimath für meine Hoffnung und Wünsche fand:

Du hast zertrümmert mir die Brücke,
Die ich zum Himmel mir gebaut.*)

Diese Stimmung wiederholte sich in neuen Tönen, aber alle waren nur Nachklänge jenes Liedes:

Alles schweigt, und Fried' und Grabesstille
Lagert über Wies' und Busch und Ried,
Nur im Stoppelfelde singt die Grille
Noch der Sommerfreud' ein Abschiedslied.

Singen möcht' auch ich so gern von Scheiden,
Von entflohner Freude säng' ich gern:
Aber ach! es scheidet nie mein Leiden,
Und die Freude bleibt mir eben fern.**)

---

*) Ges. W. Bd. I. S. 222.

**) In die Ges. W. nicht aufgenommen.

So auch noch am Vorabende jenes Tages (24. August), der mich veranlaßt hat alles dies zu erzählen*).

---

14. Zum Buche der Liebe.

(Mein Leben. Bd. II. S. 297. 298.)

Über das Mädchen, dem die Ergüsse in Hoffmann's „Buch der Liebe" (erschienen 1836; vgl. Ges. W. Bd. I. S. 249—311) gelten, giebt der Dichter in seiner Biographie (vgl. Ges. W. Bd. VII. S. 215. 216) nur dunkle Andeutungen. Wohl aus Rücksicht auf noch Lebende vermeidet er es nicht allein, ihren Namen zu nennen, sondern er bietet nicht einmal den geringsten Anhaltepunkt, von dem aus man in das Geheimnis eindringen könnte. Ist es bei Henriette, Arlikona und Botheina nicht schwer, die unbestimmten Angaben der Biographie aus dem Nachlasse zu vervollständigen, so stehen wir hier vor einem Rätsel, zu dessen Lösung weder die handschriftlichen Aufzeichnungen des Dichters noch sein Briefwechsel mit Bruder Daniel und den Freunden etwas Wesentliches beitragen. Sie bleibt für uns die „Namenlose", wie der Dichter selbst sie anredet (Ges. W. Bd. I. S. 253):

> Wie soll ich nennen dich, dich Namenlose?
> Ein Veilchen bist du immer, nah' ich mich;
> Und fern von dir erscheinst du mir als Rose,
> Und träumend seh' ich nur als Lilie dich. —

In seiner Lebensbeschreibung teilt Hoffmann einige Aufzeichnungen über die „Namenlose" mit. Ihnen sind aus dem Nachlasse folgende hinzuzufügen:

„Ich kam aus dem Weinhause, es gingen weibliche Gestalten an mir vorüber. Sie muß es sein! Ich gehe nach, ich hatte niemanden erkannt, aber sie war es. (Juli.)" (1835.)

„Ich besuche Ihren Bruder, trete ins Haus ein, erschrecke, vor wem? Sie war es." (Juli 1835.)

„Er war bei mir; ich las ihm die Breslauer, Zittauer und Görlitzer Fortsetzung des Buches der Liebe. Wir sprachen sehr

---

*) Was am 24. August dem Dichter Schmerzliches widerfahren ist, deutet seine Niederschrift vom folgenden Tage an: „Gestern in Polnisch-Neudorf. Was könnte ich heute nicht alles schreiben! Aber mein Schmerz ist zu neu, zu groß; ich bin gänzlich unfähig zu beginnen — Armes Herz! Mein armes Herz!"

ernst: zu weltlich, nicht glücklich. Das war 5. Mai 36. Sonntags darauf sehe ich die Namenlose und — spreche kein Wort mit ihr."

Auch mit diesen Angaben kommt die Untersuchung nicht weiter. Sicher war das Mädchen, um dessen Liebe der Dichter in seinen Liedern warb, die Schwester eines seiner Freunde, der in Breslau oder wenigstens in der Nähe wohnte. Ob dieser Bruder der „Namenlosen", den er zugleich seinen Freund nennt, der Mann, mit dem Hoffmann das rätselhafte Gespräch vom 5. Mai 1836 hatte (vgl. die oben mitgeteilte Aufzeichnung) und der „Eine, der darum wußte, aber nichts sagte und auch jetzt (er lebte also 1868 noch) nichts sagen wird" (vgl. „Mein Leben." a. a. O.) — ob diese drei Männer irgendwie unter einander zusammenhängen und ob vielleicht zwei von ihnen oder alle drei ein und dieselbe Person sind, läßt sich nicht entscheiden.

Endlich ist noch zu bedenken, daß Hoffmann in seiner Biographie aus Rücksicht auf Lebende mehrfach sich geheimnisvoll äußert und namentlich verwandtschaftliche Beziehungen verschweigt; er nennt z. B. die Familie von Winterfeld nie in Verbindung mit Botheina, die Familie des Professors Kapp zu Heidelberg nicht in Verbindung mit Johanna. Daher ist es leicht möglich, ja wahrscheinlich, daß die Familie der „Namenlosen", und auch der Ungenannte, der um des Dichters Liebe weiß, an anderen Stellen der Biographie ganz harmlos erwähnt wird.

Eine Vermutung dürfen wir hier aussprechen, für die mancherlei in die Wagschale fällt, obwohl es auch nicht an einem Gegengewicht fehlt. In der Handschriftenabteilung der königlichen Bibliothek zu Berlin befinden sich Briefe Hoffmann's an Leocadia von Nimptsch; in dem vom 4. März 1837 heißt es: „Mit der Poesie habe ich einen heftigen Sturm auf mein Herz abgeschlagen: das Buch der Liebe ist mein Sieg. Die Poesie soll auch ferner meine Wehr und Waffe sein, freie und ungezwungene Thätigkeit nach innen und außen soll mir helfen und mit dem Feldgeschrei des alten Boëthius (de consolatione philosophiae):

Weg mit den Freuden
Und mit der Furcht weg!
Scheuche die Hoffnung!

Denk an den Schmerz nicht!
Neblicht der Geist ist,
Fesselgebändigt,
Herrschen noch jene —

stürze ich blind in die Welt hinein und grüße Sie und sie herzlich." — Dieser Schluß ist recht merkwürdig; er klingt so, als ob der Dichter unter „sie" den Gegenstand seiner Liebe verstehe und durch Leocadia die geliebte „Namenlose" grüßen lasse. Unwillkürlich denken wir dann an Leocadia's Tochter Marie.

In dem Herrenhause zu Jäschkowitz an der Oder, unweit Breslau, wohnte der General=Landschafts=Repraesentant Karl Friedrich von Nimptsch, dessen Gattin Leocadia, geb. von Gilgenheimb, eine geistvolle, von liberalen Ideen erfüllte Dame, aus dem nahen Breslau einen Kreis bedeutender und freidenkender Männer um sich zu versammeln pflegte. Seit dem Jahre 1833 verkehrte auch unser Dichter in Jäschkowitz und fühlte sich von dem Geiste der Freiheit, der dort wehte, mächtig angezogen. Daher seine begeisterte Aeußerung gegenüber seinem Bruder Daniel (vgl. „Mein Leben". Bd. II. S. 228). Bis zu seiner Absetzung besuchte er häufig Jäschkowitz und blieb auch später mit Leocadia in brieflichem Verkehre. Leocadia's sehr freundschaftlich gehaltene Briefe liegen in Hoffmann's Nachlasse vor.

Leocadia besaß zwei Kinder, Marie und Paul, deren Hofmeister, ungefähr in den Jahren 1831—32, Heinrich Laube war, der in seinen „Erinnerungen"*) auch von diesem Aufenthalte in Jäschkowitz erzählt.

Marie, geboren den 13. April 1820, verlobte sich 1841 mit dem preußischen Ministerresidenten zu Rom, Leopold August von Buch. Nach ihrer Verheiratung bald verwitwet, vermählte sie sich am 6. April 1847 mit dem Fürsten Friedrich Hermann Anton von Hatzfeldt auf Trachenberg (1808—1874). — Ihr Bruder Paul, wahrscheinlich jünger als sie (leider fehlen uns die genaueren Angaben), ist am 10. Januar 1858 gestorben.

Marie stand also 1835, als des Dichters Neigung ihren Anfang nahm, in dem Alter, daß sie ihm als Kind und bald darauf als Jungfrau — wie er schreibt — erscheinen konnte. Außer diesem

*) Bd. I. S. 137 ff. bis 143; aus ihm schöpft Johannes Prölß (das junge Deutschland. 1891. S. 206—210).

Punkte und der bereits mitgeteilten Stelle in Hoffmann's Briefe an Leocadia läßt sich noch anderes anführen. Hoffmann verfolgt späterhin, wie seine Aufzeichnungen im Tagebuche beweisen, Mariens Schicksale mit Anteil; über ein Wiedersehen mit ihr schreibt er am 2. März 1857: „Als ich heimkomme, warten auf mich Fürst Hatzfeldt mit Gemahlin von Gotha. Ich kannte Maria sofort wieder, was sie gar nicht glauben wollte, sie ist noch hübscher und lebendiger als sie früher war. Sie laden uns ein nach Gotha und Trachenberg."

Ferner zeigen uns die Briefe Leocadia's an Hoffmann, daß sein Verhältnis zur Familie von Nimptsch sehr eng und freundschaftlich gewesen ist, und daß ein reger persönlicher Verkehr unausgesetzt bis zu seiner endgültigen Abreise von Breslau bestanden hat. Besonders auffallend ist, daß Leocadia wiederholt in ihren Briefen die Erinnerung an die Breslauer Tage wachruft, in Ausdrücken, die man gar wohl auf eine besondere Neigung des Dichters deuten kann, obgleich sie möglicher Weise ganz harmlos und von jeder Anspielung frei sind; z. B. im Briefe vom 5. März 1857 (über ein bevorstehendes Wiedersehen): „und dann wollen wir wieder so heitre gute Stunden leben, wie damals, wo der Himmel so blau, die Bäume so grün, die Maikäfer so lustig summten und Hoffmann und Resch und Mama und Tochter so fröhlich lachten und sich freuten, daß die Engel im Himmel nicht glücklicher sein konnten, — denn der Himmel voller Heiterkeit und Freuden war in dem kleinen grünen Jäschkowitz selbst zu finden." Oder vom 23. August 1859: „Hätten wir Sie nur ein Bischen hier, wir suchten noch einmal ‚das Glück vergangener Tage' ein wenig zurückzuzaubern." Besonders mag noch darauf hingewiesen werden, daß Leocadia in ihren Briefen außerordentlich häufig ihrer Tochter gedenkt, ihre Grüße dem Dichter übermittelt und ihm von ihren Schicksalen erzählt. Man könnte sehr wohl annehmen, daß Leocadia um des Sängers schwärmerische, aber bald niedergekämpfte Neigung gewußt hat, während Marie vielleicht nichts geahnt und sich unbefangen dem Verkehre mit dem Dichter hingegeben hat.*)

*) Hieraus würde sich auch erklären, daß der Dichter, nachdem er seinen Liebesschmerz durch das Buch der Liebe siegreich überwunden hatte, auch weiterhin ohne Befangenheit und Einschränkung in Jäschkowitz verkehren konnte, so daß er auch noch mit Ernst Resch, der erst 1838 von Dresden nach Breslau übersiedelte (vgl. „Mein Leben". Bd. III. S. 48), frohe Stunden in dem einsamen Herrenhause an der Oder verlebte.

Nach diesem Bilde, das wir aus Leocadia's Briefen gewinnen, ist es auffallend, daß Hoffmann in seiner Lebensgeschichte seinen Verkehr mit dem Jäschkowitzer Kreise nur an der einen Stelle erwähnt. Das widerspricht seiner sonstigen Gewohnheit, da er seiner gesellschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen immer mit liebevoller Ausführlichkeit gedenkt. Dürfen wir hier ex silentio einen Schluß ziehen? Ist Hoffmann vielleicht über seinen Verkehr in Jäschkowitz deshalb flüchtiger hinweggegangen, weil ihn die Erinnerung an eine Neigung und die schuldige Rücksicht gegen noch Lebende zur Verschwiegenheit mahnte? Denn Marie lebte 1868 noch.*)

Der Vermutung, daß Marie von Nimptsch der Gegenstand der Liebe und der dichterischen Huldigungen Hoffmann's gewesen sei, steht aber ein schwerwiegendes Bedenken entgegen. In der einen Aufzeichnung heißt es: „Wird sie heute über ein Jahr mehr als die Schwester meines Freundes sein?" Die Annahme ist mißlich, daß Hoffmann Mariens Bruder Paul als seinen Freund bezeichnet. Denn aus Laube's**) Worten muß man schließen, daß dieser Paul jünger als Marie, also im Jahre 1835 höchstens vierzehnjährig gewesen ist. Man müßte ferner, was wir nicht nachweisen können, annehmen, daß er, vielleicht zur Vervollkommnung seiner Ausbildung, damals in Breslau gewohnt hat. Sonst könnte Hoffmann in der oben mitgeteilten Aufzeichnung wohl kaum sagen: „Ich besuche ihren Bruder, trete ins Haus ein" 2c. —

---

*) Zu dieser Kette von Vermutungen läßt sich noch ein weiteres Glied hinzufügen, das allerdings für die vorliegende Frage nichts Wesentliches beibringt. In der Biographie fährt Hoffmann, nachdem er die Aufzeichnungen über seine damalige Liebe mitgeteilt hat, fort (Bd. II. S. 298): „Eine Freundin aber hatte es (nämlich das Buch der Liebe) gelesen und sprach sich in der Breslauer Zeitung vom 30. Januar 36 darüber also aus." Es folgt dann eine ausführliche Anzeige des Buches der Liebe mit der Überschrift: „Ein Brief vom Lande." Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Besprechung auf Leocadia's Umgebung zurückzuführen ist. Die Überschrift deutet auf die Umgebung von Breslau hin; die eine Stelle „Meine Schwester leidet etwas heftig an dem Fieber liberaler Ideen" 2c. — läßt sich sehr wohl auf Leocadia deuten; endlich können wir eine Verbindung zwischen dem Jäschkowitzer Kreise und der Breslauer Zeitung nachweisen: Karl Schall, der damalige Herausgeber, und Baron von Baerst, der Mitinhaber der Breslauer Zeitung, waren in Jäschkowitz oft und gern gesehene Gäste. Aus dieser Vermutung wagen wir jedoch keinen Schluß auf die uns beschäftigende Frage zu ziehen.

**) A. a. O. S. 142: „Da waren zwei Kinder, ein Mägdlein und ein Knäblein" 2c.

Unter diesen Umständen muß die Frage, wer die „Namenlose“ ist, der Hoffmann das Buch der Liebe gedichtet hat, offen bleiben. Sie wird, wenn nicht neues Material zu Tage gefördert wird, sich schwerlich endgültig beantworten lassen.

---

15. Daniel Hoffmann.

(Mein Leben. Bd. III. S. 273.)

Der Briefwechsel zwischen Hoffmann und seinem Bruder Daniel, der im Nachlasse ziemlich vollständig erhalten ist, bildet eine außerordentlich wichtige Quelle für die uns ferner liegende Zeit von Hoffmann's Aufenthalte in Breslau. Fast alle Angelegenheiten, die unsern Dichter näher angingen, pflegte er mit seinem Bruder zu besprechen. Denn dieser besaß sein vollstes Vertrauen und verdiente es in der That durch die echt brüderliche Gesinnung, Uneigennützigkeit und Aufopferung, mit der er ihm beistand. Wie aus den Briefen hervorgeht, und Hoffmann in seiner Lebensgeschichte dankbar anerkennt, hat Daniel während seines ganzen Lebens ihm mit Rat und That geholfen. Daniel ermöglichte, obgleich er selbst noch eine untergeordnete Stellung bekleidete und über kärgliche Mittel verfügte, unserem Dichter den länger als ein Jahr währenden Aufenthalt in Berlin (1821—1823), der zu der wichtigen Bekanntschaft mit Meusebach und Johannes Schulze und endlich zu der Anstellung in Breslau führte. Er war auch fernerhin darauf bedacht, in Berlin durch seine Beziehungen zum Kultusministerium dem Bruder die Wege zu ebenen und in seiner Laufbahn vorwärts zu helfen. Getreulich stand er ihm dann bei, als er seine Verlobung mit Davida von Thümen auflöste, und führte die abschließenden Verhandlungen mit deren Familie. Auch als er in den letzten Jahren seines Lebens (1840—1842) die drohenden Gewitterwolken sich über dem Haupte des kühnen Sängers der „Unpolitischen Lieder“ zusammenballen sah, hat er diesem seinen besonnenen Rat und seine brüderliche Teilnahme nicht versagt.

Daniel's letzte Lebenstage entbehrten der sorgsamen Pflege und der hingebenden Liebe, die nur die nächsten Verwandten zu gewähren vermögen, und die er durch alles, was er in seinem Leben für seine Familie gethan, verdient hatte. Er soll einsam und verlassen gestorben sein; nur ein treuloser Bedienter war um ihn, der die Krankheit

und die nahende Auflösung seines Herren benutzte, um diesen auszurauben. Als Nachlaß fand sich nur noch die wertvolle Bibliothek deutscher Klassiker vor, die Daniel durch Sparsamkeit nach und nach gesammelt hatte, ein Schatz, für den der ungetreue Bediente kein Verständnis und keine Verwendung hatte.

Nach allem diesen muß es Wunder nehmen, daß Hoffmann in seinem Endurteil über Daniel von einer Entfremdung redet, die zwischen ihnen kurz vor des letzteren Tode eingetreten sei. Wir müssen die Ursachen für diese bedauerliche Störung des brüderlichen Verhältnisses wohl in dem Dichter suchen.

Daniel war als der ältere besonnener und praktischer. In seinen Adern rann kühleres Blut. Darum fühlte er sich — und mit Recht — dem leicht erregbaren und nicht immer ruhig erwägenden Bruder gegenüber berufen, hie und da das Recht des Älteren geltend zu machen. Wenn er daher Hoffmann einen Rat erteilte oder seine Handlungsweise einer Beurteilung unterzog, so geschah es gewiß nicht, um „eine Art von Vormundschaft zu üben", sondern lediglich, um dem Bruder zu nützen, dessen Bestes er immer im Auge hatte. Hoffmann hat das in jüngeren Jahren auch gefühlt und abfällige Bemerkungen Daniels ruhig hingenommen. Später aber haben seine wachsende Unzufriedenheit und sein unbändiger Freiheitsdrang, der durch den Erfolg der „Unpolitischen Lieder" und durch die gegen ihn geführte Untersuchung nur noch genährt wurde, in ihm einen Trotz groß gezogen, der ihn sogar die wohlgemeinten Ratschläge und Ermahnungen seines Bruders als einen Druck empfinden ließ.

---

16. Äußerungen aus den vierziger Jahren.

(Mein Leben. Bd. IV.)

(Aus Briefen an Rudolf Müller).

Oranienburg, 22. Juni 1844.

Unter Vorurtheilen geboren, in Vorurtheilen erzogen, schleppen wir uns unser ganzes Leben mit Vorurtheilen herum. Es ist Pflicht für jeden Staatsbürger sich frei zu machen von allen Vorurtheilen, diesen Hemmnissen und Beschränkungen des Staatslebens. Nur in

dem Freisein ist ein Wirken zum Besseren möglich, ohne Freiheit keine Tugend. Wie weit sind wir davon noch entfernt, wie weit! Wir müssen mit eigenen Ohren hören, daß jemand das Vorrecht vertheidigt, daß jemand die Lernfreiheit verwirft, daß jemand überhaupt noch sagen kann: ich habe einmal meine Ansicht und lasse mir diese meine Ansicht durchaus nicht nehmen, und wenn mich die ganze Welt für unklug, dumm und verrückt hält. Es ist ein schönes Ding um die Ueberzeugung — wenn sie aber auf nichts als Vorurtheilen ruht und sich dann doch noch als unfehlbar hinstellt, so hole sie der Teufel! Da hört Alles auf. Müßte ich glauben, daß die Welt in ihrem Thun und Treiben sich für unverbesserlich und unfehlbar hielte, da wäre es doch jammerschade, daß ich in Worten und Reimen mich und andere so oft aus ihrem Traumleben und ihrer Duselei geweckt hätte.

Geisenheim, 25. August 1844.

Ich lese nochmals Deinen Brief. Einige Zeilen darin betrüben mich mehr als sein übriger Inhalt mich erfreut. Ich setze die Zeilen hieher, damit Du genau weißt, was mich in diese Stimmung gebracht hat.

„— und dabei bin ich recht böse auf Dich, das ist wahr, wie konntest Du in Mecklenburg wirken! Du konntest das ganze Land hinreißen, Du konntest der Einziggepriesene in diesem sein, wie die Sachen standen, wie Alles für Dich schwärmte, wenn Du nur mit etwas mehr Würde auftratest und Dich hinsichtlich der Unterhaltung nur einigermaßen in die Menschen fügtest, aber das läßt sich nun einmal nicht mehr ändern &c."

Das ist doch wunderlich! Ihr wollt, ich soll mit mehr Würde auftreten, soll mich nur einigermaßen in die Menschen fügen. Was heißt das, mit Würde auftreten, sich fügen? Weiter nichts, als so sein wie die meisten Menschen sind: immer in den herkömmlichen Formen sich bewegen, nie eine eigene Meinung und Ansicht aussprechen, nie mit Wärme für seine Ueberzeugung erfüllt sein, nie rücksichtslos was man für Recht und Wahrheit erkannt hat, vertheidigen.

Ich kam nach Mecklenburg und ward überall mit Liebe und

Vertrauen aufgenommen. Ich fühlte mich dadurch heimisch und betrachtete alle die mir nahe traten als Gleichgesinnte. Ich ahndete nicht, daß dieser und jener noch so sehr am Aeußern hing und in politischer Beziehung unentwickelt war. Kein Wunder, daß ich verletzte und verletzen mußte, daß persönlich genommen wurde, was ich nur als Schäden und Gebrechen des deutschen Staats- und geselligen Lebens darstellte, bespöttelte und besang.

Wie erbärmlich! Ich habe es nie mit Personen zu thun. Die Sache, der ich mein bestes Sein, meine ganze Thatkraft gewidmet, ist die große Sache der Zeit und des Vaterlandes, ist mehr und verlangt mehr als eine Rücksicht auf Personen, auf Einzelwesen, ein Schonen philisterhafter Erbärmlichkeiten und Lumpereien. Ich habe in Niemandem das Edle und Bessere verkannt oder beleidigt, und sollte es irgendwo geschehen sein, so geschah es nur wider meinen Willen. Ich habe nicht zu thun mit dem Censor, mit dem Edelmann, mit dem Priester, wol aber mit der Censur, mit dem Adel, mit dem Pfaffenthum. Ich unterscheide überall den Menschen von seinem Stande und Staatsberufe, die Sache von der Person. Freiligrath hatte mich nie beleidigt. Ich haßte ihn nie, aber ich haßte in ihm seine Richtung und das Anlehnen an Leute, die Feinde meiner Sache sind, und darum darf es keinen wundern, daß es von ihm in meinem Liede heißt:

Willkommen, Bruder Geibel!
Und Bruder Freiligrath!*)

In Mainz fanden wir uns jetzt wieder bei einem Freunde.**) Ich hatte eine Stunde vorher erfahren, daß er ein ganz anderer seit Jahr und Tag geworden sei und es nächstens sogar öffentlich zeigen würde, daß er ganz zu uns gehöre. Von dem Augenblicke an waren wir die besten Freunde. Wir sahen uns dann später oft, in Soden wo ich, und in Kronthal wo er die Cur gebrauchte. Ich habe es ihm bald gesagt, daß wieder ein Lied von mir gegen ihn losgelassen wäre — er konnte darüber nicht weiter böse sein. Ließe ich es jetzt drucken, dürfte er mich eines persönlichen Angriffes anklagen. . . .

---

*) Ges. W. Bd. IV. S. 320.

**) Mein Leben. Bd. IV. S. 152.

In Soden schenkte mir der Schauspieler Baison seines und meines Freundes Prutz Schauspiele: Moritz von Sachsen und Karl von Bourbon. Vor einiger Zeit las ich den Moritz unserem Familienkreise . . . Das Stück machte gewaltige Wirkung. Ich las aber auch, als ob es mein eigenes Werk wäre, mit einer Begeisterung daß mir der Schweiß ausbrach . . . . Wie erfreulich, daß nun auch das Schauspiel eine zeitgemäße Richtung einschlägt und der Sache des Vaterlandes werden will was die lyrische Poesie längst schon war. . . .

An der Ruhr, 25. September 1846.

Eine gewaltige Bewegung ist in unserm Vaterlande; das ist nicht zu verkennen. Aber wann und ob sich diese mannigfaltigen Strömungen und Brandungen je in Ein Bette leiten lassen, daß daraus ein großer wohlthätiger Strom wird? Es fehlt uns nur Hunger und Pest und die Welt hat ihren Schwerpunkt verloren und Alles geht drunter und drüber, und kein preußischer Gensdarm kann helfen. Ich hoffe bis dahin meinen Muth und meine gute Laune zu behalten und werde es machen wie jener, der auf der Donau mit einem Floße scheiterte. Als er mit den übrigen sank, nahm er ganz höflich den Hut ab und rief den am Ufer Stehenden zu: Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen!

---

17. Elvira.

(Mein Leben. Bd. IV. S. 286. 287.)

Einem glücklichen Zufalle verdanken wir nähere Nachrichten über Elvira, die zwar des Dichters Schicksal nur kurze Zeit und nicht tief beeinflußt hat, aber im Rahmen jener politisch bewegten Zeit betrachtet für sein Leben Bedeutung gewinnt.

Elvira Détroit, geboren am 17. Februar 1821 in Magdeburg, lebte seit dem Jahre 1838 in Königsberg, wo ihr Bruder Louis Daniel (1801—1882) Prediger der französischen reformierten Gemeinde war. Dort standen beide in nahen Beziehungen zu den freisinnigen Kreisen und waren mit den Führern der damaligen liberalen Bewegung in

Königsberg, Jacoby, Walesrode, Crelinger, Dinter u. a., eng befreundet. Als Elvira's Bruder 1847 von dem Predigtamte suspendiert wurde, weil es seinem Rationalismus unmöglich geworden war das apostolische Bekenntnis zu glauben und der Gemeinde zu verkünden, mußte sie allein für sich sorgen und bekleidete zunächst in Warschau eine Stellung als Erzieherin. Nach mancherlei Schicksalen heiratete sie 1856 Karl Elze (1821—1889), der damals Gymnasiallehrer zu Dessau war und seit 1875 an der Universität Halle wirkte. Elvira Elze siedelte später nach Berlin über, wo sie sich trotz ihres hohen Alters einer besonderen geistigen Frische und Regsamkeit erfreut. Ihr selbst verdanken wir diese Angaben über ihr Leben und Mitteilungen über ihre Bekanntschaft mit Hoffmann, gleichwie sie uns auch Einblick in seine Briefe verstattet hat.

Im Sommer 1846 besuchte Elvira einen andern Bruder in Magdeburg und ihre Freundin Marie Nathusius in Königsborn. Dort lernte Hoffmann sie kennen und faßte schnell eine lebhafte Neigung zu dem geistreichen jungen Mädchen, welches durch seine Teilnahme an der Politik der Gegenwart und seine freisinnigen Ansichten eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausüben mußte. In dem Park von Königsborn las er ihr seine „Texanischen Lieder" vor. Damals dachte er ernstlich daran, selbst nach Texas auszuwandern, und da mochte wohl der Wunsch in ihm aufsteigen, in der ihm geistesverwandten Elvira eine Begleiterin für dieses Leben in der neuen Welt zu finden. Aber sie redete ihm derartige Gedanken aus und riet ihm dringend davon ab, seinem Vaterlande den Rücken zu kehren. Sie war offenbar besonnener als er und wußte klug zu verhindern, daß Hoffmann's Neigung zu ihr leidenschaftlich und unglücklich wurde; vielmehr legte sie den Grund zu einer herzlichen gegenseitigen Freundschaft, welche die kurze Zeit ihres damaligen Zusammenseins überdauerte. Bei der Uebereinstimmung ihrer politischen Ansichten und Interessen ist der Briefwechsel beider, der bald an die Stelle des mündlichen Verkehrs getreten ist, inhaltlich spannend und für die Geschichte jener Tage wichtig. Freilich währte er nicht lange. Durch Elvira's Uebersiedelung nach Warschau geriet er ins Stocken und unterblieb bald ganz.

In Hoffmann's Tagebuche findet sich unter dem 16. September 1847 folgende Bemerkung:

„Elvira im Dienste einer russischen Familie bei Warschau,

wohlversorgt und eine Polenfeindin! Was nicht die Noth vermag? Ich zerreiße meinen letzten Brief an sie (vom 16. Februar), den ich bis jetzt in meiner Mappe verwahrte. Ade!" — Zu seiner Verwunderung und Freude traf er später Elvira wieder als Gattin seines Freundes Karl Elze.

---

18. Johanna.

(Mein Leben. Bd. IV. S. 316. 330—333).

Als Quellen stehen uns zur Verfügung:

1. Hoffmann's Tagebuch;
2. Johanna's Briefe an den Dichter aus den Jahren 1847 bis 1849;
3. einige briefliche Angaben von einer Freundin Johanna's.

Hoffmann's Briefe an Johanna, die im Verein mit den ihrigen das Bild ihres Verhältnisses vervollständigen würden, sind leider vernichtet. Johanna hat bestimmt, daß ihre Briefschaften nach ihrem Tode verbrannt würden, und die Familie ist diesem Wunsche nachgekommen. —

Bereits wiederholt haben wir darauf hinzuweisen gehabt, daß Hoffmann in seiner Lebensbeschreibung es aus der schuldigen Rücksicht gegen noch Lebende vermeidet, über eine Neigung klaren Aufschluß zu geben. Während er aber hier die Namennennung umgeht, trägt er kein Bedenken, an anderen Stellen der Biographie, an denen der Leser keinen Zusammenhang mit dem Gegenstande seiner Liebe vermutet, die Familie der Geliebten oder sie selbst zu erwähnen. So gedenkt er im vierten Bande auch seiner Heidelberger Liebe, die in den herrlichen Johannaliedern (vgl. Ges. W. Bd. I. S. 323—388 und S. 403. Anm. 71) ausgeklungen ist, ohne uns mehr als den Namen Johanna zu verraten. Man ahnt nicht, daß diese Johanna eine Tochter des Hofrats Kapp in Heidelberg ist, den er an anderen Stellen wiederholt erwähnt.

Hofrat Christian Kapp (1790—1874) war in den Jahren 1840—1844 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Heidelberg, wo er auch in der Folgezeit wohnte. Er war ein Freund Ludwig Feuerbach's und diesem in seinen philosophischen Anschauungen verwandt. Auch auf politischem Gebiete freisinnig, gehörte er vor 1848 der liberalen Partei der zweiten badischen Kammer

an, die in Itzstein ihren hervorragendsten Führer hatte. Daher lernte Hoffmann, der bei seinem wiederholten Aufenthalte in Baden in diesem Kreise zu verkehren pflegte, Kapp im Februar 1847 kennen und besuchte ihn am 2. März 1847 von Mannheim aus in Heidelberg, wo er dessen Tochter Johanna erblickte (vgl. „Mein Leben". Bd. IV, S. 315. 316).

Johanna, geboren am 20. Januar 1825, unvermählt gestorben am 17. Mai 1883, zählte damals zweiundzwanzig Jahre, aber ihr Geist war ihren Jahren vorausgeeilt und hatte sich frei und selbständig gemacht, angeregt durch den Verkehr mit ihrem Vater und Ludwig Feuerbach. Die philosophischen und politischen Ansichten ihres Vaters waren die ihrigen geworden. Zu den tiefsten Fragen des Menschenlebens hatte sie Stellung genommen. Ein Freundin Ludwig Feuerbach's, vor dem sie, wie sie einmal schreibt, kein Geheimnis hatte, teilte sie seine Zweifel an der Unsterblichkeit des Menschen. Sie schwur jedoch nicht blindlings auf die Worte des Meisters, sondern hatte sich durch eigenes Nachdenken ihre freien Anschauungen auf politischem und religiösem Gebiete errungen.

Sie war ernst angelegt, und ihr Geist war stark genug, um keiner Anlehnung zu bedürfen. Daher trug sie alles, was sie bewegte, allein in sich; oft war sie nach außen, selbst gegen ihre Eltern, verschlossen, gegen Fremde vorsichtig, fast mißtrauisch. Aber sie war nicht kalt.

Mit einem bedeutenden, selbständigen Geiste paarte sich in ihr ein tiefes Gemüt, das für die edlen Regungen der Menschenbrust, für Freundschaft und Liebe volle Empfänglichkeit besaß und wie der Wissenschaft, so auch der Dichtung und jeder Kunst feines Verständnis entgegenbrachte. Sie selbst dichtete, sang und malte. So jung sie war, hatte sie doch schon vieles erlebt und erlitten. Der Liebe Freude und Leid hatte sie vollauf erfahren. Noch trug sie, als Hoffmann sie kennen lernte, in sich Hoffnung, daß der Neigung ihres Herzens Erfüllung zu teil werden möchte; aber das Hangen und Bangen hatte ihrem Wesen bereits einen ernsten, melancholischen Zug verliehen.

So trat sie dem Dichter entgegen, der von ihrer unglücklichen Liebe nichts ahnte, an Jahren eine blühende Jungfrau, an Geist und Gemüt ein reiferes Mädchen. Er fühlte sich sogleich bei der ersten,

flüchtigen Bekanntschaft wunderbar ergriffen. Schon zwei Tage darauf dichtete er seine ersten Ghaselen. Erst Ende März und im April weilte er wieder öfter in Heidelberg und in Johanna's Nähe. Ihr reicher Geist, ihr schönes Gemüt übten einen wunderbaren Einfluß auf ihn aus, und er sang wieder von Lust und Liebe. Johanna brachte ihm ihre volle Freundschaft entgegen; da ihr Herz aber anderweitig gefesselt war, so zeigte sie gegenüber den mehr als freundschaftlichen Gefühlen des Dichters eine Zurückhaltung, die ihrem Wesen in seinen Augen etwas Rätselhaftes verlieh und ihn nur noch mehr reizte. Wohl schmerzte es Johanna, die den Dichter verehren lernte, seinen Liebestraum zu zerstören, aber von Anfang an erkannte sie es als ihre Pflicht, Offenheit walten zu lassen. In den Ghaselen,*) die sie ihm als Antwort auf die seinigen sandte, deutete sie daher an, daß sie ihm nicht mehr als die Freundeshand bieten könnte, und der Dichter verstand sie und lernte auch dieser Hoffnung entsagen. Der schöne Traum seiner Liebe im Neckarthale war bald ausgeträumt. Aber während in seinem Herzen der schwere Kampf sich vollzog und die Liebe der Freundschaft das Feld räumte, betrachtete er sie in seiner dichterischen Phantasie auch fernerhin als seine Geliebte und sang ihr neue Lieder, welche Perlen der Liebeslyrik aller Zeiten sind.

Den ganzen Sommer über standen beide in regem brieflichen Verkehre. Je mehr sie sich verstehen lernten, desto mehr wuchs ihre gegenseitige Freundschaft. Bei einem Wiedersehen im Herbste würdigte Johanna den Dichter ihres vollen Vertrauens. Er schreibt in seinem Tagebuche:

„Samstag, 9. October . . Mit ihr hinauf in die Lauben**) . . Der Wind weht kalt, der Himmel ist ganz bewölkt, Johanna erzählt mir ihr Geheimniß, tief erschüttert wie sie bin ich, ich schweige, sie zittert. Endlich steigen wir hinunter. Im Hause singt sie mir einige Lieder, zeigt mir ihr Zimmer, weilt noch einige Minuten bei mir, dann scheiden wir . . . Ich bin furchtbar erschüttert . . . Nach Tische allein in meinem Zimmer — ich weine.“

„Sonntag, 10. October. Sonnenschein. Ich bin ernst und still, der gestrige Tag steht noch mit allen seinen Erlebnissen vor mir. So

*) Teilweise mitgeteilt in „Meinem Leben“. Bd. IV. S. 331—333.

**) Im Garten der Wohnung Kapp's.

jung noch — 22 Jahre — 6 Jahre Liebe und Leid! — den ganzen Morgen daheim. Nur unter Thränen dichte ich."

Von diesem Tage stammt das Lied:*)

Als nun endlich dein Geheimniß
Über deine Lippen schlich,
War's als hätt' ich keine Worte,
Keine Thränen mehr für dich.

Nun ich deinen Schmerz ermessen,
Ganz ermessen wie er ist,
Muß ich klagen, muß ich weinen,
Weil du selbst das Unglück bist. —

Auch nach diesen Tagen sahen beide sich vor Winters Anfang einige Male wieder, und manches neue Lied entquoll noch der Erinnerung an den schnell verblühten Liebesfrühling. Ende des Jahres dachte Hoffmann bereits an eine Herausgabe dieser Johannalieder. Nach einigem Sträuben willigte Johanna ein und schied selbst diejenigen Lieder aus, gegen deren Veröffentlichung sie etwas einzuwenden hatte. Eine Recension der Lieder hatte sie schon im October selbst niedergeschrieben und dem Dichter eingehändigt; wir werden sie am Schlusse dieser Besprechung folgen lassen. Der briefliche Verkehr zwischen Hoffmann und Johanna währte, wie ihre Briefe beweisen, bis zum Sommer 1849 fort. Seine Verlobung und Verheiratung mit Ida raubte ihm wohl das Interesse an einer Fortsetzung des Briefwechsels.

Erst im Jahre 1851 erschienen die Johannalieder mit einigen anderen Liedern unter dem Titel „Liebeslieder" (Mainz. Wirth). Die in diese Ausgabe aufgenommenen „Lieder einer Heimgebliebenen" (Ges. W. Bd. II. S. 9—15 und S. 394. Anm. 3) sind ebenfalls größtenteils der Bekanntschaft Hoffmann's mit Johanna entsprungen und in den Tagen des Octobers entstanden, als Hoffmann durch Johanna's Erzählung von ihrem Unglück auf das Tiefste ergriffen war.

---

*) Ges. W. Bd. I. S. 385.

Johanna's Urteil über die Johannalieder.

„Wenn ich Ihre Gedichte lese, — mag ich mich auch außer aller Beziehung denken, — so weht mich ein wahrer Frühlingsathem an. Es ist mir wohl und heimlich in dieser Poesie, die so schön die lieblichsten Gedanken hinhaucht, die so einfach, so leicht für die innigsten Empfindungen einen Ausdruck findet, die eine so harmonische Form einem harmonischen Gehalt verleiht, weil Alles in ihr gefühlt, und nichts erkünstelt ist. Zuweilen erinnert sie mich an Heine, der oft eine wahrhaft bezaubernd musikalische Leichtigkeit offenbart, — mitunter auch an Göthe, dem der Geist fast nie die Form erschwert, der so melodisch die stärksten und leisesten Saiten ertönen läßt, überall Meister der Poesie, mag er sie plastisch rein oder in schwellender Lebenswärme sorglos ungefesselt, aber stets gerundet, stets harmonisch, oft wundersam lieblich dem lauschenden Ohre vorüberführen, und in seiner natürlichen Weise die unendliche Heimlichkeit erwecken, als hätte unser eigener Mund es gerade ebenso aussprechen müssen. Eben so erging es mir oft mit Ihren Liedern. Wohl kannte ich ihre Strömung besser als jeder Andere, aber auch als Drittes hätte ich, wie so viele meiner Lieben, ausrufen mögen: „ach, ich meine, ich müßte es geradeso gesagt haben!" gewiß ein sicherer, untrüglicher Beweis, wie der Rythmus unbewußte Kunst, gleichsam ein schwellender Hauch der poesiereichen Natur ist. Ich habe recht mit dem Dichter fühlen können: der Reichthum Ihrer Lieder, die Anmuth ihrer Wendungen versöhnten mich immer mit ihrer Fülle, die mich oft überraschte, aber stets neu anzog, weil Liebe sich nie wiederholen, wohl aber erneuen läßt.

Ihre Lieder sind alle schön, manche aber schöner als ihre Geschwister. Manche gleichen einer leise hingleitenden Welle, die im Schooße des Oceans ihre krystallhellen Tropfen in Perlen wandelt, manche rauschen stolzer daher, wie eine Woge, die einen weit verschleuderten, einsamen Kahn zum offenen Lebensmeere trägt. Es ist aber keine Poesie des Schmerzes, des Unglücks, es ist Poesie des Glücks bei aller Hoffnungslosigkeit, bei aller Entsagung. Der Fremde, dem Ihre Persönlichkeit nur aus diesen Liebesliedern entgegentritt, wird gestehen: es ist ein edles, ein reiches Herz, das seine Innigkeit so rein bewahrt, das seine stolze Natur so lieberfüllt gebeugt hat. Es wird auch ihn, den Unbekannten, jene Ruhe anwehen, welche die

selbstbewußte Kraft eines von Liebe besiegten, sonst vielleicht leidenschaftlich schroffen Gemütes ausströmt; er wird die Frische der Energie, welche die Wirklichkeit erfaßt, er wird jene Herzensfreudigkeit bewundern, die dem Leben so viel Reiz abgewinnt, in der Haideblume die ganze Schöpfung anschaut, und selbst die Schneeflocke, welche die Frühlingsblüthen umschleiert, mit inniger Freude betrachtet.

Und noch mehr als dies: es ist Musik in Ihren Liedern und die Musik ist ihre Unsterblichkeit; sie wird sie mit oder ohne Gesang über die Gegenwart hinaustragen. Manches Gedicht entstand wie ein Hauch, verklingt vielleicht wie ein Hauch, der eine Aeolsharfe streifte, aber manches wird nicht untergehen, gleich dem Stern der Liebe, der nach dem prächtigen Abendroth und vor dem jauchzenden Morgenroth sein trautes, schönes, sein funkelndes Licht allnächtlich dem Himmel verleiht, es wird fortklingen, wie ein Akkord der simfonia eroica; denn im Herzen ist seine Ewigkeit.

In Ihrem „Buche der Liebe" tönen dieselben Saiten und doch sind sie jetzt anders gestimmt, dort vielleicht mitunter stürmischer, träumerischer, gluthenreich, wie ein südlicher Athem, hier milder, klarer, inniger, ergreifender und doch so reizend frisch! —

Doch ich stehe an der Klippe, wo der Recensent sich dem Autor unbescheiden nahe drängt; ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß Ihre schönen Lieder mir unendlich lieb sind, daß sie es mir auch als einer fremden Dritten sein würden, mögen sie nun den Frühling Ihnen bewahren oder — einem künftigen vorangegangen sein! —

Waldhorn,*) den 7. September 1847."

---

19. Brief Hoffmann's an Frau von Dessauer.

(Mein Leben. Bd. VI. S. 186).

(Nach einer im Besitze der Hirsche'schen Familie befindlichen Abschrift von fremder Hand, die von Hoffmann durchkorrigiert ist.)

Weimar, 25. September 1856.

So haben Sie ihn also wiedergesehen, diesen Mann mit seinem jugendlich glühenden Herzen und seinem freien, trotzigen Sinn. Es

*) Kapp's Wohnung auf dem rechten Neckarufer.

ist noch eben derselbe, der einst Alles seiner Idee von Recht und Freiheit opferte, derselbe der für Deutschland büßte, weil er gewagt hatte von einem großen freien und glücklichen Deutschland zu träumen. Er war damals allbeliebt und hochgefeiert, er stand da wie ein blätterreicher Blüthenbaum, und trotzdem daß bald Frost und Sturm seine Blüthen und Blätter ihm raubten, ist dieser Baum immer noch nicht verdorben und gestorben, er lebt immer noch, er ist noch eben derselbe, der früh schon den Kampf mit dem Philisterthum in Kunst und Wissenschaft und Leben führte und immer erneut, die Dummheit und Albernheit in allen Verhältnissen nie anerkannte, ihnen nie huldigte; derselbe der dann am liebsten an sich dachte, wenn es Anderen galt, wenn er erfüllen konnte, was er als leitenden Grundsatz seines Wirkens betrachtet: wir leben nur soviel in der Welt als wir für Andere leben; derselbe der die Kunst und Wissenschaft treibt, Anderen Belehrung und Freude zu gewähren; derselbe der die Dankbarkeit als eine süße Pflicht erkennt und übt und selbst auf allen Dank verzichtet. — —

Das ist Alles recht hübsch und gut, werden Manche sagen, wir haben aber das nicht gefunden. — Schon recht — Wer giebt sich denn überhaupt die Mühe einen Menschen kennen zu lernen? und wer vermag, wenn er wirklich bemüht ist, jemanden in seiner Ganzheit aufzufassen, das Zufällige von dem Wesentlichen zu unterscheiden? Wer kennt die vielen Verstimmungen der Seele? das mancherlei körperliche Ungemach? wer sucht alle die Aeußerungen des Unwillens, der Rücksichtlosigkeit und Unzufriedenheit auf ihre wahre Quelle zurückzuführen? wer ist bereit, einen entschiedenen Charakter anzuerkennen? eine eigenthümliche Entwicklung und Richtung des Geistes gelten zu lassen? Das kümmert Alles die Welt wenig, oder gar nicht: sie verlangt von uns, wir sollen immer rücksichtvoll, schonend, liebenswürdig, heiter, mittheilend und empfänglich sein, zumal wenn wir von Allem dem bereits Beweise gaben und das Ansehn ungeschwächter Gesundheit zur Schau tragen; sie verlangt, daß wir uns wagerecht mit ihrer eigenen Mittelmäßigkeit halten, nie die Formen und Normen überschreiten, welche die sogenannte gebildete und vornehme Welt als Gesetz angenommen hat u. s. w.

Wozu nun aber diese lange Rede? und für wen? Nicht für Sie, verehrte Freundin, das wäre überflüssig. Wozu denn aber? weil

ich es mir schuldig zu sein glaube, mich nachträglich über mich selbst auszusprechen, denn was Hinz und Kunz von mir denken, ist mir völlig einerlei, nicht aber, wie Menschen, die ich lieb habe, über mich urtheilen.

Bei dem langen Zusammenleben in Kochel ist es mir leider nicht gelungen, das geltend zu machen was ich bin. Und das ist eben was mir die sonst so heitere Erinnerung trübt.

Wie krank ich war, als ich ankam, weiß niemand; es ist überhaupt nicht meine Art, Andere mit meinen Leiden, die mich ja genug quälen, noch zu quälen. Die ersten fünf Wochen war ich meist so angegriffen, daß ich mir recht zur Last war und es Andern gewiß oft wurde. Dann aber kehrte das Gefühl der Gesundheit wieder mit allen den Ansprüchen, die ein Gesunder ans Leben zu machen pflegt. Die großartige Natur mit allen ihren Herrlichkeiten konnte mir nicht allein genügen. Ich hatte ein Bedürfniß mich auszusprechen. Nur selten wurde dies befriedigt. Weil ich öfter allein war, so meinte man, ich wollte mit niemandem verkehren, ja ich mußte sogar hören: „es ist Ihnen am wohlsten, wenn wir nicht da sind“. Gott sei Dank, daß ich einmal auf mich verwiesen in mir fand was mir anderswo versagt ward: ich habe mich nie soviel mit mir beschäftigt wie gerade dort in jener Zeit und das war auch einmal gut, so eine Selbstbeichte und Casteiung, wir werden uns klarer über uns und Andere.

Uebrigens war ich bei alledem zur Heiterkeit geneigt und fand ein besonderes Vergnügen am Dichten, weil es am Ende noch das Einzige war, womit ich jemandem Freude zu machen glaubte. Auch kann ich eben nicht sagen, daß mich mein guter Humor lange im Stich ließ: er schwebte oft in der Ferne und über den Verhältnissen, ließ sich aber dann und wann häuslich nieder, und wenn er auch nicht immer erfreuen konnte, so wollte er doch niemals verletzen.

Das Leben ist viel zu kurz, als daß man Zeit hätte sich zu langweilen.

Das Leben ist viel zu arm an Freuden, als daß man sich um die wenigen betrügen müßte.

Das Leben ist viel zu räthselhaft, als daß man es mit Gewalt darauf anlegen müßte, sich mißzuverstehen.

---

20. Ueber Herausgabe eines Turnliederbuches.

(oben S. 197).

Ludwig Erk an Hoffmann.

21. December 1861.

„Was mich im Augenblicke noch mehr als manches Andere interessiert, ist die Herausgabe eines Turnliederbuches mit Melodien. Ich habe deshalb heute schon an Bädeker geschrieben, um ihn zum Verlag zu gewinnen. Ich habe ihm geschrieben, daß ich Sie als Mitherausgeber zu gewinnen suchen wolle. Ich frage deshalb bei Ihnen an: ob Sie ein solches Buch gemeinschaftlich mit mir wollten herausgeben? Die Zeit dazu ist günstig. Nur müssen wir Sorge tragen, daß der alte stänkerige Turn-Tobak, ich meine die steifleinene Maßmanns-Poesie, die ich hier nur uneigentlich Poesie nennen möchte, — nicht immer und ewig wieder zum Vorschein komme. Die Melodien in Turnliederbüchern kommen mir immer vor wie wenn sie den 30jährigen Krieg mitgemacht hätten, so vertrampelt sind sie im Takt. — Es sollte mich freuen, wenn wir Beide uns in Betreff eines solchen Unternehmens einigen könnten. Einen Verleger finden wir schon, wenn's auch Bädeker nicht ist. — Die Liedertexte bedürften der genausten Redaktion. Da ich die meisten Texte gesammelt habe, so wird's ein Leichtes sein, sie nach einem Exemplar meines Volsgesangbuchs oder auch des Ihrigen zu corrigiren."

Hoffmann an Erk.

29. December 1861.

„Ein Turnerliederbuch ist gewiß etwas recht Zeitgemäßes und ich bin gerne bereit, ein solches mit Ihnen gemeinschaftlich herauszugeben, vorausgesetzt, daß wir in unseren Ansichten über die Ausführung übereinstimmen, was ja nach Ihren brieflichen Andeutungen hoffentlich der Fall sein wird.

Die bisherigen Liederbücher dieser Art erinnern zu sehr an das Mildheimische Liederbuch. Der Sammler desselben meinte jedem Stande, jedem Lebensberufe, jedem Alter, jedem Geschlechte, jedem Verhältnisse Genüge geleistet zu haben, wenn die darin vorkommende Stimmung und Thätigkeit in Versen beschrieben würde: der Handwerker schildert seine Arbeit mit allen dazu verwendeten Werkzeugen, der Verliebte, der

Arme, der Kranke, jeder beschreibt seinen Zustand und sucht sich für sein Ungemach zu trösten pp.

So macht's in diesen Liedern auch der Turner: er beschreibt was er thut und thun will, zählt sein Rüstzeug der Reihe nach auf, erklärt sich für den ersten Menschen der Welt, renommiert mit seiner Kraft, Stärke und Gesundheit, mit seinen Strapazen, und verachtet Jeden, der nicht turnen kann und mag pp. Wenn das nun noch etwas poetisch oder humoristisch und witzig behandelt wäre, so ließe ich es mir noch gefallen, aber Alles steht so hahnbüchen da, daß man wirklich eben so hahnbüchen sein muß, um Gefallen daran zu finden. Nun kommt noch hinzu, daß viele dieser Lieder nicht einmal ursprünglich sind, oft sind nur Volkslieder, um zugleich eine hübsche Weise zu haben, ins Turnerische umgeschrieben. Wenn wir also den rein poetischen Gesichtspunkt festhalten, so können wir viele dieser Lieder gar nicht brauchen.

Wie das Volk nicht singt von seinen Handtierungen, weil es davon nicht singen mag, (vgl. meine Vorrede zu den schlesischen Volksliedern) so denke ich wird auch ein Turner von den seinigen nicht singen wollen. Wenn er seiner Turnerei genügt hat, wird er gerne zu etwas Anderem übergehen und sich im Gesange anderer Dinge erfreuen wollen, wird des Vaterlandes singend gedenken und jener Männer die dafür strebten und wirkten, wird vom Wandern singen und von der Natur, worin er sich des Lebens freut, wird Lieder singen, die seiner Stimmung augenblicklich entsprechen.

Es wird also unser Turnerliederbuch ganz anders ausfallen als die bisherigen und ich glaube, es wird eben dadurch gefallen.

.... ich gedenke etwa um den 10. Februar nach Berlin zu kommen. Dann wollen wir die Sache gründlich vornehmen und vollenden. Ich werde bis dahin meine Ansichten noch fester begründen und aufzeichnen was für unser Unternehmen paßt."

Der Plan Erk's, den Hoffmann so eifrig unterstützte, zerschlug sich. Eine mündliche Besprechung beider fand in der nächsten Zeit nicht statt, da Hoffmann seine Reise nach Berlin nicht ausführte. Als dann Bädeker den Verlag des beabsichtigten Turnliederbuches ablehnte, blieb das ganze Unternehmen liegen. Einige Jahre später nahm Erk allein es wieder auf, ohne Hoffmann zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen,

und gab sein bekanntes Turnliederbuch für die deutsche Jugend (Berlin. 1864. Verlag von Enslin) heraus.

---

21. Brief an Franz Duncker über seine „Frühlingslieder für Urwähler, Wahlmänner und Fortschrittsmänner".*)

(oben S. 199.)

25. März 1862.

„Geehrter Freund!

Die gestrige Mittheilung eines Gedichts von dem preußischloyalen Scherenberg in der Volkszeitung veranlaßt mich auch zur poetischen Betheiligung an dem bevorstehenden Wahlkampfe. Anbei sende ich Ihnen 8 Frühlingslieder und bitte Sie, dieselben als kleines Büchlein in kleinem Format zu billigstem Preise erscheinen zu lassen. Die Melodien sind fast alle sehr bekannt. . . . Der Notendruck hält die Sache auf und vertheuert sie, man müßte denn eine Beilage in Steindruck dazu geben. Herr Musikdirector Erk würde sehr gerne bereit sein, die Musik zu besorgen.

Meinen Namen bitte ich jedoch aus dem Spiele zu lassen. Ich habe alle Ursache, den Leuten keinen Anlaß zu geben, mich immer wieder von Neuem zu verfolgen — ich habe für dies Leben gerade genug, erst im vorigen Jahre ist Herr von Borries so gnädig gewesen, mir den Besuch der Meinigen im Königreiche Hannover zu gestatten, nachdem die neue Aera sich meiner nicht angenommen hatte. Es kommt ja auch auf den Namen nichts an. Wenn die Sache nichts taugt, so nützt der Name auch noch nichts.

Daß in die Politik wieder ein bischen Poesie kommt, ist nothwendig. Der Nationalverein würde ganz anders emporgekommen sein, wenn er nicht die blasse Prosa wäre nach innen und außen. Doch Shakespeare sagt: lauter brave Leute, aber schlechte Musicanten! und Shakespeare ist ein ehrenwerther Mann.

Schließlich noch die Bitte, mich sofort zu benachrichtigen, was Sie mit meinen Gedichten gemacht haben oder machen werden ꝛc."

Diese „Frühlingslieder" ꝛc., die bald darauf in Franz Duncker's

*) Abdruck eines im Nachlasse erhaltenen Entwurfs.

Verlag erschienen sind, enthalten ein Gedicht von Ernst Scherenberg („Stürme des Frühlings, brechet herein!") und anonym folgende Hoffmann'schen Lieder (vgl. Ges. W. Bd. IV.):

Frisch auf! frisch auf mit Sang und Klang.
Ihr seid nicht dumm, ihr seid nicht schlecht.
Lieber todt als ein Verräther!
Nicht betteln, nicht bitten!
Der Landrath, der Landrath, der schmunzelt und
    spricht (vgl. Ges. W. Bd. V. S. 21).
Verzage nicht, du Häuflein klein.
Unser Glaube ist die Freiheit.

---

22. Briefliche Äußerungen Hoffmann's zur Politik und Geschichte der Jahre 1862—1873.

(oben von S. 198 an.)

An J. M. Wagner.

16. Februar 1862.

„In Wien ist man, wie mir Reisende, die erst neulich dort waren, erzählen, über alle Maßen froh. Das kann doch nur sein der Humor der Verzweiflung! Wir sind sehr ernst und bedenklich gestimmt und so ist es auch im übrigen Deutschland. Dies unglückliche Hessen in unserer Nachbarschaft! Die furchtbare Reaction in allen kleinen Staaten, die durch Oesterreich genährt wird, nur durch Oesterreich ihren Rückhalt hat — es ist zu traurig. Und so geht es nun schon seit 1648 mit kurzen Unterbrechungen immer fort und es läßt sich kein Ende absehen."

An denselben.

17. März 1862.

„Wir gehen trüben Tagen entgegen. Die Rückwärtser werden uns bald um das bischen Rede- und Preßfreiheit bringen und nur eine Aussicht in eine noch trübere Zukunft eröffnen. Des Steuerzahlens kein Ende: in Bingerbrück zahlte ich 8 Rℓ. und jetzt habe ich die Ehre, 30 Rℓ. zu zahlen! Dafür bin ich aber auch neulich Geschworner in Paderborn gewesen und dürfte nun wol wieder als Wahlmann gewählt werden. Gott besser's!"

An Rat Schmidt.

29. März 1862.

Siehe oben S. 198. 199.

An denselben.

12. December 1863.

„Es ist traurig, daß die Dänen, die durch ihre ganze Cultur zu Deutschland gehören, solche Esel geworden sind. Nun, auch ihre Stunde hat ja wol geschlagen, und wir werden sie mit einigen Kolbenstößen wol zur Vernunft bringen. Gott geb's! — Das Wetter ist recht schlecht, beinahe so schlecht wie die oesterreichisch-preußische Politik und der hochselige Bundestag. Wir wollen das Beste hoffen, wie jene Bauerfrau sagte, und auf das Schlimmste gefaßt sein."

An Carl Gräf.

14. Januar 1864.

Der Herzog Friedrich von Augustenburg hat Gräf für die Schleswig'sche Armee die Stellung eines Oberquartiermeisters angeboten, und dieser hat die Annahme zugesagt. Hoffmann redet ihm von diesem Vorhaben ab:

„Bedenke, daß Du nicht allein stehest, ferner, daß bis jetzt die Sache des Herzogs keineswegs gesichert ist, daß vom Einzelnen billigerweise nur Opfer erwartet werden können, wo eine Möglichkeit des Erfolges vorhanden. Ich werde Niemanden in der Welt abhalten, seinem Vaterlande sich zu opfern. Wenn aber der scheußlichste Verrath von vorn herein jedes Opfer völlig erfolglos machen kann oder macht, dann muß ein Mann, der es mit sich und den Seinigen ehrlich meint, seine Kräfte einer besseren Zukunft aufsparen.

Glaub nicht, daß ich muthlos bin: mit Muth bin ich in die Welt gegangen, mit Muth werde ich hinausgehen. Schon vor fast 20 Jahren habe ich für ein unabhängiges Schleswig-Holstein gewirkt und war dort so mißliebig, daß wenn ich 1845 nicht freiwillig abzog, so wäre ich wahrscheinlich ausgewiesen worden — aus Schleswig-Holstein!

So habe ich denn auch jetzt nicht ermangelt, auf meine Weise wieder zu wirken, d. h. durch Lieder. Freilich, diese prosaischen Politiker und politischen Philister glauben eine große volksthümliche Bewegung ließe sich ohne Poesie ins Leben rufen, lebendig erhalten und durchführen.

Ich habe an die Leute, welche jetzt an der Spitze stehen, die Lieder geschickt. Gerade dort aber ist nicht die mindeste Empfänglichkeit.

So wundert es mich denn auch nicht, wenn Du mit keiner Silbe der Lieder erwähnst.

Man will gerne etwas thun, man will doch aber auch wissen, daß das gratis nicht frustra war."

An Rat Schmidt.

1. Februar 1864.

„Es ist eine trostlose Zeit! Nur in der Familie, nur in den freundschaftlichen Beziehungen zu den kleinen Kreisen, mit denen wir im Verkehr stehen, ist noch Freude zu finden. Draußen nichts als Klage, Furcht und Angst. Wie viel Glück kann schon in wenig Wochen zu Grunde gerichtet sein! Die Poesie möchte es jetzt machen wie die Turteltaube, von der die Sage geht, daß sie, wenn sie ihren Gatten verloren, sich auf einen dürren Ast setzt und immerfort klaget, und nur das Wasser trinkt, das sie zuvor mit ihren Füßen getrübt hat." *)

An H. M. Schletterer.

20. Februar 1864.

Siehe oben S. 204.

An Rat Schmidt.

28. November 1864.

[Hannover und Sachsen ziehen ihre Truppen aus Holstein nicht zurück.] „ . . . ebenso bekannt ist, daß Preußen, und hier mit vollem Rechte, sagt: vorläufig gehört uns Holstein, ihr habt da gar nichts mehr zu thun, fort mit Schaden! Es geht halt Alles sehr langsam in der Welt, und es soll mich nur wundern, wer am längsten den Platz behauptet: unsere Scheune auf dem Mühlenhofe**) oder die Bundesexecution in Holstein.

O quam vanae Borussorum spes!
O quam fluxae Borussorum res!

*) Vgl. das Lied: „Ich sitz' auf einem dürren Ast und klage." — Ges. W. Bd. I. S. 50. 51.

**) deren Niederreißung Hoffmann wiederholt beantragte, da sie baufällig war und ihm die Aussicht von den Fenstern seiner Corveyer Wohnung versperrte.

O quam in patria
sunt cuncta caduca et labilia!
O quam in patria
sunt cuncta infirma et fragilia!
Omnia vanitas, vanitas et inanitas,
Mars, Ars, Spes et Lex —
Omnia Ex!

Explicit hoc totum, infunde, da mihi potum!
Vale Faveque!"*)

An Dr. Grabow, Praesidenten des Hauses der Abgeordneten.**)

19. Januar 1865.

„Hochverehrter Herr Praesident!

Als ich vor einigen Tagen zum Besuch in Cassel war, traf Ihre vortreffliche Eröffnungsrede ein. Sie fand auch dort wie überall die begeistertste Zustimmung. Es freut mich, daß sich so bald mein Neujahrswunsch***) bestätigt hat, der leider zu wenig bekannt geworden ist: viele Zeitungen, denen er zugesendet war, haben ihn nicht aufgenommen, sogar nicht die Nationalzeitung, die doch ein Blatt des Fortschritts sein will. Iliacos intra muros peccatur et extra.

Je mehr Erbärmlichkeit, Feigheit und Niederträchtigkeit als Patriotismus lügen und schmähen dürfen, um so mehr ist es unsere Pflicht, den Männern, die für Wahrheit und Recht kämpfen, unsere dankbare Anerkennung auszusprechen. Und das sei auch meines Theils, hochverehrter Mann, hiemit geschehen. Heut und Immer

HvF."

An Rat Schmidt.

3. Januar 1868.

„Der Krieg mit Frankreich ist unvermeidlich. . . Diese Franzosen werden nicht eher ablassen Alles in Frage zu stellen, bis sie selbst in Frage gestellt werden. Unterdessen wollen wir uns einer guten

*) Die Anfangsbuchstaben V und F weisen auf Hoffmann's Namen hin. Häufig unterschreibt er sich Have Vale Faveque.

**) Hsl. im Nachlasse erhalten.

***) „Sie leben noch, die Etwas wollen" — Ges. W. Bd. V. S. 165.

Gesundheit und eines gesunden Humors befleißigen und die einzige Wohlthat des norddeutschen Bundes, das einstufige Porto, dankbar benutzen."

An Carl Grete.

25. Januar 1868.

„'Drum kämpfet fort mit frischem Muthe
Für's schöne deutsche Vaterland!'

Nun, das wollen wir ferner!

Hoffentlich wird es jetzt nicht wieder 20 Jahre dauern um das zu erreichen was wir vor 20 Jahren beinahe erreichen konnten. Uns ist es gegangen wie dem Jungen der Lerchen fangen wollte: 'Ja, hätte ich die nur gehabt, so hätten mir bloß noch elf am Dutzend gefehlt!'"

An J. M. Wagner.

3. Juli 1868.

„Heute der Jahrestag von Königgrätz. Es könnte auch für Oesterreich werden was es für Deutschland ist. Ich fürchte aber, daß es dem oesterreichischen Volke an Einsicht und Kraft fehlt, sich in festen Besitz des angebahnten Guten vollständig zu setzen und ihn fest zu behaupten. Wehe, wenn der gewaltige fortschrittliche Aufschwung nur auf dem Papiere sich verläuft! dann kommt für Oesterreich ein abermaliger 300jähriger Katzenjammer, ein zweites Concilium Tridentinum. Übrigens verfolge ich mit größter Theilnahme die Entwickelung der österreichischen Dinge und danke Ihnen für alles darauf Bezügliche welches Ihre Güte mir zuwendet."

An denselben.

10. August 1870.

„An Arbeiten nicht zu denken. Die Aufregung überall sehr groß und durch immer neue Siege im Steigen. — Ich habe nie an unserem Kriegsglück gezweifelt. Jahre lang sah ich diesen Krieg vorher, aber auch zugleich die endliche Einheit Deutschlands, den Untergang des französischen Cäsarismus und den Frieden der Welt."

An Theodor Ebeling.

25. August 1870.

„Das Wetter ist so traurig wie die Nachrichten über unsere

Verluste auf dem Kriegsschauplatze. Es wird aber bald die Sonne der Freude uns glänzen: Straßburg und Metz werden bald in unseren Händen sein und nichts tritt uns in den Weg bis Paris."

An Adolf Strümpell.

27. August 1870.

Siehe oben Seite 239.

An Alwine.

7. September 1870.

Siehe oben Seite 241.

An Karl Hirsche.

24. September 1870.

Siehe oben Seite 238.

An Theodor Ebeling.

7. December 1870.

„Die deutsche Kaiserkrone ist also in Sicht. Ich habe darauf und auf unsere Loiresieger gestern Abend Bansischen Punsch getrunken, der freilich dem berühmten Ebelingschen Eierpunsch nicht das Wasser reicht, aber doch ein gutes Ersatzmittel ist."

Unterschrift:

„HvF. kaiserlich-königlich
preußischer Poet a. D. und Steuercontribuent."

An Adolf Strümpell.

29. December 1870.

„Was sagen Sie denn zu diesen anmuthigen baierischen Verträgen? Es ist ein schlechter Grützebrei (Graf von Bray), den das neue deutsche Reich wol schwerlich verdauen wird. Wie ich darüber denke, sehen Sie aus dem ‘Himmlischen Depeschenwechsel.’*) Meine Hoffnungen waren nicht groß; daß ich aber so enttäuscht werden würde, habe ich mir nicht träumen lassen. So mußte es kommen! sagte Neumann, und fiel in den Rennstein."

An Rat Schmidt.

3. März 1871.

„Gott sei Dank! endlich Friede! Als ich gestern in Höxter den frisch angekommenen Hannov. Courier entfaltete und die Annahme der

*) Ges. W. Bd. V. S. 181. 182.

Friedenspräliminarien Seitens der Nord. Constituante las, theilte ich sofort die fröhliche Botschaft allen Leuten mit, die in Masse vor der Post standen. Sofort war die ganze Stadt in freudigster Aufregung und überall wurde geflagget. Da aber keine amtliche Depesche eintraf, so glaubte Hochweiser Rath nicht und alles Läuten und Illuminieren unterblieb. Diesen Morgen bringen auch andere Zeitungen die Bestätigung, und ich kann mich wieder als Evangelist in Höxter blicken lassen. — Heute wird fortgefeiert mit Gott für König und Vaterland."

An Theodor Ebeling.

7. Januar 1872.

„Der Artikel in der Gartenlaube 1871 Nr. 50 S. 833*) über unsern Herzog ist ein ganz niederträchtiger. Man verlangt von den Fürsten, daß sie ihre Reichthümer gemeinnützigen Unternehmungen zuwenden; wenn es gut geht, so ist es gut; wenn es schief geht, schreit nicht bloß wer dabei Verlust hat, sondern fast die ganze liberale Presse, die immer noch so erbärmlich ist, daß sie sich auch dann noch liberal dünkt, wenn sie Fürsten und Adel als einen besonderen Stand, als eine berechtigte Eigenthümlichkeit betrachtet. Der Fürst ist als Staatsbürger nicht mehr als jeder Staatsbürger; was er und der Adel in geselliger Beziehung ist, beruht auf der Ueberlieferung und deren nachhaltigen Wirkungen, die Ueberlieferung aber ist kein Staatsinstitut und hat keine rechtliche Bedeutung."

An Frau Bertha Fischer

16. Januar 1872.

„Mühler ist gefallen. Es wird niemand sagen, was ein Freund dem Ritter von Gluck sagte, als dieser jammerte: Mon Iphigénée est tombée, — Oui, mais du ciel."

An Theodor Ebeling.

16. Februar 1872.

„Die Schulfrage ist von großer Wichtigkeit, aber wenn sie auch nicht durch's Herrenhaus kommt, so ist doch noch wichtiger was sie bewirkt

*) In einem Artikel „Briefe eines Wissenden" wurden der Herzog von Ratibor und andere Mitglieder des hohen Adels in Deutschland heftig angegriffen, weil sie sich an den Strousberg'schen Unternehmungen beteiligt und sich in der Angelegenheit der rumänischen Eisenbahnen in Speculationen eingelassen hatten.

hat: der Krieg für das innere Düppel*) ist erklärt. Ob die Regierung ihn weiter fortsetzt, ist uns einerlei, wenn sie uns nur nicht hindert, mit allen gesetzlichen Mitteln zu kämpfen. Wir würden heute keinen Kampf mit den schwarzen Hallunken haben, wenn die Regierung seit 50 Jahren bis jetzt die Presse und die freieren religiösen Bestrebungen hätte gewähren lassen, wir würden nebenbei mit den Junkern auch schon mehr fertig geworden sein . . . Ich gehöre nicht zu den Vertrauensseligen, aber ich freue mich doch, daß man frei athmen kann ohne hohe polizeiliche Erlaubniß . . . Es hat doch etwas Erquickendes, wenn das reine Quellwasser von allen Seiten herbeiströmt und die Sumpfjauche wegspült und die Luft reinigt!"

An Frau Bertha Fischer.

18. Juli 1872.

Siehe oben S. 256. Anmerkung.

An dieselbe.

26. August 1872.

„Die großen Fragen der Gegenwart regen mich sehr auf. Ich halte es für meine Pflicht, nicht als ruhiger Zuschauer die Hände in den Schoß zu legen, sondern mein Schärflein beizutragen. Daß ich von den jetzigen Regierungsmaßregeln und dem Verhalten der Freisinnigen nicht sonderlich erbaut bin, können Sie aus beiliegendem Liede **) sehen, das hoffentlich bald gedruckt durch die Welt fliegt."

An Theodor Ebeling.

29. August 1872.

Siehe oben S. 262.

An Frau Bertha Fischer.

23. December 1872.

Siehe oben S. 254.

An Karl Hirsche.

13. September 1873.

„'Hier Schwert des Herrn und Gideon!' Ich danke Dir, lieber Freund, für diese treffliche zeitgemäße Predigt. Möchte sie doch

*) Vgl. das Gedicht: „Wann geht es an das innre Düppel?" Ges. W. Bd. V. S 188.

**) „Die Welt steht wieder still" — Ges. W. Bd. V. S. 195.

allgemeine Verbreitung finden, besonders unter den überschwänglichen Reichsduselfritzen, die schon Alles fix und fertig finden und jeden verketzern, der nur einen geringen Zweifel hegt an der Vortrefflichkeit des heutigen Staatswesens, oder gar zu etwas Besserem mahnt und strebt. Die Presse ist reiner Klüngelkram geworden, sie gestattet nur hie und da ein Plätzchen für Ehrlichkeit und Wahrheit. Meine Zeitgedichte hatte ich im vorigen Jahre nach der Zeitfolge gesammelt und wollte sie drucken lassen. Es ging mir eigen damit: ein Verleger, den ich in Sicht hatte, wollte sie mir zu Liebe drucken, aber nicht in Verlag nehmen.*) Trotzdem fahre ich fort, mich auch auf politischem Gebiete poetisch auszusprechen und kümmere mich nicht um Hinzen und Kunzen. Es ist für mich kein großes Opfer, wenn auch dies und das nicht gedruckt wird, z. B. mein Sedanlied vom 2. September: ‚Viele Feinde sind erlegen.'**) Ich habe den Tag gefeiert und bin froh, daß wir endlich zur Einheit gelangt sind — eine Abschlagszahlung für die ungeheueren Opfer, die das deutsche Volk gebracht hat."

---

23. Über eine Geschichte der deutschen Philologie.

(oben S. 214. 228. 229.)

Joseph Maria Wagner faßte im Sommer 1860 den Plan, eine Geschichte der deutschen Philologie zu schreiben. Er teilte Hoffmann sein Vorhaben mit und bat ihn um seinen Rat. Dieser nahm den Plan mit reger Teilnahme auf und antwortete am 4. August 1860:

„Es war auch einst mein Lieblingsgedanke, eine Geschichte der deutschen Philologie zu schreiben. Wie ernst ich ans Werk ging, kann Ihnen meine ‚Deutsche Philologie' darthun, worüber ich dann öffentliche Vorlesungen hielt. Leider ist dieser wie so mancher meiner Lieblingsgedanken bei meinem bewegten Leben nicht zur Ausführung gekommen. Um so mehr freut es mich, daß Sie denselben Gedanken haben und ich wünsche Ihnen zur Ausführung recht viel Lust und Beharrlichkeit. Wenn Sie nur halb so viel Zeit und Mühe darauf verwenden, wie Sie es mit dem Rotwelschen thun, so müssen Sie schon was Gutes leisten. Sehr gerne bin ich bereit Sie zu unterstützen.

---

*) Vgl. oben S. 265.

**) Ges. W. Bd. V. S. 206.

Nur tritt hier noch ein eigener Fall ein. Dr. Lucae (Privatdocent in Halle) besuchte mich dies Frühjahr in Almerich. Er bat mich um einige Mittheilungen über meine Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie . . . . Ich gewährte ihm seine Bitte. Wir sprachen nun sehr lange und ausführlich über dasselbe, was Sie beabsichtigen, nämlich auch eine Geschichte der deutschen Philologie. Wenn er ernstlich einmal so etwas unternehmen wolle, so würde ich gerne bereit sein, ihm meine Sammlungen zu überlassen.

Dadurch dürfen Sie sich nicht irre machen lassen. Denn ich glaube, daß derselbe Gegenstand von Mehreren bearbeitet werden kann, weil es mehrere Gesichtspunkte gibt. Wenn Sie sich mit ihm einigen wollten, die Sache könnte dadurch nur gewinnen. Wenden Sie sich an ihn . . ."

Wagner arbeitete daraufhin einen Entwurf aus, ließ aber dann den Plan vorläufig fallen, da ihn andere Aufgaben anzogen.

Hoffmann an Wagner.

17. März 1862.

„Ihrem Wunsche gemäß erhalten Sie, lieber Herr Wagner, eine kurze Übersicht meiner deutsch-sprachlichen Thätigkeit vom J. 1816—1862. Es würde für Ihr Unternehmen sehr ersprießlich sein, wenn Sie sich von meinen Mitgenossen eine ähnliche Übersicht verschafften oder doch, da so viele bereits heimgegangen sind, selbst anfertigten. Es läßt sich danach leichter eine ganz lebendige Geschichte der deutschen Philologie schreiben als nach bloßen Büchertiteln."

13. April 1863.

„Daß Herr von Raumer mit einer Geschichte der deutschen Philologie beauftragt ist, höre ich erst von Ihnen. Ich bin überzeugt, daß er etwas Gutes liefern wird. Wenn Sie aber deshalb Ihren lange gefaßten Plan, ebenfalls einer solchen Geschichte, jetzt aufgeben wollten, so thäte es mir sehr leid, denn — si duo faciunt idem, non est idem. Der Gegenstand verträgt eine Betheiligung von mehreren Seiten.

Sie haben gewiß schon viele Vorarbeiten gemacht und warum wollten Sie dieselben nicht verwerthen? Wenn Sie nun aber auch keine Geschichte schreiben wollen, so gibt es daneben Manches was auch eben so nützlich, vielleicht für den Augenblick noch nützlicher ist,

ich meine eine Geschichte der deutschen Studien in Lebensbeschreibungen, und zwar also:

Sie arbeiten den Artikel Jacob Grimm aus, und zwar: Nachrichten über sein Leben, Nachweis alles dessen was darüber von ihm selbst und Anderen veröffentlicht ist; dann sämmtliche von ihm herausgegebenen Schriften möglichst vollständig und bibliographisch genau verzeichnet: die Aufsätze in Zeitschriften, in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Recensionen, namentlich in den Göttinger gelehrten Anzeigen pp. Bei den größeren Werken müßten auch die Recensionen darüber vollständig angegeben werden.

Wenn Sie so mit einem Artikel fertig sind, beginnen Sie einen anderen. Haben Sie dann deren 20—30 fertig, so lassen sie dieselben in alphabetischer Ordnung drucken.

Das Angenehme bei dieser Arbeit ist, daß Sie nicht nach dem Alphabet arbeiten müssen, also nicht durch das Haschen nach Vollständigkeit von vorn herein vielfach gehemmt und leicht der Arbeit überdrüßig werden können. Überdem ist mit jedem Hefte Ihre Arbeit eine vorläufig abgeschlossene, also immer vollständige. Ist dann eine Reihe solcher Hefte erschienen, die einen Band bilden (NB. jedes Heft hat seine eigene Seitenzahl), so können Sie leicht ein Register hinzufügen, wodurch dann die Benutzung erleichtert wird.

Arbeiten Sie mal ein Heft aus! Wählen Sie dazu Männer deren Wirken jetzt abgeschlossen ist: Docen, von der Hagen, Lachmann, Emil Sommer, Schmeller, Uhland, Hattemer, Götzinger, und nehmen Sie dazu einige Lebende: Diemer, Wackernagel, Pfeiffer, Karajan, Haupt, Zarncke, Koberstein, Wilh. Müller, Weigand, Vilmar.

Überhaupt wünsche ich für Sie, daß Sie Ihre Zeit und Kraft nicht so zersplittern wie bisher. Es hat zwar einen eigenen Reiz, hie und da einen Aufsatz, einen Zusatz, einen Nachtrag, eine Berichtigung, einen Fund zum Besten zu geben, aber das Hin- und Herspringen von einem Dinge zum anderen, von einem Gebiete auf das andere, hat doch etwas sehr Zerstreuendes, und während es das Forschen in die Breite zieht, schwächt es dasselbe in die Tiefe."

29. Mai 1867.

„. . . Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie sich verstehen wollten, eine neue Auflage meiner ‚deutschen Philologie' in Angriff zu nehmen Es ist recht hübsch, seinen Lieblingsstudien zu leben, aber doch noch

hübscher, der Wissenschaft zu Liebe ein Werk zu liefern, das ein Bedürfniß und dessen gute Ausführung neben der Ehre noch Vortheil bringt. Ich wünsche, daß Sie sich die Sache nochmals überlegen. Sie haben Hülfsmittel genug und bei Ihrem Fleiße und Ihrer Gründlichkeit kann es Ihnen nicht fehlen, etwas Tüchtiges zu liefern."

19. October 1867.

„Daß Sie sich endlich entschlossen haben, meine ‚deutsche Philologie' zu einem Buche umzugestalten, welches den Anfoderungen der Neuzeit genügt und ein unentbehrliches Handbuch aller Germanisten und Litteraten wird, freut mich unendlich. Verwenden Sie darauf Ihre Zeit und Kräfte, es wird Ihnen reichlich gelohnt werden ..... Was ich noch besitze, steht Ihnen zu Gebote. Auch bin ich überzeugt, daß Zarncke gern bereit ist, Ihnen zu überantworten was ich ihm früher zu demselben Zwecke, den Sie nun verfolgen, überlassen habe."

2. Juli 1868.

„Ich sammele fortwährend Lebensabrisse unserer Germanisten, meinen Bitten verdanke ich bereits mehrere eigenhändige Mittheilungen. Sollten Sie einmal ernstlich die Deutsche Philologie in Angriff nehmen, so stehen Ihnen diese Lebensabrisse nebst manchem Anderen zur Benutzung offen." *)

11. Februar 1870.**)

„Habe ich es mir doch gedacht, daß Sie, lieber Wagner, nicht sobald auf meinen Brief vom 14. December v. J. antworten würden. Die Sache kann in der Art, wie wir anfangs wahrscheinlich beide geglaubt haben, nicht ausgeführt werden. Es muß offenbar eine Trennung stattfinden: altdeutsche Philologie, neudeutsche Philologie. Wenn wir uns mit der ersten nur befassen, dann gewinnt das Ganze eine Begränzung, einen Rahmen, der gegen Alles verschlossen ist was nicht hineingehört. Von meinem Buche würde also Alles wegzulassen sein was zur neuen und neuesten Zeit gehört, also zu 1620 bis jetzt. Es blieben also fort § 6. 7. 8. 14. 15. 40. 56. 64. 72. 73. 74. Aus den §§ 16—45

*) Vgl. oben S. 228.

**) Inzwischen hatte Wagner die Arbeiten für eine Geschichte der deutschen Philologie wieder aufgenommen, sich aber bald überzeugt, daß sein Werk nicht nur eine Ueberarbeitung von Hoffmanns Grundriß sein könnte. Er teilte die ihm entgegentretenden Schwierigkeiten und seine Bedenken Hoffmann mit.

müßte nur aufgenommen werden was sich auf Altdeutsches bezieht also vor 1620. Die §§ 68—71 müßten zu einem eigenen selbständigen Werke bearbeitet werden. Dasselbe könnte auch mit § 44 S. 120. 121 und § 36 S. 93—102 geschehen. Beides wäre aber vorläufig nicht Ihre Sache. Ihre Hauptaufgabe müßte sein § 3! Die Sprachforscher entweder alphabetisch oder nach dem Jahre ihres ersten Auftretens. Beide Arten der Anordnung haben etwas für sich, praktischer möchte denn doch die erste sein, nämlich zum Nachschlagen. Zuerst Name und gewöhnlicher Vorname, dann Geburts-Ort, Tag und Jahr, sowie +. Zuletzt kurze biographische Nachrichten, worin besonders seit wann die amtliche Stellung. Hinweisung auf die zuverlässigsten Nachrichten, worin zugleich die Schriften aufgezählt sind. Zu diesem meinen 3. § habe ich viel gesammelt und sammele fortwährend. Alles steht Ihnen später zu Diensten!"

Inzwischen erschien Rudolf von Raumer's Geschichte der germanischen Philologie, die Hoffmann mit Freuden begrüßte. In dem Briefe vom 7. December 1870 teilt er Theodor Ebeling aus einem Briefe, den er an demselben Tage an Rudolf von Raumer geschrieben hat, folgende Stelle mit:

„Von Ihrem Werke, verehrter Freund, hatte ich viel erwartet. Ich muß gestehen, meine Erwartungen sind übertroffen. Ich muß Ihnen glückwünschen, zugleich herzlich danken: es ist ein vortreffliches Buch. Sie haben so weit ich jetzt gesehen — das Buch ist noch ungebunden und erst seit einigen Tagen in meinen Händen — Sie haben einen meiner Wahlsprüche: ‚klar und wahr' treu zu erfüllen gestrebt. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, in ein solches Gewirre Klarheit zu bringen und bei den vielen und vielerlei Bestrebungen, Neigungen, Richtungen frei, ehrlich und gerecht zu verfahren und über aller Klüngelei zu stehen. — Mir gereicht es zu einer besonderen Freude noch, daß meine Idee von einer deutschen Philologie als Wissenschaft kein leerer Traum war. Wie haben wir alle kämpfen müssen gegen die hartnäckige Überlieferung, den Dünkel und die Anmaßung der classischen Philologen, die deutschen Regierungen! Wie lange hat es gedauert, bis diese sich bequemten, auch nur einen einzigen Lehrstuhl für deutsche Sprache und Litteratur zu gründen. — Es freut mich ferner, daß Sie das Ganze mehr nach seiner Licht- als Schattenseite

aufgefaßt haben. Wozu auch, wenn einer die Sonne schildern will, sich bei den Sonnenflecken lange aufhalten. — Ihr Buch ist ein Juwel in der künftigen deutschen Kaiserkrone, die freilich heute ziemlich hoch über uns schwebt, aber doch einmal auf die einheitfordernde Germania sich niederlassen wird."

Im Jahre 1872 machte Hoffmann noch einen letzten, wiederum vergeblichen Versuch, Wagner zur Ausführung seines Lieblingsplanes zu bewegen. Er schrieb an ihn:

7. Januar 1872.

„. . . Ich gestehe die Schwierigkeiten Ihres Unternehmens ein, bin aber überzeugt, daß sie nicht unüberwindlich sind, wenn Sie Muth und Kraft haben sich zu beschränken und nicht mehr Lust, Zeit und Kräfte mit Dingen verplempern, die Sie füglich anderen Leuten überlassen können.

Damit Sie aber eine Grundlage und einen Halt für Ihr größeres Werk gewinnen, so wird das Beste sein, wenn Sie sofort einen Nomenclator philologorum germanicorum oder Nomenclator germanisticus nach Art des eben erschienenen Nomenclator Philologorum von Eckstein (Leipzig bei Teubner 1871) [ausarbeiten?]. Dazu haben Sie bereits hinlänglichen Stoff. Schicken Sie mir das fertige Manuscript zu meinem Geburtstage ein, ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen nicht nur einen Verleger, sondern auch anständiges Honorar verschaffe. Binnen 3 Monaten läßt sich so etwas bewerkstelligen. Wen Sie aufzunehmen haben, wird Ihnen meine deutsche Philologie und R. von Raumer nachweisen.

Jetzt frisch ans Werk! Ich werde Ihnen treulich helfen. Heut und Immer."

Diesem Briefe fügte Hoffmann noch folgende Erörterung bei:

„Zunächst handelt es sich darum, den Titel festzustellen. Nomenclator philologorum germanicorum ist zu lang und nicht klar; es kann ja heißen 'der deutschen Philologen' und da wird man wieder denken an die griechischen und lateinischen Philologen in Deutschland. Wir wollen diesen den von ihnen beanspruchten und ihnen zugestandenen Namen 'Philologen' lassen und dafür die freilich barbarische, aber den Sinn vollständig erschöpfende Benennung annehmen: 'Germanisten'. Das -ista ist eine aus dem Griechischen (-*ιστης*) abgeleitete Endung,

die schon im Altlatein — ista (z. B. sophista) und im Mittelalter allgemeiner wurde: so gab es iurista, legista. Im 16. Jahrhundert nannte man in Deutschland diejenigen, die sich mit dem römischen Rechte beschäftigten, Romanisten, und seitdem das deutsche Recht ein Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung wurde und Lehrstühle dafür entstanden, hießen diese Juristen Germanisten. Später erhielt das Wort Germanist eine weitere Bedeutung: man verstand darunter alle die Gelehrten, die sich mit der Erforschung deutscher Sprachen, deutschen Rechtes und deutscher Alterthümer befaßten. Obschon im Jahre 1846 die Gründung der Germanistenversammlungen von Juristen angeregt war und das deutsche Recht den Hauptgegenstand der Besprechung bildete, so wurden doch daneben deutsche Sprache und Geschichte mit in den Kreis gezogen und es bildeten sich neben der juridischen eine geschichtliche und eine sprachforschende Abtheilung. Da nun später in der Versammlung der deutschen Philologen eine germanistische Section entstand, so erhielt das Wort Germanist eine andere Bedeutung als die frühere, es heißt seitdem Germanist jeder Forscher der germanischen Sprachen, sowie ebenfalls Romanist auf das Studium der romanischen Sprachen beschränkt wurde. Damit stimmt auch bereits erfreulicher Weise Littré 1, 1867: Germaniste. Celui qui étudie les langues germaniques (vgl. Orientaliste 2, 859) während sich in Frankreich noch Romaniste (2, 1751) in alter Bedeutung fort erhielt: Nom donné aux jurisconsultes, aux érudits qui s'occupent de droit romain.

Der Titel würde also sein:

Nomenclator Germanistarum.

Das Buch bildete auch insofern ein Seitenstück zu Eckstein's Nomenclator Philologorum, dessen innere Einrichtung wol Ihnen maßgebend sein wird. Sie werden selbst ermessen, wie viel oder wenig bei jedem Artikel gegeben werden muß.

Ich wünsche sehr, daß Sie in Wien einen Verleger finden. Es ist eine falsche Ansicht, wenn Sie glauben, daß ein Buch schlechter geht, wenn es in Wien erscheint, ich bin vom Gegentheil überzeugt.

Sollten Sie jedoch keinen Verleger finden, der anständig honoriert, so wenden Sie sich mit dem fertigen Ms. an Teubner, der wird sich bei seinem Schulverlag nicht lange besinnen und einen Artikel, der auch hineinschlägt, mit Dank auf= und annehmen.

Bei der ersten Reihe müßte ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß gegeben werden und bei der zweiten eins mit dem ersten vereinigt u. s. w. Was mir später noch einfällt, werde ich Ihnen mittheilen."

---

24. Über eine Ausgabe der Kinderlieder mit Illustrationen.

Eine Ausgabe seiner Kinderlieder mit Abbildungen zu veranstalten, war ein Lieblingsgedanke Hoffmann's, dessen Ausführung er bei seinem vielfachen Verkehre mit Malern wiederholt ins Auge faßte (vgl. „Mein Leben". Bd. V. S. 33). Nachdem sein Freund Carl Gräf im Jahre 1867 von Weimar nach Dresden übergesiedelt war und dort die Kunsthandlung von Ernst Arnold übernommen hatte, machte er Hoffmann den Vorschlag, eine Ausgabe der Kinderlieder mit Illustrationen in seinem Verlage ins Leben zu rufen. Hoffmann ging freudig auf diesen Plan ein und entwickelte in seinem Briefe vom 31. December 1868 Gräf seine Ansicht:

„Wenn Du, lieber Gräf, die verschiedenen Arten der Illustrationen der neueren Zeit, etwa der letzten 30 Jahre, genauer betrachtest, so wirst Du Dich überzeugen, daß sie alle sich überlebt haben. Es muß auch auf diesem Gebiete etwas gefunden oder erfunden werden, was künstlerischen Anforderungen und seinem Zwecke entspricht und zugleich trotz den Kosten der Ausführung ein billiges, auch unbemittelten Leuten anschaffbares Buch bleibt.

Es würde mich unendlich freuen, wenn meine Kinderlieder Dir Anlaß und Stoff zu einem ersprießlichen Unternehmen böten.

Otto Speckter und Ludwig Richter waren auf gutem Wege, aber die Frömmelei machte sie einseitig und manieriert. Sixtus Thon hätte was leisten können, aber ist viel zu bequem, als daß er sich zu etwas verstehen könnte was viel Zeit und Kräfte in Anspruch nimmt. Übrigens glaube ich würdest Du in Deinen Kreisen schon die rechten Leute finden. Daß man ein Lied illustriert durch einen Blumenstrauß, einen tanzenden Hund, einen Bach mit zwei Schwänen, einen Hasen der die Ohren spitzt, eine . . . Kuh, welcher ein fauler Hirt gemüthlich nachsieht und dergleichen, ist doch zu wenig. Hast Du es wirklich auf meine Kinderlieder abgesehen, so bin ich der Meinung, daß Du nur diejenigen Texte verwendest, wozu sich ein gutes Bild wie von selbst

ergiebt. Überleg Dir die Sache genau, besprich Dich mit Deinen Freunden, den Künstlern, laß sie dann aus meinen Kinderliedern auswählen was sie illustrieren wollen. So nur kann etwas Gutes, vielleicht Vortreffliches zu Stande gebracht werden, nicht aber wenn man den Leuten ein ganzes Buch in die Hände giebt und sagt: Nun drauf und dran! Alles nach der Reihe! Das wird dann Fabrikarbeit, die weder durch den guten Namen des Künstlers noch durch den guten Willen des Verlegers ein dankbares Publicum finden kann."

Der Verwirklichung des Planes suchte Gräf in Düsseldorf näher zu treten, indem er den Maler Gustav Süs veranlaßte, Bilder zu Hoffmann'schen Kinderliedern zu entwerfen. Dieser führte jedoch die übernommene Arbeit nicht aus. Später kam Gräf Hoffmann gegenüber wiederholt auf diesen Plan zurück; er dachte daran, Thumann und Ramberg für die Illustrationen zu gewinnen, jedoch ohne zu seinem Ziele zu gelangen.

Hoffmann's Sohn Franz fühlte sich als Maler besonders berufen, diesen Lieblingswunsch seines Vaters wenigstens nach dessen Tode zu erfüllen. Er nahm daher, noch in Weimar, Gräf's Plan wieder auf und erhielt von manchem bedeutenden Künstler Beiträge zugesichert, so von E. Henseler, W. Hasemann u. A. Diesmal zerschlug sich die Sache an der Abneigung der Verleger, von denen keiner sich zur Übernahme des geplanten Werkes bereit erklärte, trotz der vielseitigen wiederholten Bemühungen Franz Hoffmann's.

Bei der weiten Verbreitung und großen Beliebtheit der Kinderlieder dürfte eine illustrierte Ausgabe — vielleicht auch mit Melodien ausgestattet — sehr wohl auf Erfolg rechnen. Sie fehlt noch heute. Denn was bis jetzt derartiges erschienen ist, genügt ebenso wenig den bescheidensten Ansprüchen der Gegenwart, als es den von Hoffmann aufgestellten Grundsätzen entspricht.

---

25. Fälschungen Hoffmann'scher Gedichte, bes. der Landsknechtslieder.

(oben S. 221.)

Die Schöpfungen des Dichters sind noch immer nicht sein ausschließliches Eigentum, sondern jeder Sammler einer Gedichtauswahl, einer Blumenlese oder wie das Werk nun heißen mag, und jeder

Musiker, der ein Lied komponiert oder eine Liedersammlung herausgiebt, hat ohne weiteres das Recht, die Werke des Dichters für seine besonderen Zwecke zu plündern. Unter diesem Übelstande litt Hoffmann ganz besonders, weil seine Lieder infolge ihrer Singbarkeit von Musikern vielfach komponiert und abgedruckt oder irgend einer bekannten Melodie untergelegt und in die Liederbücher aufgenommen wurden. Gegen solchen Diebstahl an seinem geistigen Eigentume konnte der Dichter nur mit geistigen Waffen Einspruch erheben. Er that es zum Beispiel mit seinem „Frühlingsgruß der Componisten und Musikalienverleger an ihre Producenten".*) Übrigens erfüllte es ihn auch mit gerechtem Stolze, daß seine Lieder so viel komponiert und gesungen wurden; darin lag für ihn ein erfreulicher Beweis, daß sein Glaube an seinen Dichterberuf ihn nicht betrog.

Aber an die Komponisten stellte Hoffmann mit allem Nachdrucke die wohlberechtigte Forderung, daß sie den Liedertext genau berücksichtigten und gewissenhaft beibehielten. Bei seinen Liederforschungen und an seinen eigenen Liedern hatte er wiederholt die Erfahrung gemacht, daß die Komponisten teils durch Flüchtigkeit, teils auch mit Absicht den ursprünglichen Wortlaut eines Gedichtes veränderten. Daher kehrt in Hoffmann's Briefen an H. M. Schletterer mehrfach die Klage wieder, daß von seiten der Komponisten dem Texte des Dichters durchaus nicht dieselbe Sorgfalt zu teil werde wie der Musik, und hieran schließt sich dann die Ermahnung, bei der Veröffentlichung neuer Kompositionen recht gewissenhaft zu Werke zu gehen und die Liedertexte genau mit den Originalen zu vergleichen. Über absichtliche eigenmächtige Änderungen eines Gedichtes schreibt er 1872 einem anderen Bekannten:

„Das Ändern an einem Gedichte ist eine Fälschung und wie diese immer ein Frevel, der auch durch den besten Zweck sich nicht entschuldigen läßt. Was sollte aus der Litteratur werden, wenn jeder nach Belieben daran änderte? Jedes vortreffliche Geisteswerk mag allgemeines Eigentum werden, aber dadurch erhält noch niemand das Recht, damit schalten und walten zu können nach seinem Belieben. — Wenn jemandem ein Lied in seiner ursprünglichen Gestalt nicht genügt, so mag er sich selbst eins dichten oder sich nach einem anderen umsehen."

*) Ges. W. Bd. V. S. 178.

Daher erfüllte es Hoffmann mit gerechtem Zorne, wenn er sah, wie willkürlich manche Komponisten mit seinen Liedern umgingen. Der Musikdirektor J. Heim in Zürich machte in seiner weitverbreiteten „Sammlung von Volksgesängen für den Männer-Chor“ Hoffmann's „Lied der Deutschen“ zu einem schweizerischen, indem er den Text folgendermaßen umänderte:

V. 1. Heimat, Heimat über Alles,
Über Alles in der Welt,
Wenn sie stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Dir nur schlagen unsre Herzen,
Du allein bist unsre Welt.
Heimat, Heimat über Alles,
Über Alles in der Welt!
V. 2. Schweizer-Frauen, Schweizer-Treue,
Schweizer-Wein und Schweizer-Sang &c.
V. 3. Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das Schweizer-Vaterland! &c. —

Der „Schweizer-Wein“ mochte selbst Herrn Heim nicht recht gemundet haben, drum änderte er in seiner „Sammlung von Volksgesängen für den gemischten Chor“ den zweiten Vers wie folgt:

Schweizer-Herzen, Schweizer-Treue,
Schweizer-Biederkeit und Sang &c. —

Hoffmann war entrüstet, daß sein Lied der Deutschen auf diese Weise verballhornt wurde, und veranlaßte*) einen außerordentlich scharfen Artikel in der Westfälischen Zeitung (vom 28. August 1873. Nr. 199), der mit den Worten schließt: „Für Wechselfälschung hat das Gesetz bei uns eine Strafe, die Liederfälschung ist bis jetzt nicht ins Bereich der Gesetzgebung gezogen, obschon diese Art der Fälschung von größerem Nachteile begleitet sein kann, weil sie das edelste Gut eines ganzen Volkes zu einer beliebig zu verfälschenden Waare macht, und selbst wie hier trotz der ‚Schweizer-Biederkeit‘.“ —

Auch heute verfahren manche Musiker mit den Liedern unserer Dichter in einer ganz unverantwortlichen Weise. Ein Lied, wie

---

*) Vielleicht ist er selbst der Verfasser.

Hoffmann's „Deutschland über Alles!“ sollte doch für hinreichend bewährt und bekannt gelten, um vor jeder Verballhornung geschützt zu sein. Trotzdem hat sich in manche Liederbücher für Schulen eine neue Fassung des zweiten Verses eingeschlichen; weil engherzige Paedagogen eine Gefahr für die Jugend darin erblicken, daß Hoffmann in diesem Verse das Lob der deutschen Frauen und des deutschen Weines preist, so ändern sie in usum Delphini und lassen die Kinder singen:

> Deutsche Sitte, deutsche Treue,
> Deutscher Mut und deutscher Sang. —

Ein fast unglaubliches Beispiel von Willkür und Pietätlosigkeit tritt uns in einer Bearbeitung der Hoffmann'schen Landsknechtslieder entgegen. Auf diese Gedichte konnte der Dichter mit Fug und Recht stolz sein (vgl. oben S. 211. 221). Die mustergiltigen Kompositionen von Leopold Lenz (Op. 38) hatten den Beweis geliefert, daß sie so wie sie waren sehr wohl singbar sind. Nun erschien geraume Zeit nach Hoffmann's Tode ein Werk: „Der Landsknecht. Lieder-Cantate für Männerchor . . . componiert von Wilhelm Taubert“*) (Op. 200. Berlin. Ries und Erler). Es besteht aus zwölf Gesängen; die meisten beginnen mit einem Recitativ, an das sich ein oder mehrere Lieder schließen. Die Dichter sind am Ende der betreffenden Abschnitte angegeben; am häufigsten kommt „H. v. Faliersleben“ (sic!) vor; im 9. und 12. Gesange fehlt — ob nur aus Versehen (?) — sein Name.

Betrachten wir nun die Lieder näher, welche ausdrücklich unserem Hoffmann zugeschrieben sind, so machen wir einige eigentümliche Entdeckungen. Für den Text der Recitative, die mit dem 4. Gesange beginnen, wird der Dichter nicht angegeben; da nun meist am Schlusse des ganzen Gesanges Hoffmann's Name steht, so wird der Leser zu der irrigen Annahme verleitet, daß auch der Text des betreffenden Recitativs auf unseren Dichter zurückgeht, was nicht der Fall ist.

Im 7. Gesange steht Hoffmann's Lied „Auf der Wahlstatt“ (Ges. W. Bd. III. S. 210) mit den Lesarten:

V. 2. Z. 1. Hier hat kein Priester Messe gelesen,
2. Keinem gereicht das Abendmal.

*) Nicht von E. Taubert, wie wir oben S. 221 Anm. fälschlich angegeben haben.

Bei Hoffmann heißt es:

Hier hat kein Pfaffe Messe gelesen
Und gereicht das Abendmal.

Der Grund der ersten Änderung ist offenbar; Taubert nahm an dem Ausdrucke „Pfaffe“ Anstoß, ohne zu erwägen, daß dieser in einem Liede, das den Ton des 16. Jahrhunderts nachahmt, durchaus nichts Verletzendes haben kann. Der Grund der zweiten übrigens unbedeutenden Änderung ist uns nicht klar; musikalisch liegt eine Notwendigkeit nicht vor.

Der 4. Gesang enthält Hoffmann's dreistrophiges Lied „Ich bin kein Ritter, noch Edelmann“ (Ges. W. Bd. III. S. 209). Nach dem ersten Verse folgt bei Taubert nur noch ein anderer, der sich zusammensetzt aus den ersten 7 Zeilen von Hoffmann's drittem und den letzten 4 Zeilen von Hoffmann's zweitem Verse — ein eigentümliches Verfahren, ein Gedicht zu kürzen.

Im 11. Gesange bringt Taubert ein dreistrophiges Abendlied, das er Hoffmann zuschreibt. Die erste Strophe „Könnt' ich unter diesen Bäumen“ ist bei Hoffmann die vierte des Liedes „Auf der Feldwacht“ (Ges. W. Bd. III. S. 228. 229), die beiden anderen sind die Schlußstrophen von Hoffmann's „Sehnsucht nach der Heimat“ (Ges. W. Bd. III. S. 220. 221). Also Verse aus zwei Hoffmann'schen Liedern werden zu einem neuen Liede zusammengefügt, und dieses erscheint ganz einfach unter des Dichters Namen.

Am Schlusse des 12. Gesanges finden wir mitten unter andern Versen, die vermutlich von Taubert selbst herrühren, die Zeilen:

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Der theure Held ist aller Ehren werth.

Das ist doch mehr als eine unbewußte Erinnerung an Hoffmann's Worte in seiner „Schlacht von Pavia“ (V. 4. Z. 1 und 2. — Ges. W. Bd. III. S. 212. 213):

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre!
Denn er ist aller Ehren werth.

Es bleiben zur Besprechung noch der 8. und 10. Gesang. Ersterer enthält Hoffmann's Lied „Im Quartier“ (Ges. W. Bd. III. S. 230) mit verschiedenen Umstellungen und Textabweichungen.

Damit der Leser einen Begriff von der Zusammensetzung des Textes im 10. Gesange bekommt, drucken wir dessen Wortlaut hier ab und heben die Verse, die auf Hoffmann zurückgehen, durch größeren Druck hervor. In den Anmerkungen citieren wir Hoffmann's Landsknechtslieder nach der Anordnung im 3. Bande der Ges. W. (S. 200—232).

Im Lager.

Hört Ihr den Ruf? Hinaus in's Lager!
Brausender Rundgesang
Schallt jubelnd die nächtlichen Au'n entlang.
Es schmettern so hell die Trompeten und Zinken,
Auch wir wollen spielen und trinken.[1])
Hinaus! Hinaus!
Quater, drei! Zu Zink und Daus![2])
Haha! Haha! O welch ein lustig Würfelspiel!
Gar visierlich,
Gar manierlich
Geht es hier im Lager her![3])
Wer wirft aus?[4])
Trink, Bruder! Gieb Bescheid![5])

Feurige Herzen,
Und kühler Wein!
Spielt mir ein Tänzel,
Und schenkt mir ein!

Wie ich mich drehe,
So dreht sich die Welt,
Bald um die Ehre,
Und bald um's Geld;

---

[1]) Frei nach Nr. 31. V. 1. Z. 6 und 7.

[2]) Nr. 31. V. 1. Z. 1.

[3]) Nr. 31. V. 1. Z. 3—5.

[4]) Aus Nr. 31. V. 1. Z. 2.

[5]) Nr. 8. V. 3. Z. 5.

Bald um die Liebe,
Und bald um's Brot,
Endlich da dreht sich's
Nur um den Tod.[1])

Margret! ein Schöpplein Wein![2])
Zahlt uns aus! Wie? Verloren wir?
Ihr verlort! Ihr betrügt, wir zahlen nicht!
u. s. w. u. s. w.
Laßt den Streit
Auf andre Zeit!
Ihr Spielleut', blaset auf!

Schmettern hell die Trompeten und Zinken,
Müssen wir singen, spielen und trinken.
Bei den Trommeln und Flöten
Ist's nicht mehr von nöthen,
Denn da geht's in geschlossenen Reihn
Burr! in die Hölle zum Teufel hinein.[3])

Der Würfel klirrt auf dem Trommelfell
Und trommelt die Zecher zusammen.
Herein, ihr Mädchen! Die Nacht wird hell
Von Eurer Augen Flammen!

Nun schwinget im bunten, im schimmernden Kleid
Zu lustigem Reigen die schlanke Maid,
Krainisch und steirisch,
Schwäbisch und bairisch:
Jeder nach seiner Landesart.[4])

Warum so traurig?
Wie? hat's dich gekränkt,
Daß du mir neulich
Ein Küssel geschenkt?

---

[1]) Nr. 11. V. 1—3.

[2]) Nr. 8. V. 2. Z. 2.

[3]) Nr. 31. V. 1. Z. 6—11.

[4]) Nr. 31. V. 2. Z. 3—5.

Will's nicht behalten,
S'ist kein Gewinn;
Geb' es dir wieder,
Da! nimm es nur hin![1])

Kommen die Mädel im grünen Mieder,
Legen wir Würfel und Karten nieder.
Keiner will trinken und paschen,
Jeder ein Mädel erhaschen;
Denn da geht's mit den Engeln gar fein
Heidelbidum! in den Himmel hinein.[2])

Margret, komm, tanz' mit mir!
Tanz' auch mit mir!
Cathrinchen, komm, tanz' mit mir!
Tanz' auch mit mir!

Jedem das Seine
Am besten gefällt:
Einem sein Mädel,
Dem Andern sein Geld.[3])

Willst du noch heuer
Ein Mädel frei'n,
Sei ja dein Mädel
Recht hübsch und klein!

Denn von dem Übel,
Sagt unser Pfarr,
Nimm dir das kleinste,
Sonst bist ein Narr.[4])

Sing' ich ein Liedel
Vor Ungemach,
Pfeifen die Vögel
Mir spöttisch nach.

---

[1]) Nr. 2. V. 5. 6.

[2]) Nr. 31. V. 2. Z. 6—11.

[3]) Nr. 2. V. 1.

[4]) Nr. 11. V. 4. 5.

Aber zum Liedel
Aus Fröhlichkeit,
Wünschen die Vögel
Mir gute Zeit.

Aus ist das Tänzel,
Die Tasch' ist leer.
Bin ich zufrieden,
Was brauch' ich mehr![1])

Unter diesem Gemengsel, das aus vier Liedern Hoffmann's und Zuthaten Taubert's besteht, prangt der Name unseres Dichters. Wir brauchen unser Urteil über dieses Werk Wilhelm Taubert's nicht zusammenzufassen. Schade, daß Hoffmann selbst das Erscheinen dieser Lieder-Cantate nicht mehr erlebt hat! Er würde nicht dazu geschwiegen haben.

---

26. Über anonyme Veröffentlichung von Zeitgedichten.
(oben S. 240. 241).

Die während des Krieges von 1870—71 entstehenden Zeitgedichte schickte Hoffmann sofort seinem Freunde Theodor Ebeling in Hamburg, der sie, ohne den Namen des Dichters anzugeben, als Flugblätter drucken ließ. Hoffmann selbst wollte seinen Namen nicht genannt wissen, und als er am 26. August sein Königslied „Wer ist der greise Siegesheld" dem Hamburger Freunde übersandte, damit dieser für weitere Verbreitung des Liedes sorgte, fügte er ausdrücklich hinzu: „Es versteht sich von selbst, daß mein Name als Verfasser nirgend genannt noch gedruckt wird. Wenn der Erfolg ein glänzender ist, dann mögen die Leute auch von mir wissen und dann werde ich meine und meiner Pathen Gesundheit in ihrem Schaumwein trinken."

Ebeling machte gegen diese Willensäußerung des Dichters sofort Gegenvorstellungen: „. . . Hauptsächlich aber wollte ich über Ihr soeben empfangenes Lied an König Wilhelm mit Ihnen unterhandeln. — Bei diesem nämlich müssen Sie durchaus als Dichter genannt sein. Bei den anderen Liedern ist Ihre Vaterschaft unbekannt geblieben; bei diesem aber, meine ich, darf das nicht sein . . .

[1]) Nr. 11. V. 8—10.

Freiligrath, Rittershaus und alle Anderen thun es doch auch; und ich glaube oder vielmehr: ich weiß ganz sicher, daß Ihr Name der Verbreitung des Liedes ungemein förderlich sein wird. Sie wissen ja, daß ich die Wege in die höchsten Kreise zu finden weiß, und es kann gar nicht schaden, wenn gerade dort Sie als der Dichter genannt werden. Weshalb wollen Sie denn auch durchaus ungenannt bleiben? — Welches auch Ihre Gründe sein mögen, — gewiß ehre und achte ich sie, auch ohne sie zu kennen; aber hier sollten Sie doch davon abgehen!"

Darauf schickte Hoffmann umgehend folgende höchst bemerkenswerte Antwort:

28. August 1870.

„Es thut mir leid, lieber Freund, daß Sie so leidend sind, aber eben so leid thut mir, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann.

Ich werde meinen Namen nie verleugnen, wozu ihn aber immer und überall nennen, zumal da, wo Freund und Feind Gelegenheit finden würden, mich eines Gesinnungswechsels zu zeihen?

Was ich gesungen habe, ist meine feste Überzeugung. Wer aber wird das glauben und einsehen? Als mich vorgestern Freiherr Gisbert von Vincke, der bekannte Dichter und Novellist, besuchte, haben wir einige Stunden miteinander über die Zeitereignisse geplaudert. Da wir sehr einig in den Hauptsachen waren, so theilte ich ihm schließlich mein eben entstandenes Lied mit. Er war sehr erfreut. Ich bat ihn, niemandem etwas darüber zu sagen. Nicht wahr, fragte ich ihn, wenn mein Name unter dem Liede stände, würde es die Kreuzzeitung nicht aufnehmen? — ‚Nein, meinte auch er, gewiß nicht.' Selbst bei dem Liede für die 55r*) hat sie darüber gesetzt: ‚(Eingesandt.)'

Es geht nicht, liebster Freund, es geht wirklich nicht. Das ist auch die Überzeugung meiner Schwägerin.

Was Freiligrath und Rittershaus thun können, kann für mich nicht maßgebend sein: beide stehn zum deutschen Volke, zu seinen Parteien und zum preußischen Staate in ganz anderem Verhältnisse als ich, sie waren von je unabhängig, nie Staatsbeamte, nie in der Art wie ich mißliebig, verfolgt, gehaßt, nie in der Lage, selbst von

*) Ges. W. Bd V. S. 166. 167.

Freunden angezweifelt zu werden. Als ich nach Weimar ging, um mit Unterstützung des Großherzogs das Weimarische Jahrbuch mitherauszugeben, nannte mich einer meiner besten Freunde einen ‚Fürstenknecht.‘

Damit also harmlos, unangefochten mein Lied bleibt, so verzichtet es auf die Flagge, denn keine Flagge soll bei mir die Waare decken.

Können Sie meine Wünsche und Bitten gerade so wie ich selbige in meinem vorigen Briefe ausgesprochen habe, erfüllen, gut, dann werden Sie mir eine große Freude bereiten, sonst muß ich auf das Druckenlassen verzichten.

Könnte ich mich doch ganz aussprechen gegen Sie! Ich bin überzeugt, Sie würden alle meine Gefühle theilen und mir auch darin beistimmen, daß in einer so großen Zeit nur von einem großen Volke die Rede sein kann und daß der Einzelne in dem gewaltigen Kampfe um Freiheit und Einheit verschwinden muß, wie's auch nicht anders will

Ihr herzlich grüßender
HvF."

---

27. Hirsche's Eingabe an Bismarck.

(oben S. 245.)

a) Hirsche an Hoffmann.

Hamburg, 28. Mai 1871.

„Schließlich sage ich Dir noch von einem Schritte, den ich am Freitag gethan. Daß ich ihn gethan, dazu hat der Hofpoet Redwitz mir den letzten Anstoß gegeben. Ich habe Deinetwegen an Bismarck geschrieben — ich denke: Deiner würdig. Die Doctorin,*) meine Frau, Benrath**) (der wieder sehr liebenswürdig), Ebeling haben mein Schreiben gelesen und vollkommen gebilligt. Ich war so von meinem Gegenstande ergriffen, daß ich es wagen konnte, das Schreiben gleich in Reinschrift zu concipieren. Du magst beurtheilen, ob ich recht gethan, wenn Du die Abschrift des Originals liest, die ich Dir sende."

*) Frau Dr. Bertha Fischer.

**) Hamburger Buchhändler, Verehrer und Freund Hoffmann's.

b) Hirsche's Schreiben an Bismarck.*)

„Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Herr Reichskanzler!

Ew. Durchlaucht erlaube ich mir die unterthänige Bitte vorzutragen:

Höchstdieselben wollen die Gnade haben zu erwägen, ob nicht eine vollständige Rehabilitirung des im Jahre 1843 als Professor an der Universität Breslau abgesetzten, seit 1860 als Bibliothecar des Herzogs von Ratibor zu Corvey fungirenden Dichters Hoffmann von Fallersleben thunlich sei.

Das Motiv zu dieser Bitte liegt bei mir vorzugsweise in meiner langjährigen Bekanntschaft mit dem Dichter. Ich weiß, wie unendlich der jetzt im 74. Lebensjahre stehende Mann durch Erfüllung meiner Bitte, von der er übrigens keine Ahnung hat, sich beglückt fühlen würde. Dennoch würde ich dieselbe nicht wagen, wenn es nicht zugleich meine festeste Überzeugung wäre, daß es kein Unwürdiger ist, dem die Gnade der Rehabilitirung zu Theil werden würde. Zwar ist die dadurch zu bewirkende pecuniäre Verbesserung Hoffmanns, der seit dem October 1848 ein Wartegeld von 375 Rt. bezieht, während sein voller Gehalt 500 Rt. betrug, keine erhebliche; aber die moralische Wirkung auf sein Gemüth, der Einfluß für seinen Lebensfrieden würde gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Obwohl er es nie geäußert, meine ich dennoch mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er im Stillen oft daran denkt, daß das Jahr 1871 vielleicht ihm dasselbe Glück bringen könnte, das Königliche Huld im Jahre 1840 E. M. Arndt gebracht hat.

Hoffmann ist im Grunde seines Herzens einer der besten Söhne Deutschlands. Er hat mehr als irgend einer unter den lebenden Dichtern Deutschlands durch die Klänge seiner stets patriotisch gestimmten Leier dazu beigetragen, den Quell vaterländischer Begeisterung zu wecken und zu nähren, dessen Gewässer in das sichre, maaßvolle Bett einer großartigen politischen Organisation hineingeleitet und zu einem Segen für alle einzelnen deutschen Staaten, Stämme, Gemeinden gemacht zu haben durch Gottes Gnade, nächst unsers Kaisers Weisheit und Kraft und neben den großen Kaiserlichen Feldherren, vorzugsweise Ew. Durchlaucht unsterbliches Verdienst ist.

*) Abschrift Hirsche's in Hoffmann's Nachlasse.

Auch darin steht Hoffmann Ew. Durchlaucht nicht allzu fern, daß sein politischer Standpunkt von jeher nicht bloß ein abstract deutscher, sondern ein concret preußisch-deutscher war. In dem Eliaswagen, einem jener unpolitischen Lieder, um derentwillen die Strafe der Absetzung ihn traf, hat er zu jener Zeit, in welcher Preußen am Wagen der europäischen Pentarchie allerdings notorisch als fünftes Rad angesehen wurde, gesungen:

Fünftes Rad, fürwahr, du solltest
Ein Eliaswagen sein!
Fünfte Macht, wenn du es wolltest —
Und Europa wäre dein!

Dieser Überzeugung von Preußens Beruf ist Hoffmann seitdem niemals ungetreu geworden, und namentlich hat der Regierungsantritt Sr. Kaiserlichen Majestät seine patriotischen Hoffnungen wiederum belebt. Im Jahre 1861, am 18. Oktober, hat er bei einem Festmahl zu Höxter folgenden Trinkspruch ausgebracht:

Wofür jetzt alle Deutsche leben,
Wonach sie sich sehnen und eifrig streben,
Es wird dereinst auf Erden
Zur vollen Wahrheit werden.
Der König, der sich eben jetzt
Die Königskron' aufs Haupt gesetzt,
Der muß die deutsche Kaiserkrone
Einst hinterlassen seinem Sohne.
Drum laßt uns jetzt das Glas erheben:
Der König als deutscher Kaiser soll leben!

Es ist demnach auch nicht ein Act poetischer Courtoisie, sondern eine That seines Herzens, wenn Hoffmann im Anfange dieses Jahres in einem Kaiserliede den patriotischen Gefühlen einen Ausdruck gegeben hat, die wir alle, die wir gute Deutsche sind, unserm Kaiser Wilhelm huldigend entgegenbringen.

Indem Ew. Durchlaucht ich das fernere Geschick dieser bescheidenen Zeilen vertrauensvoll anheimstelle, bitte ich Höchstihre Aufmerksamkeit auch auf die denselben unterthänigst beigefügten Anlagen richten zu dürfen.

Ew. Durchlaucht werden darunter finden einige literarische Sachen aus der Feder Hoffmann's, einige Nachrichten über die Kundgebung zu Ehren Hoffmann's, die hier in Hamburg beabsichtigt wird, endlich einige Predigten von mir, die Ew. Durchlaucht gern sagen möchten, wiefern ich durch mein eignes inneres Sein und Denken mich entschuldigt hielt, wenn ich mich erkühnte, diesen ungewöhnlichen Schritt bei Ew. Durchlaucht zu thun.

Sollten Ew. Durchlaucht noch weitere Erkundigungen nach mir einzuziehen wünschen, so zweifle ich nicht, daß sowohl Herr Bürgermeister Kirchenpauer von hier, als Herr Staatsminister von Campe aus Braunschweig, wo ich früher als Consistorialrath fungirt habe, nicht abgeneigt sein würden, Höchstihnen ein Wort über mich zu sagen. Jedenfalls aber kenne ich Ew. Durchlaucht zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, wie bereit Höchstihre Humanität ist, einem wohlmeinenden Bittsteller auch minder angemessene Wege und Worte nachsichtigst zu verzeihen.

Ew. Durchlaucht
unterthänig gehorsamster
K. Hirsche
Hauptpastor an der St. Nikolai-Kirche.

Hamburg, den 26. Mai 1871."

c) von Mühler's Antwort auf Hirsche's Eingabe.*)

„Berlin, den 24ten Juni 1871.

Auf das dem Herrn Reichskanzler unter dem 26ten v. Mts. eingereichte an mich abgegebene Gesuch um eine vollständige Rehabilitirung des Professors Hoffmann aus (sic!) Fallersleben bedauere ich Ew. Hochehrwürden einen ablehnenden Bescheid ertheilen zu müssen, da, wennschon ich gern anerkenne, daß der Professor Hoffmann seit dem Jahre 1848 eine vorwurfsfreie Haltung bewahrt und um die Wissenschaft sich große Verdienste erworben hat, doch die Rücksicht auf sein hohes Alter es durchaus unthunlich erscheinen läßt, ihn in sein früheres akademisches Lehramt wieder eintreten zu lassen.

*) Original in Hoffmann's Nachlasse.

Die Ihrem Gesuch beigefügten Anlagen erfolgen hiermit zurück.

Der Königlich Preußische Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.
von Mühler.

An
Den Hauptpastor an der St. Nicolai-Kirche,
Herrn Hirsche
Hochehrwürden
zu Hamburg."

---

28. Über die alten Sprachen, das Schulwesen und die Kindererziehung.

(oben S. 257. 258.)

Dem Studium der klassischen Philologie wurde Hoffmann bereits auf der Universität völlig entfremdet. Beachtenswert sind des Jünglings Äußerungen über die Methode der klassischen Philologie und über den Wert der auf der Kenntnis des Altertums beruhenden Bildung in dem Briefe an Jacob Grimm vom Neujahr 1820 (vgl. oben S. 306. 307).

Zu der in diesem Briefe ausgesprochenen Ansicht hat er sich sein ganzes Leben hindurch bekannt. Wir teilen noch einige Äußerungen aus seinen letzten Lebensjahren wegen ihres originellen Tones und Inhaltes mit.

An Frau Bertha Fischer.

26. Februar 1872.

„Franz hat gestern mit seinem Freunde Karl Müller fleißig in Oel gemalt. Es ist eine wahre Lust zuzusehen, wie eifrig sie sind und was sie für Fortschritte machen. Natürlich, bei unserm unnatürlichen Schulwesen bleibt ihm ja nur wenig Zeit zu dergleichen Liebhabereien; wöchentlich 32 Stunden, also viermal jeden Tag 6 Stunden in der Schule und dann noch die vielen Schularbeiten! Und dabei wird auf keine Neigung, kein Talent, keine Leistung Rücksicht genommen, wenn solche Dinge nicht mit der Schule, oder eigentlich mit Griechisch und

Latein in einem beides fördernden Zusammenhange stehn. Es ist ein Jammer, daß vorläufig nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist, daß unsere Gymnasien eine den Zeitverhältnissen entsprechende Umgestaltung erfahren. Wenn ein Junge aus diesen Drillhäusern, welche höhere Bildungsanstalten heißen sollen, mit gesundem Leib und Geist herauskommt, so kann er von Glück sagen und Gott nicht genug danken. Nun frage ich Sie, wo steckt die hohe Bildung bei den studierten Leuten? Sie haben oft nicht einmal gelernt, richtig deutsch zu sprechen und zu schreiben und sind fast alle nicht im Stande, ein Gedicht leidlich vorzutragen.

Ich freue mich, daß ich mir meine Freiheit in meiner Bildung allen akademischen und Staatsanforderungen gegenüber behauptet habe. Wer aber hat dazu wie ich den kräftigen Willen und die nothwendige Ausdauer? Ich fürchte, meinem armen Jungen wird das nicht gelingen, er wird in den schönsten Jahren seiner geistigen Entwickelung mehr zurückgehalten als gefördert und muß, wenn er sich einen Lebensberuf wählt, wobei Griechisch und Latein höchst überflüssig ist, dann von vorn wieder anfangen. Ich bin oft recht betrübt gewesen über solch eine Zukunft meines Franz, aber ich fühle mich nachgerade beruhigt: der liebe Gott meint es mit seinen Kindern besser als die unfehlbaren, einseitigen, dünkelhaften Schulmeister und Unterrichtsminister.

Es ist nur gut, daß wenigstens die Volksschule einer besseren Zukunft entgegengeführt wird. Mit wahrer Herzensfreude stimme ich allen dahin zielenden Bestrebungen und Leistungen bei. Darum habe ich auch dem alten lieben Harkort, den ich schon seit — erschrecken Sie nicht — 50 Jahren kenne, im Namen der Schullehrer zu seinem 80. Geburtstage ein Danklied*) dargebracht."

Im Nachlasse findet sich, auf einem Blatte Papier von des Dichters Hand niedergeschrieben, folgende Betrachtung:

„Es ist unendlich viel Philisterhaftes in der Entwickelung der Menschheit. Dies hartnäckige Festhalten der Überlieferung ist eigentlich mehr noch als Philisterei, es ist eine bis zum Blödsinn getriebene Albernheit. Wäre nicht die feige Rücksicht selbst bei gescheiten Leuten zu groß, so würde über gewisse Erscheinungen im Staats- und

*) In den Ges. W. nicht veröffentlicht, da sein dichterischer Wert gering ist.

kirchlichen Leben das richtige Urtheil längst zur Geltung gekommen sein. Man zuckt die Achseln und thut als könnte es nicht anders sein und als ob es ewig so bleiben müßte.

Anderthalb tausend Jahre hat das Christenthum im Abendlande nur die lateinische Sprache als Kirchensprache gehabt und der Catholicismus auf der ganzen Erde hat sie heute noch. Und diese Sprache, die kein Mensch versteht, gilt neben dem Griechischen in Deutschland heute noch für das höchste Bildungsmittel, und die Kenntniß beider Sprachen ist von Staatswegen zur Bedingung gemacht worden, Universitäten zu besuchen, einjähriger Freiwilliger zu werden und zu einem höheren Staatsamte zu gelangen. In welchem Volke der Vor- und Mitwelt findet sich ein solcher Widerspruch mit seiner eigenen Cultur? Man nennt das classische Bildung und wer nicht classisch gebildet ist, dem sprechen unsere Schulphilister überhaupt alle Bildung ab. Auf diese Weise wäre dann unsere ganze Frauenwelt gar nicht gebildet, weil sie glücklicherweise weder Griechisch noch Latein versteht."

29. Hoffmann und die vlämische Bewegung.

(oben S. 258).

Der vlämischen Bewegung, für die Hoffmann bereits im Jahre 1856 in seiner Schrift De vlaamsche Beweging*) eine Lanze gebrochen hatte, schenkte er in den letzten Jahren seines Lebens fortgesetzt seine wärmste Teilnahme. Von den Briefen an den Herausgeber der Zweep, Julius van Thielt, sind uns zwei erhalten, deren Inhalt es verdient, an dieser Stelle wiedergegeben zu werden.

Die Übersetzung seines „Liedes eines Verbannten": Zij hebben mij vervolgd, verdreven**) übersandte er van Thielt mit folgendem Briefe, von dem eine eigenhändige Abschrift in des Dichters Nachlasse vorliegt:

Schloß Corvey, 14. Juni 1871.

„Herzlichen Dank für Ihre gütigen mir sehr willkommenen Mittheilungen!

Jahre lang hat es mich schmerzlich gestimmt, daß die ‚vlämische

*) Vgl. „Mein Leben". Bd. VI. S. 148.

**) Vgl. Ges. W. Bd. V. S. 35 und S. 329. Anm. 6. — Gedicht und Brief sind mitgeteilt in der Zweep vom 25. Juni 1871.

Bewegung' nicht recht zur Bewegung gelangen konnte. Um so mehr freut es mich, daß sie es jetzt geworden ist. Ich hege die Überzeugung, daß sie mit solcher Liebe gepflegt bald sich eines sicheren, glänzenden Erfolgs erfreuen wird.

Der innigen Theilnahme Deutschlands darf sich auch ferner das stammverwandte Niederland versichert halten. Kein Volk der Welt ist gerechter gegen das Ausland, kein Volk bereiter zur Anerkennung jeder fremden Eigenthümlichkeit, keins befähigter zum Verständniß alles Schönen, woher es auch kommt, als das deutsche Volk.

So habe ich immer gedacht und es darf Sie nicht wundern, wenn ich auch jetzt fortfahre, meine innige Theilnahme an der herrlichen, gerechten Sache der Vlamingen auszusprechen.

Lassen Sie mein Lied erst ohne die Melodie drucken und geben Sie es dann mit derselben in einer der folgenden Nummern. ...... Die Melodie ist so wundervoll, daß sie, nur einigermaßen gut gesungen, zauberisch wirken muß."

Die Übersendung seines Liedes: „An die Männer von Flandern" *) begleitete er mit folgendem Schreiben:

Schloß Corvey, 26. April 1872.

„Hochgeehrter Herr!

Ein deutsches Lied mit deutscher Volksweise! Ich hoffe und wünsche, daß Sie es gern in die Zweep aufnehmen. Die Fransquillons müssen nicht glauben, daß wir dem Kampfe unserer Brüder um die heiligsten Belangen theilnahmlos zusehen. Nebenbei mögen auch die Vlamingen es nicht verschmähen, ein Lied in der Sprache ihrer Freunde zu singen, nachdem sie so lange und leider! so gern die Lieder ihrer Feinde gesungen haben.

Mit deutschem Gruße Ihr ergebener

Hoffmann von Fallersleben."

---

*) Vgl. Ges. W. Bd. V. S. 190—191. — Lied und Brief in der Zweep vom 12. Mai 1872. Wir entnehmen den Brief dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 1. Juni 1872.

30. Zum Kulturkampfe.

(oben S 258 ff.)

a) Aus Briefen Hoffmann's.

An J. M. Wagner.

10. August 1869.

„Bei der gewaltigen Aufregung, die schon jetzt das Concil hervorbringt, wäre es wol zeitgemäß, wenn in einer besondern Ausgabe Syllabus und Encyclica vollständig gedruckt würden. Man kennt ja nur die früheren Auszüge, die heute schon wieder ziemlich vergessen sind. .... Es ließe sich ein ungeheueres Geschäft damit machen und der Erfolg wäre ein ebenso ungeheuerer und nachhaltiger."

An Ebeling.

4. August 1871.

„Das unfehlbare Lied*) sollte Ihnen Franz mit der Bitte übergeben, Sie möchten es so einzeln wie es ist drucken lassen und mir dann einige Exemplare zusenden. Frau ... hatte gemeint, die Leute läsen so etwas nicht mehr und Franz überließ es ihr. Die Unfehlbarkeitsfrage ist aber die wichtigste und bleibt es, sie enthält unser ganzes Wohl und Weh, unsere ganze Zukunft, und es kann in Bezug darauf gar nicht genug gewirkt werden."

---

b) Was Hoffmann unter dem Worte „Pfaffe" versteht.

Die poetischen Angriffe Hoffmann's gegen die Pfaffen im Sommer 1872 wurden von mancher Seite falsch gedeutet, als ob sie sich gegen alle Geistlichen richteten (vgl. oben S. 259). Daher sandte er der Westfälischen Zeitung die folgende Erklärung, die von seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zeugt:

„In jedem Wörterbuche der deutschen Sprache und in jedem Conversationslexikon ist das Wort Pfaffe in seiner heutigen Bedeutung zu finden. Trotzdem verstehen manche kathol. Geistlichen darunter einen

* Ges. W. Bd. V. S. 177.

jeden Geistlichen und Priester und beziehen Alles, was gegen Pfaffen geredet, geschrieben und gesungen wird, auf sich. Freilich haben sie Recht, wenn sie das sind, was unter Pfaffe jetzt allgemein verstanden wird. In Jos. Meyer's großem Conversations-Lexikon 1850 heißt es ganz einfach: „Pfaffe jetzt nur in üblem Sinne ein eigennütziger, anmaßender und scheinheiliger Geistlicher." — Schon zu Anfange des 16. Jahrhunderts hatte das Wort seine würdige Bedeutung verloren: Luther bezeichnet damit nur die Götzenpriester (Jesaias 19, 3 und Baruch 6, 9. 32. 48. 54, und nennt die Priester des Baal in der Überschrift zu 1. Kön. 18 Baalspfaffen. In ganz Deutschland muß damals bereits das Wort eine verächtliche Bedeutung gehabt haben. Aventinus in seiner baierischen Chronik (geschrieben 1526 bis 1533) bezeichnet es als ein „unehrliches und Schmachwort", s. Schmeller Wb. neue Ausg. 1, 420. Die katholischen Geistlichen, welche die Wörter Geistlicher und Pfaffe für heute noch gleichbedeutend halten, oder vielmehr, wo es ihnen paßt, ausgeben, mögen endlich einsehen lernen, daß der Sprachgebrauch mächtiger ist, als die ganze Clerisey — genus irritabile vatum, nennt sie schon Horaz — und sich gegen jede Unfehlbarkeit behauptet und unfehlbar behaupten wird. Vgl. Adelung Wörterbuch. Wiener Ausgabe 3,700. Campe Wb. 3,605. Eberhard Synonymik. 3. Ausg. 4,532. Weigand Wb. 2,363. Eiselein, Sprichwörter u. s. w. S. 505—507." (Westf. Zeitung vom 26. Juli 1872.)

---

c) Eine Aeußerung der Berliner Wespen.

Der Streit der Presse für und gegen Hoffmann, über den wir oben (S. 260 261) Einiges berichtet haben, führte zu den bedauerlichsten Schmähungen und Verdächtigungen, auf deren Wiedergabe wir herzlich gern verzichten. Einmal kam auch ein prächtiger Humor zu Worte, in den Berliner Wespen vom 12. Juli 1872 (Nr. 28). Da lesen wir folgendes:

Bestraftes Laster.
Eine sehr reinliche Geschichte.

Da lebte seit Jahren schon ein alter Mann im Dienste des Herzogs von Ratibor, der hieß Hoffmann und war aus Fallersleben gebürtig. Der hatte eine freie Wohnung im Kloster Corvey inne, wo

er dem Herzog die Bücher vorlas und andere kleine Kopfarbeiten verrichtete. Und der Herzog, sowie dessen Bruder, der unter einem Kardinalshut steckte, waren dem alten Diener sehr zugethan und hielten große Stücke auf ihn. Nun hatte dieser aber einen bösen Fehler, er war nämlich dem Sung ergeben, und er trieb es gar nicht heimlich und im Stillen, sondern frei, wie er wohnte, so sang er auch. Was ihm in der Jugend zum Verbrechen gemacht worden war, das hatte sich bei ihm im Alter zum Laster ausgebildet.

Das gab nun allen anderen Dienstleuten des Herzogs ein großes Ärgerniß, besonders wenn Hoffmann die wälschen Pfäfflein, zu denen doch der Kardinal auch gehörte, nicht eben fein besang. Und das wäre noch lange so fort gegangen, wenn sich Germania, eine Großmagd im Dienste des Herrn, nicht einen Mut gefaßt und es dem Herzog gestochen hätte. „Gestern hat sich der Herr von Fallersleben (die kluge Dirne weiß recht gut, daß er Hoffmann heißt, sie schimpft aber gern) wieder fürchterlich beliedert und sich einen Pfaffen gekauft. Ach lieber Herr Herzog, sperren Sie ihm doch blos die Temporalien, wir können das ja nicht mehr mit anhören, es reißt uns den Majunke aus dem Leibe!"

Nun wird es dem armen, alten Hoffmann wohl schlimm ergehen!

---

31. Handschriftliche Quellen zur Biographie.

Die wichtigsten handschriftlichen Quellen für die Lebensgeschichte Hoffmann's enthält naturgemäß der Nachlaß, der uns vom Sohne in dankenswertester Weise uneingeschränkt überlassen worden ist. Hier sind als besonders wichtig hervorzuheben:

1. Tagebücher, die bis zum Jahre 1843 unregelmäßig, von da an bis zu seinem Tode mit größter Gewissenhaftigkeit Tag für Tag durchgeführt sind;

2. 18 Hefte Aphorismen aus den Jahren 1828—1837, enthaltend einzelne Aufzeichnungen über sein äußeres und inneres Leben, Entwürfe zu Briefen, Gedichte, Sprüche, Betrachtungen u. a.;

3. 19 und 7 Sammelhefte, hauptsächlich eingeklebte Zeitungsausschnitte enthaltend, daneben aber auch viel Handschriftliches, alles überwiegend persönlichen Inhaltes;

4. die Briefe an seine Eltern und Geschwister, besonders an Daniel;

5. die Briefe an Ida, Franz und Alwine;

6. die außerordentlich reichhaltige und vielseitige Sammlung der an ihn gerichteten Briefe.

Gerade diese Briefsammlung wurde uns ergänzt durch die entsprechenden Briefe Hoffmann's, die uns von vielen Seiten mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurden. Indem wir ein Verzeichnis dieser uns bekannt gewordenen Briefe Hoffmann's, die sich da und dort verwahrt finden, hier anschließen, weisen wir nicht nur das reiche Quellenmaterial nach, das uns bei unserer Arbeit zu gute gekommen ist, sondern erfüllen zugleich einen Akt der Dankbarkeit denen gegenüber, die uns Einsicht in diese Briefe gütig verstattet haben.

Folgende Zeitgenossen des Dichters haben uns seine an sie gerichteten Briefe mitgeteilt:

1. Elvira Détroit, jetzt verwitw. Frau Professor Elze zu Berlin;
2. Frau Dr. Bertha Fischer zu Hamburg, jetzt verwitwete Frau Direktor Bothe zu Görlitz;
3. Ingenieur-Geograph Carl Gräf zu Dresden;
4. Hauptpastor D. theol. Karl Hirsche zu Hamburg (gestorben am 23. Juli 1892);
5. Fürstin Marie von Hohenlohe-Schillingsfürst zu Wien;
6. Professor Dr. Leo Meyer zu Dorpat;
7. Herzog Victor von Ratibor zu Schloß Rauden (gestorben am 30. Januar 1893);
8. Julius Reusch zu Kruft bei Neuwied;
9. Kapellmeister Hans Michel Schletterer zu Augsburg (gestorben am 5. Juni 1893);
10. Herzogl. Rat Schmidt zu Schloß Rauden;
11. Julius Wolff zu Charlottenburg.

Ferner erhielten wir Einblick in die Briefe Hoffmann's an folgende Freunde und Bekannte:

1. Theodor Ebeling zu Hamburg (im Besitze seiner Frau Amanda daselbst);
2. Ludwig Erk zu Berlin (im Besitze seines Sohnes Carl zu Hannover);

3. Carl Grete zu Vorsfelde (im Besitz seines Sohnes Wilhelm daselbst);
4. Jacob und Wilhelm Grimm (im Besitze von Wilhelms Sohne Hermann; im Grimmschrank auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich);
5. K. H. G. von Meusebach zu Berlin (in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin);
6. Rudolf Müller zu Holdorf (im Besitze von dessen Familie; mitgeteilt von seinem Sohne R. C. Müller zu Hamburg);
7. Leocadia von Nimptsch auf Jäschlowitz bei Breslau (in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich);
8. Cassius Piel zu Neuwied (im Besitze des Hauptmann Ohlenschläger zu Gleiwitz);
9. Friedrich Preller zu Weimar (im Besitze seiner Witwe daselbst);
10. Julius Roger zu Schloß Rauden (im Besitze des Rates Schmidt daselbst);
11. Johannes Schulze zu Berlin (in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich);
12. Adolf Strümpell zu Wolfenbüttel (im Besitze seiner Witwe zu Blankenburg am Harz);
13. Joseph Maria Wagner zu Wien (dem Sohne Hoffmann's überlassen von seiner Witwe Frau Josefine Wagner zu Wien);
14. Conrad Wolff zu Crefeld (im Besitze seiner Witwe daselbst).

Auch außer dem Genannten ist uns viel Handschriftliches von Hoffmann, das sich in Privatbesitz und auf Bibliotheken befindet, in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt worden und hat uns in unserer Aufgabe gefördert. Wir haben uns hier auf die Anführung des Wichtigsten beschränken müssen. Wennschon wir auf diese Weise den ungenannten Beiträgern unseren Dank nicht namentlich aussprechen, so bleibt doch unsere Dankbarkeit unvermindert dieselbe.



32. Stammbaum der Familie Hoffmann.

Einen großen Teil der biographischen Angaben dieses Stammbaumes verdanken wir einer Nichte Hoffmann's, Fräulein Emilie Boës zu Hannover, die uns Einsicht in einen Stammbaum der Familie Boës verschafft hat.



Johann Daniel Hoffmann (Fallersleben).
Dorothea, geb. Boës (Adenstedt).

Heinrich Wilhelm Hoffmann (Fallersleben),
gest. 23./4. 1819.
Dorothea, geb. Balthasar (Wittingen),
geb. 9./7. 1765 — gest. 3./12. 1842.

1. **Daniel**, geb. 25./5. 1790, gest. 5./4. 1842.

2. **Auguste**, geb. 22./1. 1794, gest. 4./7. 1870, verh. am 25./6. 1819 mit Pastor **F. zum Berge** (Bothfeld).
   1. **Adele**, geb. 29./2. 24, gest. 5./1. 90, verh. am 24./5. 64 mit Pastor Gehrich (Bothfeld). — 1 Tochter.
   2. **Alwine**, geb. 22./3. 25, gest. 29./5. 88 (Weimar).
   3. **Adolf**, geb. 7./12. 28, gest. 14./6. 89 (Hannover). — 1 Tochter.
   4. **Ida**, geb. 11./4. 31, gest. 28./10. 60, Gattin des Dichters.
   5. **Agnes**, geb. 11./2. 34, gest. 8./8. 71, verh. mit Lehrer Bock (Bothfeld). — 1 Sohn.

3.

4. **Dorothea Friederike Wilhelmine**, geb. 4./2. 1800, gest. 25./8. 1883, verh. am 24./6. 1821 mit dem Kaufmann **G. F. Boës** (Fallersleben).
   1. **Marie**, geb. 5./6. 22, gest. 2./6. 27.
   2. **Henriette Auguste**, geb. 25./3. 24, verh. mit Pastor Wendebourg (Lewe-Liebenburg). — 9 Kinder.
   3. **Eduard**, geb. 13./11. 25, gest. 27./9. 75 (Bremen). — 5 Kinder.
   4. **Emilie**, geb. 14./8. 27 (Hannover).
   5. **Hermann**, geb. 2./2. 30 (Fallersleben). — 1 Sohn.
   6. **Ida**, geb. 25./3. 32, gest. 10./7. 87, verh. mit Dr. med. Henke (Fallersleben). — 7 Kinder.
   7. **Wilhelm**, geb. 8./12. 34, gest. 3./7. 57.
   8. **Minna**, geb. 17./2. 38.
   9. **Bertha**, geb. 3./8. 39, verh. mit Musikdirektor Ahl (Pittsburg N. S. A.). — 3 Kinder.

5. **Dorothea**, gest. 4./1. 1803.

3.

Heinrich August,
geb. 2./4. 1798,
gest. 19./1. 1874,
verh. am 28./10. 1849 mit **Ida zum Berge.**

Franz Friedrich Hermann,
geb. 19./5. 55,
verh. am 16./8. 82 mit Thekla Luise Kaiser.

1.	2.	3.
Maria Katharine,	Moritz Hans-Joachim	Maria Anna Elisabeth,
geb. 6./11. 83.	geb. 5./8. 86.	geb. 7./11. 91.

Personen-Verzeichnis

zum 7. und 8. Bande der Gesammelten Werke.*)

*) Anmerkung: Dem Plane Hoffmann's gemäß sind nur die Zeitgenossen des Dichters in dieses Verzeichnis aufgenommen. Bei denjenigen Personen, über die sich in der Selbstbiographie ausführlichere Nachrichten finden, als in unserem verkürzten Texte, ist auf die betreffenden Stellen von „Meinem Leben" verwiesen. Durch einen Stern vor dem Namen sind diejenigen Personen hervorgehoben, über die Näheres im 6. Bande der Ges. W. (S. 346 ff.) mitgeteilt ist.



